Kleine Schriften

Alfred Edmund Brehm

Kultur und Welt

Alfred Brehm

Kleine Schriften



Alfred Brehm

1869

Alfred Brehm

Kleine Schriften

Mit 26 Abbildungen auf 8 Tafeln

Bibliographisches Institut, Leipzig
1921

Vorwort

Unser reiches Schrifttum besitzt viele tierkundliche Werke von anerkannter Trefflichkeit, aber wenige, in denen die Lebenskunde der Tiere so anschaulich geschildert ist wie in den Schriften von Alfred Brehm. Geboren am 2. Februar 1829 im Pfarrhause zu Unterrenthendorf im ehemaligen Großherzogtum Sachsen, schien er von vornherein dazu berufen zu sein, der begeisterte Freund und sorgsame Beobachter des Tierlebens zu werden, als der er in allen Weltteilen bekannt geworden ist; denn sein Vater, der Pfarrer Christian Ludwig Brehm, war einer der genauesten Kenner der heimischen Natur und gehörte zu den Begründern der deutschen Vogelkunde als Wissenschaft.

Schon als Knabe begleitete Alfred den Vater auf seinen Streifzügen durch die thüringischen Wälder, um sich von ihm unterweisen und belehren zu lassen, oftmals über unscheinbare Dinge, die dennoch, wie er bald erfahren sollte, für den Kundigen von Bedeutung sind. „Da fliegt eine Feder. Von welchem Vogel ist sie, Alfred? Hörst du es dort pfeifen und singen? Wer ist der Tonkünstler, wie heißt er und wie sieht er aus? Wie machen wir es, um ihn aufzusuchen? Hier ist ein Nest. Welcher Vogel kann es gebaut haben? Wie erkennt man überhaupt den Vogel nicht nur an den Federn, sondern an irgendeiner Feder? An seinem Neste? Seinen Eiern? Seinem Schlage oder Rufe? Wie spricht dieser oder jener Vogel in Liebe, Zorn, Gefahr oder Furcht?" Unter dieser frühen und unübertrefflichen Anleitung erwarb sich der junge Brehm jenes Späherauge, das den Vogel in Wolkenhöhe und den Vierfüßler am Horizont verfolgen konnte, dem kein Getier entging, mochte es sich am Boden hindrücken oder im dichten Laub verbergen.

So war es denn nicht zu verwundern, daß den Jüngling schon im achtzehnten Jahre das seltene Glück überraschte, von einem begeisterten Naturfreund und Vogelliebhaber die Mittel zu seiner ersten Reise in die weite Welt zu erhalten. Das Ziel war Afrika, wo er, ohne es zu ahnen, fünf Jahre (1847—52) verweilen sollte, Ägypten, Nubien und den östlichen Sudan zu durchforschen.

Wenn auch fast nichts mehr ihn zu der Hoffnung berechtigte, die teure Heimat jemals wiederzusehen, und er sich von aller Welt abgeschnitten sah, gab er sich dennoch selber nicht verloren. „Bei aller meiner Armut", sagte er einmal in bezug auf diese erste Reise, „hatte ich doch noch viel, sehr viel. Ich hatte Gottes Sonne und seine hochheilige Natur, ich hatte in meinem Hofe eine eigne kleine Welt. Wieviel Vergnügen machten mir meine zahmen Ibisse, die lebenden großen Tiere; wie schmeichelten mir die Affen, wie liebkoste mich Bachida, meine Löwin! Ich gewann sie lieb, sie wurde meine beste Freundin."

Nachdem er 1856 Spanien besucht hatte, unternahm er 1860 eine Reise nach dem hohen Norden, das Tierleben in Norwegen und Lappland kennenzulernen. Als Begleiter des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha bereiste er

1862 die Bogosländer, wurde 1863 Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg und gründete 1867 das Berliner Aquarium, das er bis 1875 leitete. Westsibirien und Nordwestturkestan besuchte Brehm 1877 und ein Jahr später das mittlere Donaugebiet in Begleitung des Kronprinzen Rudolf von Österreich. Zum zweitenmal sehen wir ihn 1879 in Spanien. Von seiner Reise nach Amerika kehrte er mehr krank als gesund im April 1884 zurück; es war die letzte Fahrt. Er starb, erst 55 Jahre alt, am 11. November 1884 in seinem Geburtsort. Mit Ausnahme von Australien war ihm kein Erdteil fremd geblieben.

Seine Schriften, durch packende Lebendigkeit und Allgemeinverständlichkeit vor andern ausgezeichnet, sind wie kein andres Werk geeignet, die Liebe zur Tierwelt in weiteste Kreise zu tragen. Über das Ergebnis seiner ersten mit den größten Schwierigkeiten verbundenen Reise nach Afrika berichtet er in seinen dreibändigen „Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika“ (1855). Die für seine schriftstellerische Laufbahn bedeutungsvoll gewordene Verbindung mit der „Gartenlaube“, der er hauptsächlich sein rasches Bekanntwerden verdankt, fällt in das Jahr 1858, wo er nach Leipzig übersiedelte. Das poetisch gestimmte „Leben der Vögel“ erschien zuerst 1861 und später in neuer Auflage, während inzwischen beständig Einzelschilderungen, vor allem in der „Gartenlaube“ und andern Blättern veröffentlicht wurden. In schlichter Form, aber in wundervoller Anschaulichkeit erzählt uns der große Meister hier in kleinen, voneinander unabhängigen Aufsätzen seine tausendfachen Erlebnisse, teilt er uns von seinen reichen Erfahrungen mit, die er in der Tierwelt gesammelt, in inniger Verknüpfung mit Bemerkungen über die Länder, die er berührte und deren Bewohner. Weiter erschienen von ihm „Ergebnisse einer Reise nach Habesch“ (1863), „Illustriertes Tierleben“ (1863), „Die Tiere des Waldes“ (mit Roßmäßler, 1865), „Gefangene Vögel“ (1876), seine Vorträge unter dem Titel: „Vom Nordpol zum Äquator“ (1890).

Während seine größeren Werke jedermann zugänglich sind, lassen sich seine in vielen Zeitschriften zerstreuten kleinen Aufsätze nur schwer auffinden. Da aber gerade sie von echt Brehm'schem Geist und Gemüt erfüllt sind, lohnt es sich, eine Auswahl der besten in einem Band zusammenzufügen, was in den vorliegenden „Kleinen Schriften“ geschehen ist.

Brehm, unbeugsam im Willen, tatkräftig im Handeln, im Wesen aller Halbheit abhold, von regem Geist, mit stark ausgeprägtem Selbstgefühl, das keinen Widerspruch duldete, war ein mittelgroßer, markiger, muskulöser Mann mit höchst ausdrucksvollem Gesicht; die hohe und freie Stirn, die kräftige Adlernase, die freundlichen, graublauen Augen, der dunkle Vollbart gaben ihm das Gepräge einer starken Persönlichkeit, die auf jedermann tiefen Eindruck machte.

Die Schmückung unsres Buches durch sein Bildnis will mehr als ein guter Brauch sein; sie soll vor allem den unauslöschlichen Dank zum Ausdruck bringen, der dem Verblichenen für sein unermüdliches Schaffen, für seine klassischen Werke gebührt.

Leipzig, 12. Juli 1921.

Bibliographisches Institut.

Inhalt mit Quellennachweis

I. Bilder aus dem Tierleben.

II. Reiseskizzen eines Naturforschers.

Verzeichnis der Tafeln

I. Bilder aus dem Tierleben.

1. Das Nilpferd.

Vor allen übrigen Erdteilen scheint besonders Afrika berufen zu sein, unsern Tagen Tiergestalten aus der märchenhaften Vorzeit in lebendigen Bildern vorzuführen. Aber man muß jetzt schon ziemlich weit in sein Inneres eindringen, ehe man ihnen, den Zurückgelassenen oder Übriggebliebenen früherer Schöpfungstage, begegnet. Auch die recht eigentlichen Kinder des heiligen Stromes der Nordhälfte Afrikas haben sich aus dessen unterem Laufe entfernt und sind mehr den Quellenländern zugezogen. In Ägypten leben nur noch wenige Krokodile in Angst und Sorge, daß die tötende Kugel für sie wohl bereits gegossen sein könnte; und Ibis, der Bote des göttlichen Nils, hat sich gegenwärtig bis nach dem Sudan zurückgezogen. Nur der altberühmte Ichneumon führt noch heutzutage, selbst in Unterägypten, ein recht beschauliches Leben: er hat sich dem Zeitgeiste gefügt. Krokodileier gibt es nicht mehr auszuscharren; deshalb spürt jetzt das kluge Tier den Hühnereiern um so eifriger nach, und arge Verleumder in seinen Augen, zu denen auch ich leider mich zählen muß, wollen behaupten, daß diese ihm gegenüber weit besser schmeckten, als die Krokodileier ihm früher geschmeckt haben sollten; denn es mag nicht gerade leicht gewesen sein für unsern edlen Ichneumon, dieselben unter den Augen einer Krokodilmutter, die oft sehr ungemütlich sein kann, auszuscharren.

So ist an den Grenzländern Nordafrikas von der alten Herrlichkeit nicht viel übriggeblieben. Dringt man aber tiefer ins Innere des „Rätseldreiecks der Alten Welt“ ein, dann zeigt sich der Erdteil noch heutzutage in seiner ganzen Eigentümlichkeit. Die viertausend Jahre alten Hieroglyphenbilder der Tempel Ägyptens werden lebendig. Pavian und Nilgans, Krokodil und Ibis, die gegenwärtig in der Nähe der Tempel ganz oder fast ganz fehlen, leben in größter Behaglichkeit und Ruhe unter

den sich gleichgebliebenen Menschen des Innern. Aber zu ihnen treten auch jene phantastischen Tiere, die wohl immer mehr oder weniger in einer gewissen Zurückgezogenheit gelebt haben, jene Übriggebliebenen, wie Elefant, Nashorn und Nilpferd. Mit der Bildung und Gesittung des Menschen vertragen sie sich nicht; daher sind sie bereits allerorten, wo dieser zur unbestrittenen Herrschaft gelangt ist, der furchtbaren Feuerwaffe erlegen. Aber dort, wo nur die Lanze oder der Bogen den Mann bewehrt, stehen sie ihm noch heute feindlich gegenüber.

Alle größeren Ströme des Innern Afrikas — nur Afrikas — beherbergen noch gegenwärtig das Nil- oder Flußpferd (Hippopotamus amphibius Linné), der Nil ebensowohl wie der Gambia, der Zambesi sowohl wie der Niger. In Nubien ist es bereits als ausgerottet zu betrachten; denn nur selten zeigt sich eines nördlich der Gebirgskette von Rherri, die als die Südgrenze des Sonnenlandes gilt. Anders ist es im Ostsudan. Der Stadt Chartum (am Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nils gelegen) gegenüber liegt eine kleine baumreiche Insel im Abiad oder Weißen Nil; auf ihr sah ich noch im Jahre 1851 das wohlbekannte Paar „Wasserbüffel", das alljährlich mit den steigenden Fluten aus den Urwäldern des oberen Flusses herabkam; manche Büchsenkugel habe ich vergeblich nach seinen Köpfen entsandt. Wenige Meilen oberhalb der „Hauptstadt der Hölle" sieht man in den Schlammbänken der Stromufer häufigere Spuren dieses plumpesten aller Tiere, etwa zwei Fuß tiefe, baumstammstarke Löcher zu beiden Seiten einer muldenartig eingedrückten Furche. Es sind Fährten des Nilpferdes, welche dieses zurückläßt, wenn es auf seinen nächtlichen Weidegängen dem Strome entsteigt, um nach einem Getreidefelde oder dem Walde zu wandern. Die Löcher rühren von den Beinen her, die Furche von dem auf dem Schlamm dahingeschleppten Bauche; denn bis zu ihm versinkt das Untier im weichen, nachgiebigen Boden. Bei der ungemein geringen Abflachung des Abiad oder Weißen Flusses, der in der Regenzeit hier und da gegen zwei Meilen weit über jedes seiner Ufer austritt, kann man jene Fährten nicht selten Viertelmeilen weit verfolgen.

An solchen Orten entdeckt man die Flußriesen sehr bald. In Zwischenräumen von drei, höchstens vier Minuten bemerkt man irgendwo einen dampfartigen Wasserstrahl, der sich etwa drei Fuß über die Wasserfläche erhebt, und vernimmt zugleich ein eigentümliches Schnauben oder Brausen, vielleicht auch ein dumpfes, an das grollende Gebrüll eines Bullen erinnerndes Brummen. Dort ist soeben ein Nilpferd aufgetaucht, um Luft

zu schöpfen. Wenn man nah genug steht, kann man auch den ungeschlachten Kopf desselben wahrnehmen: eine formlose, rote oder bräunlichrote Masse, auf der man zwei Spitzen, die Ohren, und vier Hügel, die Augen und Nasenlöcher, sieht. Mit einem größeren Schiffe darf man es dreist wagen, zu jenen Köpfen hinzufahren; denn das Tier scheut sich nicht vor der Barke, sondern glotzt sie, ungereizt, höchstens mit dummer Verwunderung an, ohne sich durch sie und die auf ihr befindlichen Menschen in seinem Auf- und Niedertauchen stören zu lassen.

Das Nilpferd ist, wie alle Dickhäuter (etwa mit Ausnahme des Nashorns), ein geselliges Tier und findet sich deshalb selten einzeln. Einmal sah ich bei Tage vier Stück auf einer Sandinsel sich ergehen, ein andres Mal traf ich ihrer sechs in einem See, nahe am Ufer des Blauen Flusses, an. Größere Gesellschaften sah ich nicht; wohl aber berichten alle Reisende auf dem Weißen Nil von Trupps, die mindestens zehn Stück enthielten, und Richard fand im Niger, Livingstone im Zambesi „zahlreiche Herden“, ja, sogar „eine unglaubliche Menge“ von Flußpferden. Der Wohnkreis einer Gesellschaft ist beschränkt, da er stets in der Nähe guter Futterplätze liegt. Schon ein größerer Tümpel genügt einigen Flußpferden zu längerem Aufenthalt. In der Regenzeit scheinen sie jedoch größere Wanderungen zu unternehmen.

Bei Tage verläßt die Gesellschaft nur an ganz menschenleeren Orten das Wasser, um in der Nähe des Ufers, teils im seichten Wasser, teils auf dem Lande selbst, sich einem träumerischen Halbschlummer hinzugeben. Dabei grunzen die männlichen Tiere von Zeit zu Zeit, wie unsre Schweine es auch zu tun pflegen, wohl als Zeichen ihrer großen Behaglichkeit. Nur an Orten, an denen sie die ihnen von dem Menschen drohende Gefahr kennenlernten, achten sie auf das Treiben ihres Haupt-, ja, alleinigen Feindes; in den West- und Ostländern Afrikas kümmern sie sich aber nicht viel um ihn. Wenn der Ort zu solcher Mittagsruhe recht einladend ist, legen sie sich auch wohl geradezu auf die Seite, wiederum wie die Schweine es tun. Gegen Abend kommt Leben in die Gesellschaft. Das Grunzen der Männchen erstarkt zu einem Gebrüll, und die ganze Herde taucht spielend auf und nieder im Strome; dann und wann beginnt sogar ein lustiges Jagen. Namentlich in der Nähe von Schiffen scheinen sie sich dann gern zu zeigen; wenigstens bemerkte ich, daß sie unser Boot bei abendlichen Fahrten regelmäßig auf größere Strecken begleiteten. Sie schwimmen mit erstaunlicher Leichtigkeit in jeder Wassertiefe, tauchen auf und nieder, bewegen sich ruck- oder satz-

weise, wenden sich gewandt nach allen Seiten und schwimmen in gerader Richtung mit dem besten Ruderboot um die Wette.

Die dicken Fettlagen, die den Riesenleib des Tieres allseitig umgeben, müssen jedenfalls als Hauptursache angesehen werden, daß das spezifische Gewicht des Nilpferdes dem des Wassers ganz oder ziemlich gleichkommt und dem ungefügen Vieh hierdurch die Leichtigkeit der Bewegungen im Wasser möglich wird. Es gehört ein bedeutender Körperumfang dazu, so viel Wasser zu verdrängen, daß 15—20 Zentner (!) Körpergewicht aufgehoben werden können. Aber die Fettlagen unter der Haut des Nilpferdes sind auch so dick, daß sie allein gewiß hinreichen, die günstige Verminderung des bezüglichen Leibesgewichts zu bewerkstelligen. Ich habe bei ruhigem Schwimmen des Tieres niemals eine heftige Ruderbewegung desselben wahrnehmen können; das Wasser um das schwimmende Nilpferd bleibt vielmehr glatt und unbewegt. Gerade das Gegenteil findet statt, wenn sich das Tier wütend auf seinen Feind stürzt oder nach einem erhaltenen Schuß im Strom herumtobt. Dann schnellt es die Hinterbeine überaus heftig zurück, schießt in förmlichen Sätzen vorwärts, und die Gewalt der Bewegung ist so groß, daß es, wie erwiesen, mittelgroße Schiffe emporheben oder zertrümmern kann.

In den pflanzenreichen, seeartigen Stellen des Abiads verläßt das Nilpferd auch zur Nachtzeit das Strombett nicht oder nur höchst selten. Es frißt dann bei Tage und bei Nacht von den im Strome selbst wachsenden Pflanzen, wenn es eben hungrig ist. Wie das Zarte und Erhabene so oft dem Rohen und Gemeinen unterliegen muß, so auch hier. Der durch die Sinnigkeit längst vergangener, schier vergessener Völker geheiligte, als Bild der Gottheit betrachtete Lotos, der herrliche, königliche Bruder unsrer stilllieblichen Wasserrose, dient zur Hauptnahrung des Tieres. Die Pflanze, deren Gestalt allein schon ein Gedicht und deren Blüte von Farbe ätherisch ist, wie von Duft, wird von dem wüstesten, rohesten aller Säugetiere des Festlandes gefressen! So fällt das freundliche Märchen der plumpen Alltagsweisheit zum Opfer!

Ein fressendes Nilpferd ist in der Tat ein ekelhafter Anblick. Auf die Entfernung einer Zehntelmeile kann man das Aufreißen des Rachens mit bloßen Augen sehen; in einer Entfernung von etwa hundert Schritten nimmt man deutlich alle Bewegungen beim Fressen wahr. Der häßliche große Kopf verschwindet in der Tiefe und wühlt unter den Pflanzen herum, der sich auflösende Schlamm trübt das Wasser weit hin; dann erscheint das Vieh wieder mit einem Maul voll, bezüglich großem, dickem

Bündel abgerissener Pflanzen, legt ihn auf die Oberfläche des Wassers und zerkaut und zermalmt ihn nun langsam. Zu beiden Seiten des Maules hängen die Ranken und Stengel der Gewächse lang heraus, und grünlicher Pflanzensaft läuft, mit Speichel untermischt, beständig über die wulstigen Lippen herab. Einzelne halb zerkaute Grasballen werden ausgestoßen und von neuem verschlungen. Die blöden Augen glotzen bewegungslos ins Weite, und die fußlangen Stoß- und Eckzähne zeigen sich in ihrer ganzen Größe.

Jedenfalls sind diejenigen Orte der Ströme, die dem Tiere im Strome selbst die Weide gewähren, ihm die liebsten von allen. In jener Inselflur des Abiads, wo dieser bald zum stillklaren See, bald zum faulenden Sumpf und bald wieder zum weiten Bruch mit paradiesischer Pflanzenpracht und aller Tücke solchen Reichtums wird, während er selbst nur hier und da als langsam dahinschleichender Fluß sich bekundet, leben Krokodile und Nilpferde zu Hunderten jahraus, jahrein ausschließlich im Strombett, ohne sich um die Außenwelt zu bekümmern. Hier wird unser Tier zwischen dem uralten Papyrus, dem Lotos, dem pflaumenleichten Ambak- oder Ambadschrohre, Neptunien, Wasserlilien und hundert andern, uns zum allergeringsten Teil bekannten Pflanzen geboren und verlebt sein ganzes Leben im Strom.

Anders ist es in allen Gegenden, wo Steilufer die Flüsse begrenzen, z. B. im Blauen Fluß oder Asrak, dessen rascherer Lauf keine Seebildung gestattet. Hier muß es aufs Land steigen, um zu weiden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, dem in den Tropen bekanntlich fast zauberisch schnell die lichte, schöne Nacht folgt, entsteigt es mit größter Vorsicht lauschend und spähend dem Strom und klettert, so plump es auch ist, an den steilsten Uferpfaden hinan. Im Urwald sieht man seine Wege überall, wo der Reichtum der Pflanzenwelt gute Weide verspricht; in der Nähe bewohnter Ortschaften richten sich die Pfade nach den Fruchtfeldern. Hier fällt es verheerend in diese ein, hier wird es, trotzdem es nur Pflanzen frißt, zum schädlichsten und gefährlichsten Tier. Denn mit blinder Wut stürzt es sich auf seinen nächtlichen Weidegängen auf alle sich bewegende Gestalten und vernichtet sie, wenn es dieselben erreicht. Die vier gewaltigen Eckzähne der Kiefern, von denen wenigstens die unteren bei ausgewachsenen Tieren eine Länge von mehr als zwei Fuß erreichen, sind andern Tieren gegenüber furchtbare Waffen; mit ihnen zermalmt es selbst Rinder zu Brei. Wo Nilpferde hausen, werden die Herden sorgsam bewacht, denn auch die harmlosesten Geschöpfe reizen

das abscheuliche Vieh zu blindwütendem Zorn. Rüppell berichtet, daß ein Nilpferd vier Zugochsen zermalmte, die ruhig an einem Schöpfrade standen; ich selbst habe genug ähnliche Geschichten vernommen. Die Eingebornen erzählen, daß es mit dem Maul angreift und erst zu guter Letzt den Gegenstand seiner Wut mit den Füßen zerstampft.

Der Mensch jener Länder ist dem Tier gegenüber ziemlich machtlos, obgleich er immer der einzige gefährliche Gegner des Nilpferdes bleibt. Denn außer Blutegeln, Mücken und Eingeweidewürmern wird das Nilpferd von keinem Geschöpf angegriffen, und alle so schön ausgedachten Kämpfe zwischen unserm Tier und dem Krokodil müssen unerbittlich in das Reich der Fabel verwiesen werden. Noch einmal, der Mensch ist der einzige Gegner des Nilpferdes. Zur Zeit der Fruchtreife zünden die Dorfbewohner längs des Ufers Feuer an, um das gefräßige Ungeheuer von den Feldern abzuhalten; an einigen Orten unterhält man mit Trommeln einen beständigen Lärm während der Nacht, und gleichwohl sind die Nilpferde nicht selten so kühn, daß sie nur dann nach dem Flusse zurückkehren, wenn eine größere Menschenmenge schreiend oder trommelnd und mit Feuerbränden auf sie losstürmt.

Leider ist gegen das Nilpferd ein Mittel, das bei andern Tieren regelmäßig von dem besten Erfolg gekrönt wird, nicht anwendbar, und die höllische Natur des Untieres geht daraus recht deutlich hervor. Das Wort des Gottgesandten Mohammed — Allahs Frieden über ihn! — ist kräftig genug, selbst den Elefanten von allen Feldern abzuhalten, die es in Gestalt eines dort aufgehangenen Amulettes schirmt; das Nilpferd aber mißachtet auch das kräftigste, wirksamste Amulett, und sei es selbst von dem Scheich el Ulema in Mekka geschrieben! So bleibt dem armen Gläubigen eben nur das Feuer übrig, um Höllisches mit Höllischem zu bannen.

Die weiblichen Nilpferde, die ein Junges haben, nehmen dieses auf ihren Weidegängen mit auf das Land und sind dann doppelt gefährlich. Denn die für ihr Kind zärtlich besorgte Mutter sieht auch in dem unschuldigsten Dinge Gefahr und stürzt sich mit der furchtbarsten Wut auf jeden Feind. Es scheint, daß das Junge lange Zeit von der Mutter geführt und geleitet wird, denn Livingstone sah junge Nilpferde nicht viel größer als Dachshunde, während ich niemals so kleine, sondern höchstens solche beobachtet habe, welche die Größe eines vollkommen ausgewachsenen Ebers hatten, der bedeutend größeren, die noch immer mit der Alten gingen, nicht zu gedenken. Derselbe Reisende berichtet, daß das junge Nilpferd von der Mutter anfangs auf dem Halse

und später auf dem Widerrist getragen werde; ich habe dies nie beobachtet, habe aber keinen Grund, an der Wahrheit des Livingstoneschen Berichtes zu zweifeln (Taf. 1, Abb. 1). Wir beide stimmen darin vollständig miteinander überein, daß die Mutter ihr Junges zärtlich liebt, ja, ich glaube behaupten zu können, daß sich auch der Vater seines Sprößlings schützend annimmt. Wenigstens sah ich fast immer um ein Junges zwei alte Nilpferde, unter denen die Mutter allerdings leicht zu erkennen war. Sie läßt ihr Kind keinen Augenblick aus den Augen und bewacht jede seiner Bewegungen mit mütterlicher Lust und zärtlichen Sorgen. Zuweilen spielt das ungefügige Tier ganz lustig mit seinem Liebling; da tauchen dann beide scherzend auf und nieder und unterhalten sich mit Brummen. Es ist wahrscheinlich, daß das Junge im Wasser schwimmend saugt, denn ich bemerkte öfters, daß die Alte mit dem Kopfe über dem Wasser ruhig auf ein und derselben Stelle blieb, während das Junge beständig dicht neben ihr auf und nieder tauchte, jedenfalls um Atem zu holen. Übrigens weiß man über Erzeugung und Geburt der Jungen, die Zeit der Trächtigkeit der Mutter und dergleichen noch gar nichts Sicheres.

Es ist nicht ratsam, sich einer Nilpferdmutter, wenn sie ihr Kind bei sich hat, zu nahen; denn sie greift auch bei Tage Schiffe und Menschen an, sobald sie Gefahr für ihr Junges wittert. Livingstones Kahn wurde von einem weiblichen Nilpferd, dessen Junges tags vorher mit einem Speere getötet worden war, halb aus dem Wasser gehoben und dergestalt erschüttert, daß einer seiner Leute herausgeschleudert wurde, ohne daß die Mannschaft das Tier gereizt hätte. Und ich selbst habe das Necken alter Nilpferde und ihrer Jungen einmal schwer büßen müssen.

Unweit des linken Ufers des Asraks hatten wir einen Regenteich oder See aufgefunden, der vom Strome bei seiner Überschwemmung gefüllt worden und noch bei unsrer Ankunft im Februar ziemlich wasserreich war. Außer einer Menge von Vögeln lebten in ihm auch Krokodile und mehrere Nilpferde mit ihren Jungen. Wahrscheinlich hatten letztere die kleinen und verhältnismäßig niedlichen Jungen in ihm zur Welt gebracht; wenigstens schien mir der stille, ruhige, rings von Wäldern und an einer Seite sogar von Feldern eingefaßte See zu einem Wochenbett für Nilpferde wohl geeignet. Unsre Aufmerksamkeit und Jagdlust fesselten vorzüglich die herrlichen Schlangenhalsvögel, obgleich wir, um auf diese geschickten Taucher feuern zu können, oft bis an die Brust in das Wasser waten mußten, trotz der Krokodile und Nilpferde, um die wir uns heute gar nicht kümmerten. Mein Jäger Tomboldo, der

die Jagd in Vater Adams Kleidung ausführte, hatte eben den vierten Schlangenhalsvogel glücklich durch den Hals geschossen — mehr als den Hals bekommt man von ihm über dem Wasser nicht zu sehen — und watete auf ihn zu, um ihn aufzufischen. Da schreit plötzlich vom andern Ufer her ein Sudanese laut auf und winkt und gebärdet sich wie toll. Tomboldo schaut sich um und sieht ein wutschnaubendes Nilpferd mit mächtigen Sätzen auf sich losstürmen. Das Vieh hat bereits festen Grund unter den Füßen und jagt wie ein angeschossener Eber durch die Fluten. Der Nubier ergreift in Todesangst die Flucht und erreicht, bis zum Uferrande von seinem furchtbaren Feinde verfolgt, glücklich den Wald. Ich war mit meiner trefflichen, leider aber bloß leichte Kugeln schießenden Büchse dem treuen, höchst brauchbaren Diener zu Hilfe geeilt und fand ihn im Gebet und stöhnend auf der Erde liegen:

„La il laha il Allah, Mohammed rassuhl Allah! — Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet! — Nur bei Allah, dem Starken, allein ist die Stärke; nur bei Gott dem Helfenden ist die Hilfe! — Behüte, o Herr, deinen Gläubigen vor dem aus deinen Himmeln zur Hölle hinabgestürzten Teufel! — Du Hund, du Hundesohn, Hundeenkel und Hundeurenkel, du von einem Hund Erzeugter und von einer Hündin Gesäugter — du willst einen Moslem fressen?! Verdamme dich der Allmächtige und werfe er dich in das Innere der Hölle! — —“ Diese und ähnliche Stoßseufzer und Flüche entrangen sich seinen bebenden Lippen. Dann aber sprang er wütend auf, lud eine Kugel in sein Gewehr und sandte sie dem Nilpferd nach, das noch immer vor uns tobte und lärmte. Die Kugel tanzte lustig auf dem Wasser hin und an dem Ungetüm, das im Angriff weiter verharrte, vorüber.

„Bei dem Barte des Propheten, bei dem Haupte deines Vaters“, bat er mich, „sende du dem nichtswürdigen Gottesleugner aus deiner Büchse eine Kugel zu; denn auch mein schöner Taucher ist ja verloren!“

Ich willfahrte seiner Bitte, schoß und hörte die Kugel auf dem Schädel einschlagen. Das Nilpferd brüllte laut auf, tauchte einige Male unter und schwamm nach der Mitte des Sees zu, wie es schien, ohne durch den Schuß wesentlich gestört zu sein. Nur seine Wut nahm von Stunde zu Stunde zu. Freilich ließ uns unsre Rachsucht fortan die hier und da erscheinenden Köpfe als Scheiben ansehen, nach denen wir, sooft es anging, eine Kugel entsendeten. Ich wußte aus Erfahrung, daß meine schwache Büchsenkugel selbst bei einer Entfernung von noch nicht vierzig Schritten kaum die Haut des Kopfes durchbohren konnte, wollte mir

aber gleichwohl das Vergnügen nicht versagen, dem „Abgesandten der Hölle“ unsern Ärger fühlen zu lassen.

Auf unsrer Rückreise kamen wir, wenige Tage nach diesem Vorfall, wieder zu demselben See und trieben während der Jagd das Zielschießen nach den Nilpferdköpfen wie vorher. In das Wasser durften wir uns allerdings nicht mehr wagen; dafür aber schienen die Nilpferde auch das Land zu achten, und so herrschte jeder Gegner in seinem eignen Kreise; wir auf dem Lande, die Nilpferde im Wasser. Nach einer sehr ergiebigen Jagd kehrten wir nachmittags auf das Boot zurück, mit der Absicht, die Jagd am andern Morgen fortzusetzen. Da wurden wir gegen Sonnenuntergang benachrichtigt, daß soeben eine zahlreiche Herde von Pelikanen im See angekommen sei, um dort zu übernachten. Wir gingen deshalb nochmals zum See und begannen unsre Jagd auf die Vögel, die im letzten Strahl der Sonne auf dem dunklen, hier und da vergoldeten Wasserspiegel wie große weiße Seerosen erschienen. In wenig Minuten hatte ich zwei Pelikane erlegt; Tomboldo jagte auf der andern Seite und feuerte ebenfalls lebhaft. Ihn erwartend, verweilte ich bis nach Sonnenuntergang auf meinem Stande. Als er jedoch nicht erschien, trat ich mit meinem nubischen Begleiter und Beuteträger den Rückweg an.

Unser Pfad führte durch ein Baumwollenfeld, das bereits wieder vom Urwalde in Besitz genommen, gänzlich verwildert und arg von Dornenranken und andern Stachelgewächsen durchzogen war. Froh unsrer Beute und der schönen lauen Nacht nach dem heißen Tage, zogen wir unsres Wegs dahin. Schon hatten wir fast das Ende des Sees erreicht, als mein Nubier plötzlich meinen Arm ergriff und mir leise zurief: „Effendi, schau, was ist das?“ Er deutete dabei auf drei dunkle, hügelartige Gegenstände, die ich, soviel ich mich erinnerte, bei Tage nicht gesehen hatte. Ich blieb stehen und blickte scharf nach ihnen hin, da bekam plötzlich der eine der Hügel Bewegung und Leben, — das nicht zu verkennende Wutgebrüll des Nilpferdes tönte uns grauenvoll nahe in die Ohren und belehrte uns vollständig über den Irrtum, seinen Urheber für einen Erdhaufen gehalten zu haben, denn in Sätzen stürzte sich derselbe auf uns zu. Weg warf der Nubier Büchse und Beute; — „hauen âleïna ja rabbi!“ — „Hilf uns, o Herr des Himmels“, rief er schaudernd, „flieh Effendi, bei der Gnade des Allmächtigen — sonst sind wir verloren!“ Und verschwunden war die dunkle Gestalt im Gebüsch; ich aber wurde mir bewußt, daß ich in meiner lichten Jagdkleidung notwendiger-

weise die Augen des Ungetüms auf mich lenken mußte, und, waffenlos wie ich war — denn meine Waffen waren eben keine Waffen gegen den hautgepanzerten Riesen! — stürzte ich mich blindlings in das dornige Gestrüpp. Hinter mir her brüllte, tobte und stampfte das wüste Vieh, vor mir und rechts und links verflochten sich die Dornen und Ranken zu einem fast undurchdringlichen Gewirr; die Stacheln der Nilmimose oder Rharrat verwundeten mich an allen Teilen des Körpers, die gebogenen Dornen des Natak rissen mir Fetzen auf Fetzen von meiner Kleidung herab — und weiter floh ich keuchend, schweißtriefend, blutend, — immer geradeaus, ohne Ziel, ohne Richtung, gejagt von Verderben und Tod in Gestalt des Scheusals hinter mir. Es gab keine Hindernisse für mich. Wie sehr auch die Dornen mich verwundeten und die Wunden schmerzten, ich achtete ihrer nicht, sondern jagte verzweiflungsvoll weiter, weiter, weiter!

Ich weiß es nicht, wie lange die wilde Hetze gedauert haben mag; jedenfalls währte sie nicht lange, denn sonst hätte das rasende Ungeheuer mich doch wohl eingeholt; gleichwohl dünkte mich die dabei verlaufende Zeit eine Ewigkeit zu sein. Vor mir dunkle Nacht, hinter mir mein entsetzlicher Feind, ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand. Da, Himmel! — ich stürzte und stürzte tief. Aber ich fiel weich; ich lag im Strome. Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, sah ich oben auf der Höhe des Uferrandes, von dem ich herabgestürzt war, das Nilpferd stehen; auf der andern Seite aber schimmerte mir das Feuer unsrer Barke freundlich entgegen. Ich durchschwamm eine schmale Bucht und war gerettet, obwohl ich noch tagelang die Folgen dieser Flucht verspürte. Von meinem Anzuge hatte ich bloß noch Lumpen mit zu Schiffe gebracht.

Tomboldo war auf seinem Heimwege in dieselbe Lebensgefahr gekommen; er wurde ebenfalls von dem Nilpferde angenommen und bis zu derselben Stelle des Ufers verfolgt, über die ich hinabgestürzt war. In höchster Aufregung langte er bei uns an und rief schon aus einiger Entfernung: „Brüder, meine Brüder, preist den Propheten, den Gottgesandten! Betet zwei „Rakaaht“ mehr für das Wohl meiner Seele! Der Sohn der Hölle und des Teufels war mir nahe und der Arm des Todes griff nach mir, aber Gott, der Erhabene, ist barmherzig und seine Gnade ohne Ende! Preiset den Propheten, ihr Brüder! Ich aber will, bin ich erst dem Verruchten entronnen, einen ganzen Sack Datteln zum Opfer bringen.“

Ich habe diese beiden Pröbchen blinder Wut des Nilpferdes absichtlich ausführlich gegeben, um der Treue meiner Erzählung keinen Abbruch zu

tun; sie mögen zugleich beweisen, daß die Jagd des Ungeheuers ohne Feuerwaffen, die sehr schwere Kugeln schießen, eben kein Vergnügen für Sonntagsschützen ist. Wie ich bereits bemerkte, haben leichte Büchsenkugeln, selbst wenn sie aus geringer Entfernung abgefeuert werden, fast gar keinen Erfolg. Jede Büchsenkugel durchbohrt den Panzer des Krokodils; aber sie ist viel zu schwach, als daß sie die zolldicke Haut und den mehr als zolldicken Schädel des Nilpferdes durchdringen könnte. Rüppell erzählt, daß er mit seinen Begleitern fünfundzwanzig Kugeln aus glattläufigen Gewehren in einer Entfernung von fünf Fuß (!) auf den Kopf eines Nilpferdes schoß, von denen bloß eine einzige die Haut und den Nasenknochen durchbohrte; alle übrigen Kugeln waren in der dicken Haut steckengeblieben. Erst nachdem man fünf Kugeln aus einer schweren Büchse in derselben Entfernung auf den Kopf des Untieres gefeuert hatte, gab es seinen Geist auf. Vier Stunden lang kämpfte die Jagdgesellschaft mit dem angeworfenen Tiere; dasselbe riß einen kleinen Kahn unter das Wasser, wo es ihn zerschmetterte, und schleifte das große Schiff an der Leine des Wurfspeeres nach Belieben hin und her. Freilich war dieses Tier ein altes riesenhaftes Männchen, das von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende 13½ französische Fuß maß; seine Eckzähne waren, der Krümmung nach gemessen, von der Wurzel bis zur Spitze 26 Pariser Zoll lang.

Nilpferde von der angegebenen Größe sind gewöhnlich alte, höchst mißmutige Männchen, die getrennt von der übrigen Herde leben und ungemein bösartig sind. Die Sudanesen behaupten, daß sie von andern Nilpferden vertrieben worden wären und verachtet würden. Sie werden zur furchtbarsten Landplage, weil auch die mutigsten Jäger es nicht oder nur selten wagen, sie anzugreifen. Dies wird man den Leuten nicht verargen, wenn man bedenkt, daß ihre Jagdwaffen gewöhnlich bloß die Harpune und die Lanze sind. Jene sinnreich ausgeführten Speerfallen, die an Bäumen befestigt und von dem zur Weide gehenden Tier selbst losgeschnellt werden sollen, sind, in Nordostafrika wenigstens, nirgends gebräuchlich; ebensowenig gräbt man Fallöcher, in die der zur Nachtzeit herumspazierende Weidegänger gelegentlich hinabpurzelt. Soviel ich gehört habe, greift man es niemals anders als mit dem Wurfspieße an. Derselbe besteht aus einem Stück Eisen, einer Hornscheide, der Haftschnur und der Wurfstange. Das Eisen ist zugespitzt oder wie ein Radiermesser zweiseitig geschliffen und besitzt einen starken Widerhaken; es steckt fest in einer an beiden Enden dünner werdenden Hornscheide und

ist durch eine starke, oftmals um Eisen und Scheide gewundene Schnur hinreichend befestigt. An dem einen Ende der Wurfstange nun befindet sich eine Höhlung, in welche die Hornscheide eingesetzt wird, am andern Ende der Stange ist die Leine festgebunden. Beim Wurfe dringt die eiserne Spitze samt ihrer Hornscheide bis zu der Lanze ein; diese wird durch den Wurf abgestoßen und hängt nur noch mit dem andern Ende vermittels der dort angebundenen Schnur an der Harpunenspitze. Andre Jäger befestigen das eine Ende der Leine an der Harpune und das andre Ende an einem leichten Holzkloß, ohne sie mit der Wurflanze zu verbinden.

Mit dieser Waffe und einigen gewöhnlichen Lanzen begibt sich der Sudanese auf die Jagd, um sein Wild entweder zu beschleichen, wenn es ein Mittagsschläfchen hält, oder ihm aufzulauern. Das Unternehmen erfordert nicht nur gewaltige Kraft, sondern auch List, Verschlagenheit und Gewandtheit.

Etwa um Mitternacht — nur an ganz menschenleeren Orten auch am Tage — schleicht der Spießwerfer längs des Ufers bis zu einer Ausgangsstelle der Tiere und versteckt sich hier im Gebüsch unter dem Winde. Kommt das Nilpferd erst nach seiner Ankunft aus dem Wasser, so läßt er es ruhig an sich vorübergehen und wartet bis zur Rückkehr. Niemals greift man ein zu Lande gehendes Nilpferd an, sondern wartet stets, bis es, sozusagen, wieder halb im Fluß ist. Dann schleudert der Jäger ihm die Harpune mit aller Kraft in den Leib und flieht in der Hoffnung, daß das über den Wurf erschreckte Tier sich in den Fluß stürzen werde. So geschieht es auch gewöhnlich, während das Ungetüm beim Heraussteigen ans Land immer seinen Gegner anzunehmen pflegt. Nach dem Wurf besteigt der Jäger mit seinen Gehilfen entweder sogleich oder am folgenden Morgen eines der bereit gehaltenen Boote und sucht das verwundete Tier, bezüglich das schwimmende Speerstangenende oder den Holzkloß auf. Sobald man diese Merkzeichen gefunden hat, rudert man höchst vorsichtig mit bereit gehaltenen Wurfspeeren und Lanzen herbei und nimmt nun die Leine auf. Beim geringsten Anziehen derselben erscheint das Nilpferd in rasender Wut an der Oberfläche des Wassers und stürmt auf das Schiff los, wird aber von dort mit einem Hagel von Lanzen und Speeren empfangen, der es häufig zur Umkehr zwingt. Gleichwohl kommt es nicht selten vor, daß es die Barke erreicht und mit den Hauzähnen zerreißt. Dann haben die Jäger einen sehr schweren Stand und müssen sich eiligst durch Schwimmen und Tauchen zu retten suchen. Livingstone erfuhr, daß es, um dem Nilpferde unter solchen Umständen

zu entgehen, das beste sei, in die Tiefe des Stromes zu tauchen und hier einige Sekunden zu verweilen, „weil das Flußpferd, wenn es einen Kahn zertrümmert hat, sich allemal nach den Menschen umschaut und, wenn es keinen bemerkt, davongeht“; mir hat man Ähnliches erzählt.

Im günstigeren Falle besteigt ein Teil der Jäger nach dem zweiten Angriffe auf den Flußriesen ein zweites Boot und fischt sich mit ihm das Ende einer zweiten Harpune auf. Nun wird das Ungetüm durch das schmerzerregende Anziehen der Harpunenleinen beliebig oft zur Oberfläche des Wassers heraufgezaubert und ihm im Verlaufe der Jagd der breite Rücken derartig mit Lanzen bespickt, daß er wie der Pelz eines Stachelschweines aussieht. Übrigens führt man die Jagd nur dann mit einem Male zu Ende, wenn man Feuergewehre zur Verfügung hat. Im entgegengesetzten Falle läßt man den im Wasser natürlich viel heftigeren Blutverlust das Seinige zur Abmattung des Tieres tun und nimmt erst am folgenden Tage die Verfolgung desselben wieder auf, da ja die schwimmenden Merkzeichen seinen Aufenthalt immer wieder verraten. Ein glücklicher Lanzenwurf oder Stoß in das Rückenmark oder zwischen den Rippen hindurch in die Brusthöhle bläst schließlich das Lebenslicht des sattsam gemarterten Höllensohnes aus. Dann schleift man den Leichnam stromabwärts bis zur nächsten Sandbank, auf der er, nachdem er mit Tauen ans Land gezogen worden ist, zerlegt wird.

Der Gewinn der Jagd ist nicht unbedeutend. Die Eckzähne oder Hauer, das edelste Erzeugnis des Nilpferdes — denn sie wandern aus seinem Rachen in Gestalt künstlicher Zähne in den Mund so manches „Löwen“ und so mancher schönen Frau oder „gereifteren Jungfrau“ — werden schon an Ort und Stelle so teuer bezahlt, daß sie allein ein hübsches Sümmchen abwerfen. Aus der zolldicken Haut schneidet man jene vorzüglichen Peitschen, welche die Deutschen in Nordostafrika kurzweg „Nilpeitsche“ genannt haben; sie sind unübertrefflich in ihrer Art, höchst dauerhaft, äußerst biegsam, beim Kameelreisen unentbehrlich zum Antriebe der Reittiere, bei andern Gelegenheiten zum Dolmetscher seiner Ansichten allen denjenigen Afrikanern gegenüber, die bloße Worte nicht verstehen wollen. Auch dienen sie als Hauptwerkzeug bei der entsetzlichen, im Morgenlande aber sehr beliebten „Bastonade“. Man hat behauptet, daß sie in Europa ihre Biegsamkeit verlören, hat aber wahrscheinlich nur rohe und nicht zubereitete, mit Teer getränkte Peitschen im Auge gehabt. Mit einem Worte, die Nilpeitschen sind von ausgezeichneter Güte, und die Haut eines Nilpferdes kann deshalb bis zu

dreißig Speziestaler abwerfen, wenn sie zu Peitschen verarbeitet wird. Auch das Fleisch des Ungeheuers ist geschätzt und wird von den Gläubigen, trotz seiner großen Ähnlichkeit mit dem verpönten Schweinefleisch, gern gegessen. Das Fett gilt im Ostsudan als die allervorzüglichste Grundlage zur Haar- und Körpersalbe, Telka genannt, die alle dunkelfarbigen Afrikaner zu gebrauchen scheinen. Kurz, wenn der Jäger seine Beute zu verwerten weiß, kann sie einen recht netten Ertrag abwerfen.

Der Fang des Nilpferdes ist mit der Jagd ein und dasselbe; denn alle bisher gefangenen sind jung harpuniert worden. Selbstverständlich muß vorher die Mutter des jungen Tieres erlegt werden, ehe man auf dieses Jagd machen kann, es würde sonst auch ganz unmöglich sein, das angeworfene Tier lebend in seine Gewalt zu bekommen. Dagegen folgt es dem Leichnam der Mutter fast von selbst. Übrigens wird man aus dem Erzählten die Schwierigkeit des Fanges leicht ermessen können und begreifen, warum bisher so wenig lebende Nilpferde zu uns kamen. Fast jedes andre Tier ist leichter in die Gewalt des Menschen zu bekommen und fortzuschaffen als ein Nilpferd!

Bei Berücksichtigung der eigentümlich plumpen Gestalt, des merkwürdigen Lebens, der Schädlichkeit und Gefährlichkeit des Nilpferdes erscheint es mir sehr natürlich, daß der Sudanese wie der Neger Guineas das wüste Vieh gar nicht für ein rechtes, natürliches Wesen, sondern eher für einen Auswurf der Hölle ansieht. Schon der sudanesische Name „Aeësint", dessen Bedeutung niemand kennt, deutet auf etwas Ungewöhnliches hin. Dazu kommt nun die Bedenken erregende Mißachtung aller, auch der kräftigsten Amulette seitens des Ungetüms. „Möge Gott die Affen verfluchen in seinem Zorn," sagte mir ein Sudanese; „denn sie sind verwandelte Menschen und Spitzbuben, Söhne, Enkel, Nachkommen von Spitzbuben, aber möge er uns bewahren vor den Kindern der Hölle, jenen Nilpferden! Denn ihnen ist das Heiligste Schaum und das Wort des Gottgesandten ein leerer Hauch. Alle Elefanten halten, weil sie gerechte Tiere sind, Gottes Wort in Ehren, wie Adamssöhne, aber die Nilpferde zerstampfen den „Gottesbrief" mit ihren Füßen!" Das Nilungeheuer ist also in den Augen der Eingebornen gar kein von Allah erschaffenes Wesen, sondern nur die Maske eines verruchten, dem Teufel — vor dem der Bewahrer die Gläubigen bewahren möge! — mit Leib und Seele angehörigen Zauberers oder Sohnes der Hölle, der nur zuzeiten diese Satansgestalt annimmt, sonst aber in seiner Hütte als Mensch erscheint, um andre Adamssöhne ab-

zulocken vom Pfade des Heils. Mit andern Worten: das Nilpferd ist der Gottseibeiuns selber, wenn auch mit etwas auffallenden und unzierlichen Pferdefüßen und Schwanz!

Dafür gibt es hundert Belege. Viele Menschen haben durch jenen Höllensohn ihr Leben verloren, und ihre Seele ist ihnen aus dem Körper gestampft worden, ohne daß der Leib gefressen worden wäre; und unter den Toten war sogar ein Fakhïe oder Koranverständiger! Ferner ließ einer der Statthalter Ostsudans, Churschid Pascha, als er einst mit einem Fähnlein seiner Krieger an den Strom kam, diese auf ein Nilpferd Jagd machen, obwohl ihm ein weißer Scheich wohlmeinend davon abriet; denn dieser wußte, daß das vermeintliche Nilpferd bloß die Maske eines verwunschenen Menschen war. Zwar wurde der vom Anbeginn der Welt verfluchte Zauberer getötet und seine rote Seele der Hölle zugesandt, aber Churschid Pascha entging seinem Schicksale nicht. Er war immer hart verfahren gegen die Zauberer des Landes; deshalb bannten ihn diese durch den Blick ihres scheelen Auges. Sein Leib versiechte, weil seine Eingeweide langsam verdorrten, und er wollte, auch krank, noch immer die Meinung des Ulema und Kadi nicht gelten lassen; denn anstatt sich einem Kundigen des Gotteswortes anzuvertrauen und den Zauber durch diesen bannen zu lassen, vertraute er den ungläubigen Ärzten aus Frankistan und welkte und siechte dahin. Möge sein Leib in Frieden ruhen und seine Seele begnadigt sein! Uns aber möge der Bewahrer bewahren, der Schützende schützen vor allerlei Zauber und Höllenwerk!

2. Meine Löwin.

Als ich während meines Aufenthalts in Chartum einmal meinen Freund und Gönner Latief-Pascha besuchte, zeigte mir dieser eine junge, allerliebste Löwin von der Größe eines halberwachsenen Pudels, die er vor kurzem als Geschenk von einem der „Aschiach“ oder Befehlshaber der ihm untergebenen Araberstämme erhalten hatte. Das Tierchen war im höchsten Grade zahm, sehr liebenswürdig, possierlich und dabei vollkommen an den Menschen gewöhnt, hatte gelernt, diesen als seinen Herrn, Gebieter, Ernährer und Beschützer anzusehen und ließ sich deshalb alle Unbilden, die der Mensch seinen ihm untergebenen Haustieren angedeihen zu lassen pflegt, ohne Murren gefallen. „Bachida“, zu deutsch die Glückliche, so hatte man die Löwin benannt, spielte

nach Art junger Kätzchen dreist und furchtlos mit dem Beherrscher eines ganzen Landes, dessen Befehl Leben gewähren oder Tod bringen konnte, und sprang auf dem ernsten Manne tollkühn mit aller ihr angebornen anmutigen Leichtfertigkeit und Dreistigkeit herum, als sei er eben auch nur ein gewöhnliches Menschenkind. Und Latief-Pascha hatte seine große Freude an dem zierlichen Geschöpf.

Ich will nicht leugnen, daß die Löwin augenblicklich auch mein Herz gewonnen hatte. Allein ich bedachte im stillen, wieviel mich ihre Unterhaltung und später ihre Fortschaffung kosten würde, und konnte bei meiner damaligen Armut den Gedanken nicht in mir aufkommen lassen, das liebenswürdige Wesen mir zur Gesellschafterin zu erwerben. Mein Freund Bauerhorst aber, der mich begleitete, kannte solche Bedenken nicht, und da ihn wie mich die Liebenswürdigkeit Bachidas bezaubert hatte, gab es bald für ihn nur einen Wunsch: das Tier sein eigen nennen zu können. Er bestürmte mich fortwährend, meinen „Einfluß beim Pascha“, wie er es nannte, hier geltend zu machen und für ihn die Löwin mir zu erbitten. Ich aber, wohlbewußt dessen, was ich dem großartigen Manne, meinem väterlichen Freunde und Gönner, alles verdanke, und schon damals ahnend, daß er allein es sein würde, durch dessen Hilfe es mir gelingen könnte, die heimatliche Erde jemals wiederzusehen, ich wollte anfangs nicht recht daran, meinem Beschützer das Gesuch meines Freundes zu unterbreiten, bis mich dieser endlich doch für sich gewann und ich dem eines Tages besonders gutgelaunten Pascha sagte, seine Löwin habe das Herz meines Freundes gewonnen und er sei förmlich verliebt in sie.

Für einen Türken ist eine solche Äußerung genug, um den betreffenden Gegenstand sofort als Geschenk anzubieten, und Latief-Pascha war viel zu sehr Türke, als daß er eine solche Artigkeit hätte unterlassen sollen. Kurz nach meiner Heimkehr erschien ein Arnaut mit der Löwin im Arme und der Botschaft im Munde, sein Herr mache sich ein großes Vergnügen daraus, dem Gaste in seinen Landen, seinem Freunde hiermit diese geringfügige Gabe als Zeichen seiner Achtung zu übersenden. So waren wir in den Besitz des allerliebsten Tieres gelangt, und ich meinerseits fühlte nun auf einmal Wünsche in mir rege werden, vornehmlich aber denjenigen, allein und ausschließlich der Erzieher und Beschützer des jugendlichen Tieres sein zu dürfen. Bauerhorst war damit natürlich vollständig einverstanden, und so erhielt denn ich die Löwin zu ganz besonderer Pflege und Wartung anvertraut. Und ich glaube, diesem Vertrauen keine Schande gemacht zu haben.

Es währte nicht lange, bis das Tier in unserm Gehöft vollkommen eingewohnt war, obwohl sie sich noch lange Zeit ihres früheren Herren erinnerte. Denn wenn dieser einmal bei unserm Hause vorüberritt und Bachida zufällig in der Tür stand, unterließ sie es nie, ihn bis zu seinem Palaste, der Hokmodarïe Chartums, zu begleiten, und mußte von dort aus regelmäßig zu uns zurückgebracht werden. Wir ließen die Löwin natürlich frei herumlaufen, wie dies bei allen meinen Tieren, die sich eines solchen Vorrechts würdig zeigten, zu geschehen pflegte. Sie durchstreifte nach Belieben Haus und Hof, Kammern und Speicher, Stallungen und Schuppen, wenn ich von den verschiedenen Höhlen unsres Hauses überhaupt derartige Unterscheidungen gebrauchen darf; sie ging in den Garten, bestieg zuweilen die niedrigen, platten Dächer der untergeordneten Räume unsres Hauswesens und benahm sich bald mit sehr großer Sicherheit und Zuversichtlichkeit.

Nach kurzer Zeit hatte ich ihre Freundschaft mir zu erwerben gewußt. Bachida liebte mich zärtlich, folgte mir wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde nur bisweilen lästig, nämlich wenn sie nachts auf den Einfall kam, mich auf meinem Lager zu besuchen und durch ihre Liebkosungen aufzuwecken. Dann war sie gewöhnlich so leicht nicht wieder wegzubringen und raubte mir in dieser Weise manche Stunde Schlafs.

Sehr bald hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf unserm Hofe zu erringen gewußt. Die Affen schnitten entsetzliche Gesichter, wenn sie sich zeigte, oder wurden gänzlich außer Fassung gebracht, wenn sie gar nach ihnen hinsprang, um mit ihnen zu spielen; die Kamele, die bei uns vorübergingen, machten verzweiflungsvolle Sätze, wenn sie das in ihren Augen furchtbare Wesen gewahrten; und oftmals kam es vor, daß die vorübergehenden Kamele eines Zuges sich plötzlich ihres Gepäcks entledigten, wenn Bachida in einer Mauerluke oder auf der Mauer erschien und mit einigen, nach unsern Begriffen gar nicht entsetzlichen Lauten die Kamele von der Anwesenheit eines so furchtbaren Raubtieres belehrte. Die gute Löwin erntete dann oft Fluchen und Schelten in reichem Maße seitens der Kameltreiber, obwohl selbstverständlich keiner der Sudanesen es wagte, sich ihr in böswilliger Absicht zu nähern. Es kam vielmehr bald dahin, daß jedermann in Chartum die Löwin als den Wächter unsres Hauses betrachtete und fürchtete oder wenigstens achtete. Und wir hatten so das Glück, von allem lästigen Gesindel für immer befreit zu sein. Ich muß dabei allerdings im voraus bemerken, daß die gutgesittete

Bachida sich zuweilen Scherze erlaubte, die den Sudanesen über den Spaß gingen und sie vollkommen berechtigten, in ihr ein wahres Ungeheuer zu erblicken.

Als sich die Zahl meiner zahmen Tiere nach und nach vermehrte, bekam Bachida Gelegenheit, sich unter ihnen nach Herzenslust zu vergnügen. Sie brachte oft den ganzen Hof in Unordnung, weil sie keines der mit ihr dort lebenden Tiere in Ruhe ließ. Es war dies keineswegs Böswilligkeit von ihrer Seite, sondern bloß eine unbegrenzte Lust, die andern Geschöpfe zu necken und zu foppen. Zu den Antilopen, die wir hin und wieder bekamen, aber immer nur kurze Zeit am Leben erhielten, durfte sie allerdings nicht gelassen werden, weil diese Tiere bei ihrem Erscheinen verzweiflungsvoll gegen die Wände rannten und sich selbst so beschädigten, daß sie zugrunde gingen. Dagegen waren die Affen und unsre Raubvögel die beständige Zielscheibe ihres Übermuts. Solange sie klein war, ging die Sache; denn Bachida fand in einem alten Pavian einen würdigen Gegner, jedoch nur dann, wenn sie besonders zudringlich wurde. Auch er zitterte bei ihrem Erscheinen und verzog das Maul auf grauenvolle Weise, griff sie aber, wenn sie sich näherte, ohne weiteres mutvoll mit seinen Händen an und rieb ihr die Ohren dergestalt um den Kopf herum, daß ihr Hören und Sehen vergehen mochte und sie gewöhnlich eiligst das Weite suchen mußte. Mit der Zeit jedoch wurde die Löwin so stark, daß der Pavian ihrer nicht mehr Herr werden konnte und nunmehr, wie sämtliche Tiere, von ihrem Übermut zu leiden hatte.

Da erhielt ich neuen Zuwachs zu meiner Tiergesellschaft, und zwar einen Marabu. Dieser gewaltige Vogel wurde augenblicklich von der Löwin angegriffen, war sich jedoch des Gewichts seines furchtbaren Schnabels so bewußt, daß er den Angriff nicht nur ruhig abwartete, sondern auch siegreich zurückschlug. Bachida hatte lange Zeit lauernd und ganz nach Katzenart mit dem Schwanze wedelnd auf dem Boden gelegen und den neuen Ankömmling starr betrachtet, der sie seinerseits gar nicht zu beachten schien und ruhig auf und nieder stolzierte. Jetzt gedachte sie, ihn in ihrer gewöhnlichen Weise zu erschrecken, und machte, als er sich ihr hinreichend genähert hatte, einen gewaltigen Satz nach ihm. Der Vogel erschrak allerdings und sprang hoch in die Höhe, besann sich aber keinen Augenblick, sondern schritt mutig mit halbgebreiteten Schwingen auf die verwunderte Löwin zu und versetzte ihr rasch hintereinander mit seinem gewaltigen Keilschnabel mehrere Püffe in so nachdrücklicher Weise, daß er sie wenigstens gründlich überzeugte, hier sei ohne ernsten Kampf

kein Sieg zu erringen. Zum erstenmal sahen wir jetzt das sonst so sanfte Tier in Wut geraten. Ergrimmt über die erlittene Schmach, stürzte sie sich brüllend auf den Vogel, der sich inzwischen schon zu einem neuen Angriffe vollkommen vorbereitet hatte. Bachida versuchte, ihn mit den Tatzen anzugreifen, allein der Marabu ließ sie dazu gar nicht kommen, sondern brachte ihr wiederum mit außerordentlicher Schnelligkeit und Sicherheit eine Anzahl von Schnabelhieben bei. Wutbrüllend antwortete die Löwin und stürzte sich nochmals auf den gefährlichen Gegner. Dieser aber, vielleicht ahnend, daß der jetzige Angriff ein entscheidender sein würde, nahm seine ganze Kraft zusammen und bediente den Vierfüßler nochmals so reichlich, daß dieser plötzlich umdrehte und die Flucht ergriff. Schnabelklappernd verfolgte sie der übermütige Sieger in alle Winkel und Ecken, durch alle Gebäude des Hofes. Bachida wußte schließlich keinen Ausweg mehr und kletterte endlich, bestürzt über dieses Ereignis, an der Wand eines niedrigen Gebäudes empor. Diese empfangene Lehre vergaß die Löwin allerdings nicht wieder und ließ fortan stets den Storchvogel achtungsvoll in Ruhe, trieb es jedoch mit den andern Tieren wie früher.

Nur mit einem einzigen ihrer Hofgenossen schien sie in besonderer Freundschaft zu leben. Derselbe war ein mutiger Widder und stets geneigt, einen Strauß mit ihr auszufechten. Es war allerliebst, dem Spielen und Kämpfen dieser beiden zuzusehen. Sobald sich Bachida dem Widder näherte, erhob sich dieser und stellte sich mit niedergebeugtem Kopfe zum Gefecht. Die Löwin legte sich nieder, sah ihn starr an und schlich dann entweder an ihn heran oder sprang mit einem, höchstens zwei Sätzen auf ihn zu. Gewöhnlich bekam sie gleich beim ersten Zusammentreffen mit ihm einen tüchtigen Hornstoß von ihrem Spielgefährten, und schien dann vollkommen befriedigt zu sein. In einzelnen Fällen aber gelang es ihr auch, dem Widder einen Tatzenschlag beizubringen, und dann war sie natürlich übermütiger als je. Dieses schöne Verhältnis wurde grausam zerrissen. Bei einem der Zweikämpfe mochte der Widder etwas zu derb zugestoßen und die Löwin erzürnt haben, wenigstens war sie, wie meine Diener mir erzählten, plötzlich wütend auf denselben losgestürzt und hatte ihm derb mit Tatzenschlägen zugesetzt. Am andern Tage war er tot!

Einen großen Spaß bereitete uns Bachida eines Tages, freilich sehr zum Nachteile eines Mitbewohners unsres Hauses. Im zweiten Teil unsrer Wohnung, in dem sogenannten Harem oder der Frauenabteilung desselben, war nämlich ein dicker griechischer Kaufmann eingezogen,

der uns durch sein eingebildetes Wesen schon vielfach geärgert hatte. Er besaß einen dicken Esel zu seinen Spazier- und Geschäftsritten, den wir unserseits als Reitpferd für unsre Paviane zu benutzen pflegten und dadurch den guten Mann bisweilen sehr in Harnisch brachten. Es war während der Regenzeit, als Bachida sich einmal mit diesem Griechen besonders beschäftigte. Halb Chartum und unser Hof war durch die Regengüsse eines Gewitters überschwemmt, und die Löwin machte sich ein Vergnügen daraus, durch Dick und Dünn mit mächtigen Sätzen zu springen und die übrigen Tiere dadurch in Angst zu versetzen. Wir saßen unter der Vorhalle des Hauses, weil wir bei diesem Wetter nicht ausgehen konnten, und erfreuten uns nun an den Sprüngen unsres Lieblings. Da tritt plötzlich durch die Hintertür eine weiße Gestalt heraus; es ist unser Grieche in der frischgewaschenen, blendenden Jellabïe, dem talarähnlichen Obergewande aller vornehmen Sudanesen, der sich in diesem saubeten Anzug zu „seinem Freunde“, dem Pascha, begeben will. Mühsam schleppt er sich durch den Kot, um nach dem Stalle zu gelangen, in welchem sein Reittier eingesperrt ist. Bachida liegt im dicksten Schmutz und sieht verwundert lange Zeit starr auf diese weiße Gestalt. Plötzlich duckt sie sich platt auf den Boden, nimmt den Griechen fest ins Auge, macht einen furchtbaren Satz auf ihn und bewirkt dadurch, daß der gute Mann halb ohnmächtig vor Schreck ohne weiteres die schöne, reingewaschene Jellabïe mit dem Lehmwasser des Hofes übertüncht, bezüglich rückwärts in die Schmutzpfütze stolpert.

Bachida hätte genug an dem bereiteten Schrecken gehabt, hätte der Mann nicht laut zu schreien angefangen. Auf dieses Zeichen hin mußte das neckische Tier seinen Mutwillen fortsetzen. Noch ein zweiter Satz bringt unsern Griechen völlig zum Liegen, und nun sitzt ihm das Ungeheuer mit beifälligem Gebrüll auf dem Leibe, umarmt ihn sehr zärtlich, wälzt ihn dabei aber, da er entrinnen will, dergestalt im Kote herum, daß von der blendenden Kleidung auch nicht ein handgroßer Flecken mehr rein bleibt. Alle Heiligen fleht er um Hilfe an, allein keiner hilft ihm; endlich wendet er sich an uns, und wir entwinden ihn auch glücklich den Klauen seines Peinigers, der ihn natürlich nicht im geringsten verletzt hatte. Der dicke Herr kam wieder auf seine Beine, allein er begann jetzt so furchtbar zu schimpfen, daß wir ihm die erlittene Unbill als ganz gerechte Strafe von ganzem Herzen gönnten. Er schwor, sich zu rächen und diese Fahrlässigkeit von unsrer Seite sofort dem Pascha zu berichten, sobald er nur wieder frisch angezogen sein werde. Nach einer halben Stunde erschien

er denn auch wieder, noch immer wutschnaubend, und begab sich zum Pascha. Leider aber traf das alte Sprichwort: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen“, diesmal auch bei unserm Griechen ein, denn der Pascha war nicht weniger ergötzt über den geistreichen Einfall der Löwin, und Channa Sabuâ hatte das Vergnügen, anstatt der gehofften Rache gegen uns den Spott und das Gelächter seines Freundes und des Hofstaates zu ernten.

Gegen uns benahm sich Bachida immer sehr liebenswürdig, und nur einmal mußte sie von mir derb gezüchtigt werden, was mir freilich beinahe übel zu stehen gekommen wäre. Bachida hatte meinen Lieblingsaffen anfangs erschreckt, später gemißhandelt und zuletzt getötet und gefressen, und ich mußte fürchten, daß sie sich mit der Zeit noch an andre Tiere machen und mir großen Schaden verursachen würde. Ich führte sie also, mit der Peitsche in der Hand, zu den einzigen Überbleibseln ihres Schlachtopfers, die ich noch vorfand, zum Kopfe und Schwanze des Affen, und prügelte sie tüchtig ab. Sie suchte zu entfliehen, wurde jedoch von mir verfolgt und schließlich bis in einen der Räume unsres Gehöfts getrieben. Als sie einsah, daß sie nicht entrinnen konnte, nahm sie plötzlich eine andre Miene an als früher, und stellte sich mir so herzhaft zur Wehr, daß ich fürchten mußte, von dem zu jener Zeit mehr als halberwachsenen Tiere erheblich verletzt zu werden.

Ich bin überzeugt, daß sich die im höchsten Grade erzürnte Löwin sofort auf mich gestürzt haben würde, wenn ich auch nur einen Schritt zurückgewichen wäre, allein gleichwohl lag mir alles daran, ihr freien Ausweg zu verschaffen. Ohne Unterlaß mit der Peitsche ihr Fell bearbeitend, drückte ich mich auf die Seite und öffnete so der Löwin den Ausweg, den sie auch schleunigst benutzte. Schon nach einer halben Stunde war ihr Zorn verraucht, und sie kam wieder, freundlich wie immer, gleichsam abbittend, mich liebkosend wie vorher, so daß mich jetzt die ihr erteilte Strafe fast ebenso schmerzte, als dieselbe sie geschmerzt haben mochte. Das war der einzige Streit, den wir beide jemals miteinander gehabt hatten. Ich wiederhole nochmals, daß Bachida sonst nie sich eine Unart gegen uns erlaubte oder in irgendeiner Weise die Wildheit eines Raubtieres bekundete.

Meine Armut zwang mich, zu meiner Rückreise die gefährlichste Straße zu wählen, d. h. ein gerade nach Ägypten abgehendes Schiff zu benutzen, auf dem ich über alle Stromschnellen des Nils hinwegtanzen sollte. Der Tiere wegen, die wir bei uns führten, war dieser Weg in gewisser

Weise den andern Straßen durch die Wüste vorzuziehen, da wir auf ihm niemals Mangel an Wasser verspürten. Auf unserm Boote lebten wir nun in sehr inniger Gemeinschaft mit unserm sämtlichen Vieh zusammen, und namentlich Bachida war der erklärte Liebling aller Bewohner des Schiffes. Ihre Reinlichkeitsliebe war merkwürdig. Niemals verunreinigte sie ihren Käfig während der Fahrt. Sie wartete vielmehr mit Schmerzen des Augenblicks, der das Schiff dem Ufer zuführen und ihr die gewohnte Freiheit gewähren sollte. Ihretwegen legten wir gewöhnlich ziemlich entfernt von den Dörfern an und ließen dann sofort nach der Landung das liebe Tier aus seinem Käfig. Sobald dies geschah, stürzte Bachida eiligst aufs Land, um sich zu entleeren, was stets an einer verborgenen Stelle und ganz nach Katzenart geschah, indem die Löwin für ihre Losung jedesmal eine Grube scharrte und dieselbe, nachdem sie ausgefüllt worden war, auch regelmäßig wieder mit Erde bedeckte. Nach Beendigung dieses wichtigen Geschäfts wurde sie lustig und übermütig. Wie ein junges Füllen sprang sie mit mächtigen Sätzen umher, kürzere oder längere Ausflüge machend, kehrte aber immer bald wieder zum Schiffe zurück.

Unsre Ankunft bei einem Dorfe brachte in demselben stets die freudigste Aufregung hervor. Alt und jung strömte herbei, um die Frendjis zu sehen, die ein ganzes Schiff mit „wilden Tieren" oder „Söhnen des Waldes" befrachtet hatten. Gewöhnlich war schon eine halbe Stunde nach unsrer Landung das Schiff mit einer so großen Menschenmenge umgeben, daß der Besuch uns zuweilen recht lästig wurde. Dies schien auch Bachida einzusehen, und da sie jedenfalls die gute Absicht hegen mochte, uns solcher Last zu entheben, erlaubte sie sich oft tolle Scherze nach ihrer Art, indem sie plötzlich den einen oder den andern durch einen wilden Satz erschreckte, sich hinter Buschwerk oder Felsen auf die Lauer legte und unverhofft brüllend hervorschoß oder andre Streiche vollführte, die den Mut der guten Dorfbewohner jener Gegenden auf allzu harte Proben stellten. Ich muß hervorheben, daß Bachida hier wirklich mit Verständnis handelte und stets sehr erfreut schien, wenn ihr ein solcher Schreck besonders gelungen war.

Zweimal ging sie jedoch zu Tätlichkeiten über, die ich nicht ganz billigen konnte und daher einschreiten mußte. Das eine Mal war sie vom Nilufer hinauf in ein ärmliches Dorf geklettert und hatte dort die eben heimkehrende Schafherde nicht nur vollständig zersprengt, sondern sich auch einen Zoll aus ihr erhoben, nämlich ein Lamm ergriffen, jedenfalls

in der guten Absicht, dasselbe abzuwürgen. Die Dorfbewohner erhoben förmlich ihr Kriegsgeschrei, jenes zitternde, durch unnachahmlichen Zungenschlag und gellende Töne hervorgebrachte, weit hörbare Tonunwesen, das Goltz mit „wildem Waldvogelgesang in Urwäldern vor der Sündflut und Einführung eines geläuterten Naturgeschmacks“ vergleicht. Aus allen Hütten hervor stürzten die erregten Bewohner des friedlichen Dorfes mit Waffen aller Art, um dem schauderhaften Feinde zu Leibe zu gehen. Die brüllenden Weiber hielten sich allerdings in entsprechender Entfernung, um sicher zu sein, und die mutigen Männer beratschlagten glücklicherweise noch, wie sie es anfangen möchten, das Ungeheuer in möglichst gefahrloser Weise zu besiegen, als ich ankam und der ganzen Aufregung dadurch ein Ende machte, daß ich, wie weiland Simson, meine Löwin am Kopfe packte, ihr den Rachen aufriß und das erfaßte Lamm mit einem Fußtritte fortschleuderte. Von der Dorfbewohnerschaft erntete ich allerdings Schmeicheleien und Bewunderung für meine Heldentat, nicht so aber von Bachida, die Lust zu haben schien, störrisch zu werden und ihre rechtmäßige Beute unter allen Umständen wieder zu erobern. Um auch sie zu befriedigen, wurde deshalb das ohnehin etwas mitgenommene Lamm für bare sechs Silbergroschen unsres Geldes erhandelt und nach dem Schiffe gebracht, wo es Bachida noch am selbigen Abend wohlgemut verspeiste.

Der zweite Fall war ernster. Wir lagen bei Theben, und Bachida ward der großen Menschenmenge wegen mit ihrer Kette an eine der Säulen des Tempels von Luksor gefesselt. Natürlich sammelten sich außer den stets dort sich findenden neugierigen Reisenden aus aller Herren Ländern auch sämtliche Dorfbewohner, um „die Tochter Abu Fathmes“, wie die Sudanesen die weiblichen Löwen nennen, in gehöriger Nähe gefahrlos betrachten zu können. Unter ihnen befand sich ein kleiner zudringlicher Negerknabe, der Bachida wohl zu nahe gekommen oder sie gar erzürnt haben mochte; denn plötzlich teilte sich der dichte Kreis, der sie bisher umgeben hatte, unter entsetzlichem Geschrei und Geheul, Verwünschungen, Fluchen und Jammern, und mir wurde schleunigst die Nachricht hinterbracht, daß mein „Scheusal“ soeben einen kleinen Adamssohn erfaßt habe und im Begriffe stehe, ihn ohne Umstände zu verschlingen. Es sei zwar nur ein Sklave, allein ich möge bedenken, daß er 1000 Piaster gekostet habe und ich ihn entschieden bezahlen müsse, wenn die Löwin ihn fressen würde.

Daß dieser letztere Satz, nach dortiger Ansicht jedenfalls der wichtigste, auch bei mir seine Wirkung nicht verfehlen würde, schien natür-

lich, und diese Meinung ward auch vollkommen gerechtfertigt, denn ich stürzte diesmal mehr als eilig zu meiner Freundin, um den gefangenen Buben zu befreien. Bachida spielte mit ihm wie eine Katze mit der Maus, drehte ihn in ihren Pranken hin und her, beroch ihn, zog ihn zu sich heran, ließ ihn wieder los, um ihn augenblicklich von neuem zu halten, hatte ihm aber bisher auch nicht das geringste Leid zugefügt und nirgends ihn auch nur geritzt. Meine Ankunft brachte sie augenblicklich zur Besinnung, daß der schwarze Schreihals kein Spielzeug für sie sei; sie ließ denselben fahren, noch ehe ich Miene machte, ihn ihr zu entreißen.

In Ägypten wurde der Zudrang der Menge zu unserm Schiffe so arg, daß wir öfters unsre Bachida zur Abwehr benutzen, das heißt, sie am Stricke führend die Leute zurücktreiben mußten. Gewöhnlich half bloß dieses Mittel, dann aber auch gründlich. Kein Menlch konnte begreifen, daß ein Löwe in dieser Weise gezähmt werden könne, wie es hier ersichtlich war; jedermann schien vielmehr zu glauben, ein Opfer des Ungeheuers werden zu müssen, und auch die Zudringlichsten machten sich eiligst auf die Socken, wenn wir mit der Löwin auf sie zukamen.

Während unsres Aufenthalts in Kairo gab Bachida den „Söhnen der Begnadigten" mehrere Male ein ganz außergewöhnliches Schauspiel. Um ihr zuweilen den Genuß von freier Luft zu verschaffen, führte ich sie nämlich an der Kette spazieren, und einige Male bin ich mit ihr über die stets von Spaziergängern erfüllte Esbekïe gegangen. Man kann sich denken, welche Menschenmenge augenblicklich sich versammelte, um solches nie Gesehene gehörig betrachten zu können. Unter den Ausrufen der vollsten Bewunderung folgte jeder, der uns sah, so daß unsre Schleppenträger bald zu Hunderten anwuchsen. Ihre Bewunderung schien jedoch vorzugsweise der Löwin, nicht aber meiner Wenigkeit zu gelten, da ich Ausrufe wie: „Bewahre uns der Allmächtige vor dem aus seinen Himmeln herausgestürzten Teufel!" „Behüte uns der Herr vor allem offenbaren Zauber!" „Gott verdamme diesen Christen!" und andre öfters zu hören bekam. Gewöhnlich wurde der Zulauf zuletzt so unerträglich, daß ich nach kurzem Spaziergang zurückkehren mußte. Dabei wurde ich aber keineswegs durch die Menge der Zuschauer gehindert; denn wie in Oberägypten machte auch hier jedermann eiligst Platz, wenn das bewunderte Tier erschien, auf dessen Gutmütigkeit man sich dennoch nicht ganz verlassen zu können glaubte.

Bauerhorst schenkte die Löwin dem Tiergarten in Berlin, und ich übernahm gern die Begleitung von ihr und einer ganzen Menge andrer

Tiere, die der preußische Generalkonsul Herr v. P. derselben Anstalt geschenkt hatte, obwohl sich unter den Tieren auch ein erwachsener männlicher Löwe befand, mit dem nicht gerade zu scherzen war. Unsre Überfahrt von Alexandrien war rasch und glücklich, wenn sich auch die Tiere mit dem finstern Schiffsraume nicht recht befreunden konnten. Selbst Bachida schien sehr mißmutig und ärgerlich darüber geworden zu sein, obschon ich sie tagtäglich zum großen Ergötzen und Erstaunen der Reisenden aufs Verdeck heraufholte. Sie mußte dabei eine leiterartige Treppe heraufsteigen, und dies schien ihr stets viel Beschwerde zu verursachen, wurde jedoch nach Katzenart mit vielem Geschick bewerkstelligt. Sooft sie auf Deck erschien, war sie artig und liebenswürdig wie immer; in den dunkeln Schiffsraum kehrte sie aber stets mit großem Verdruß zurück.

Einmal verkannte sie mich gänzlich und ließ ihrem Groll freien Lauf, als ich an ihrem Käfig vorüberging. Ich wollte sie streicheln, wurde aber von ihr plötzlich so heftig am Arme gepackt, daß ich heute noch die Narben der dabei erlittenen Verletzungen an mir trage. Allerdings war sie außer sich, als ich sie anrief und sie ihr Unrecht erkannt hatte; ich aber merkte, daß in dieser Lage mit ihr nicht zu spaßen sei. Sogleich nach unsrer Ankunft in Triest war sie wieder das liebe gute Tier wie früher, und als ich sie nach viertägigem Getrenntsein wiedersah, kannte ihre Zärtlichkeit gar keine Grenzen. Es wurde für mich fast gefährlich, zu ihr in den Käfig zu gehen, da sie mich mit Gewalt dort festhalten wollte und ich jedesmal nur durch List von ihr loskommen konnte. Unser Abschied ging mir sehr nahe, und ich muß offen bekennen, daß ich von Hunderten von Menschen mich getrennt habe, ohne auch nur entfernt so ergriffen worden zu sein, als ich es in jenem Augenblick war, der mich für Jahre von meiner treuen Freundin scheiden sollte. Auch sie schien es zu ahnen, daß wir nun getrennt werden würden; denn sie jammerte fast kläglich, als ich zuletzt von ihr gehen wollte und doch immer noch einmal zu ihr zurückkehren mußte, um sie von neuem zu liebkosen.

Und in der Tat vergingen Jahre, ehe ich Bachida wiedersah. Erst zwei Jahre nach meiner Rückkehr aus Afrika kam ich nach Berlin, und meine erste Frage war natürlich nach Bachida. Ich erfuhr zu meiner Freude, daß sie sich wohl befinde, groß und schön geworden sei und ihre alte Liebenswürdigkeit sich noch bewahrt habe. Da trieb es mich denn fast mit Gewalt zu ihr. Ich bedurfte keiner neuen Vorstellung seitens eines Aufwärters, denn ich erkannte meine Löwin auf den ersten Blick wieder. Eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Neugierigen stand vor ihrem Käfig, als ich mit

einem Freunde mich näherte. Man warnte mich freundlich, nicht zu nahe zum Käfig zu gehen, allein ich glaubte diesmal dieser Warnung nicht zu bedürfen und beruhigte die Besorgten, indem ich sagte, daß ich die Gewalt habe, die Tiere durch den Blick meines Auges zu bändigen und ihnen gleich beweisen würde, daß es wahr sei. Und wirklich war das höhnische Gelächter einiger Anwesenden, welche die Entgegnung dieser Worte war, zu früh, denn der Erfolg bestätigte das, was ich erwartet hatte. In der völlig veränderten Kleidung, in der ich vor Bachida stand, erkannte sie mich augenblicklich zwar nicht, allein beim ersten Worte, das ich an sie richtete, lauschte sie hoch auf, ihre Augen funkelten, sie legte sich wie zum Sprunge zurecht und lauschte nochmals. Und als ich dann wie in alten Zeiten zu ihr sagte: „Bachída, ja Bachída, Habíbti, kef chalak, kef salamtak?“ das heißt, als ich sie begrüßt hatte, wie man eine teure Freundin begrüßt, in der Sprache, in der man zur Freundin redet, da war Bachida mit einem Satze an dem Gitter und reichte mir durch dasselbe beide Pranken. Ich gab ihr furchtlos meine Hand, sie zog sie an sich, legte sich nieder und auf den Rücken, wie sie es zu tun pflegte, wenn sie sich recht glücklich fühlte, und ließ sich nun mit der höchsten Befriedigung von meiner Seite streicheln und hätscheln wie in vergangenen Tagen. Es bedurfte einer großen Überwindung, um mich wieder von diesem Tiere trennen zu können; und noch einmal nahm ich ebenso traurig Abschied von ihm, wie ich ihn in Wien genommen hatte.

Es war der letzte; denn Bachida ist tot.

3. Aus dem Leben der Hauskatze.

Wenn man ein gutmütiges Geschöpf mit altvererbtem Mißtrauen betrachtet, es mißtrauisch behandelt und jede seiner Handlungen, ohne zu prüfen, mißtrauisch richtet, darf man sich gewiß nicht wundern, wenn es zuletzt zuweilen unmutig und sogar bösartig werden kann. Die armen Hauskatzen sind in der traurigen Lage, solche Mißhandlung erdulden zu müssen; warum, weiß eigentlich niemand zu sagen. Das liebe Sprichwort behauptet, die Katze sei falsch, tückisch, schmeichle vorn und kratze hinten usw. Einer plappert diese offenbaren Verleumdungen ruhig dem anderen nach, und „Miez“ muß das entgelten. Wie es gewöhnlich der Fall, bleiben die Verdienste des vortrefflichen Hausfreundes im stillen.

Höchst selten findet sich jemand, der die ihm durch denselben gespendeten Wohltaten wirklich dankbar anerkennt: etwa ein Pfarrer, dem die baufällige Wohnung von einer überraschend baulustigen Gemeinde oder einem hochwohlweisen Rat im Stande erhalten, d. h. so hergestellt werden muß, daß Regen und Wind nicht unmittelbar, sondern erst auf Umwegen in alle Räume dringen können; ein Landwirt, der volle Kornböden hat, oder andre Leute, die ihre Behausung mit Ratten und Mäusen freundnachbarlich zu teilen genötigt sind. Sie wissen, was es sagen will, nach vergeblicher Kammerjägerei aller Art endlich einen vierbeinigen Nothelfer im Hause zu haben, dessen bloßer Anblick schon in allen Ratten und Mäusen starke Auswanderungsgelüste erregt und dessen Tätigkeit die des Menschen bald gänzlich in Schatten stellt.

Ich denke gar nicht daran, hier die Verdienste der von mir sehr hoch geachteten Tiere hervorzuheben oder mit mancherlei kleinen Eigentumsvergehungen und ähnlichen Sachen, die sie sich wohl auch zuschulden kommen lassen, abzuwägen, sondern will ganz einfach einige Geschichten von Hauskatzen mitteilen, die ich selbst erlebt oder durch Erzählungen wahrheitsliebender Freunde erfahren habe. Wenn diese Geschichten einigen Tausenden meiner vierbeinigen Freunde auch nur ein paar Tage lang ein freundliches Gesicht ihrer bezüglichen Herrschaft (und nebenbei einige Schüsselchen gute Milch) eintragen sollten, würde ich mich für die Mühe meiner Niederschrift hinlänglich belohnt fühlen; nach mehr strebe ich diesmal nicht. Zur gehörigen Würdigung meiner Mitteilungen glaube ich die mir gewordenen Ergebnisse derselben aber doch vorausschicken zu müssen.

Unsre Hauskatze ist das gerade Gegenteil von dem, was sie nach der gewöhnlichen Ansicht über sie sein soll. Sie ist nichts weniger als falsch, sondern im Gegenteil sehr offenherzig. Sie ist ebensowenig tückisch wie der Hund und kratzt nimmermehr, während sie zugleich schmeichelt; sie ist vielmehr ihrer Herrschaft treu ergeben und läßt sich von ihr ungemein viel gefallen. Ihre Reinlichkeit und Ordnungsliebe, die Anmut und Zierlichkeit ihrer Bewegungen, ihr gemütliches Schnurren, die Freundlichkeit, mit der sie sich ihrem Herrn anschmiegt, und andre angenehme Eigenschaften sichern ihr das Wohlwollen aller vorurteilsfreien Menschen, die sich mit ihr beschäftigen; ihre Mutterliebe, die sich sogar auf fremde Kinder erstreckt, muß ihr selbst warme Zuneigung erwerben. Es fehlt ihr vor allem eine liebevollere Erziehung von seiten des Menschen, um sie zu einem durchaus liebenswürdigen Tiere zu machen.

Von der Mutterliebe der Katze gegen fremde Kinder will ich zuerst

einiges erzählen. Eines Tages fand ich ein kleines miauendes Kätzchen mitten im Felde. Es war hungrig, furchtsam, müde und traurig, dabei sehr scheu und wild. Ich fing es endlich mit Hilfe meines Dachshundes, der mir das Tierchen stellte, brachte es nach Hause und pflegte es nach Kräften. Miezchen gedieh herrlich, spielte bald eine Rolle im Hause und begann, noch nicht einmal halbwüchsig, die Jagd auf Mäuse und Ratten, von denen es damals im Hause wimmelte, mit ebensoviel Geschick und Mut als Erfolg. Hierdurch gewann es sich unser aller Zuneigung. Wir Kinder quälten es möglichst wenig und nahmen es abends regelmäßig mit zu Bett. Es zeigte weder Falschheit noch Tücke, ließ sich vortrefflich ziehen und wurde schließlich dahin gebracht, daß es weder naschte noch unsern Stubenvögeln zu Leibe ging, obwohl sein Jägertalent im übrigen mit der Zeit immer mehr zunahm.

Im nächsten Jahre warf die nunmehr erwachsene Katze zum erstenmal Junge. Wir nahmen ihr dieselben bis auf zwei prächtige Zyper, die sie mit der größten Liebe pflegte. Da brachte man uns drei noch blinde Eichhörnchen, die von uns großgezogen werden sollten. Trotz aller Sorgfalt starben jedoch sehr bald zwei der zarten Tierchen unter unsrer Pflege, und wir mußten fürchten, auch das dritte einzubüßen. In dieser Not kam uns der Gedanke, der verlassenen Waise eine Mutter in der säugenden Katze zu geben. Sie erfüllte das in sie gesetzte Vertrauen vollständig. Mit Zärtlichkeit nahm sie das fremde Kind unter ihren eignen auf, leckte und wärmte und nährte es aufs beste und behandelte es gleich von Anfang an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das sonderbare Kleeblatt wuchs auf und gedieh ausgezeichnet. Die Kätzchen wurden entwöhnt und weggegeben; das Eichhörnchen aber blieb bei seiner Pflegemutter. Nunmehr schien diese das reizende Geschöpf mit dreifacher Liebe zu betrachten. Man konnte unmöglich ein innigeres Verhältnis sehen, als das zwischen beiden bestehende. Die Mutter rief nach Katzenart, Hörnchen antwortete mit Knurren; beide aber verstanden sich gegenseitig vollständig.

Das hübscheste Schauspiel gewährten beide, wenn die Katze ihr liebes Pflegekind spazieren führte. Leicht und anmutig schritt die gelenke Mutter voran, schwerfällig humpelte das Eichhörnchen hinterdrein. Jeden Augenblick sah sich jene nach ihrem Liebling um; blieb er zurück, so rief sie ihn durch Miauen heran, schien er müde, so blieb sie geraume Zeit mit ihm stehen. Nun sollte das Eichhörnchen unterrichtet werden. Die Sache ging auffallend leicht, wenn die Mama eine natürliche Begabung

ihres Pflegekindes erproben und ausbilden wollte, schwer, wenn sie demselben alle Kunststücke der Katzen beibringen wollte. Mit wahrhaft komischer Überraschung bemerkte die Lehrerin, daß ihr Schüler der Anleitung zum Klettern und der notwendigen Warnungen dabei gar nicht bedurfte, sondern eigentlich von selbst schon diese Kunst ausgezeichnet zu handhaben verstand. Mit Verwunderung mußte sie erfahren, daß dagegen alle geschickt auf die Erregung der Fanglust gerichteten Schwanzbewegungen auf den Zögling gar keinen Eindruck machten.

Als die Katze ihr Pflegekind zum erstenmal über einen hohen und schmalen Steg nach dem jenseitigen Ufer unsres Dorfbaches führte, schritt sie mit größter Vorsicht und unter fortwährendem Zurufen voran; das Eichhörnchen war aber eher am andern Ufer als seine Führerin, und wurde deshalb von dieser sehr geliebkost. Später kam es oft vor, daß bei den Spaziergängen der nach und nach sich fühlende Pflegling auf den Bäumen von Krone zu Krone dahinlief, während die Mutter unten hinging; bisweilen kletterte sie ihm verwunderungsvoll auch wohl nach, setzte sich still auf einen Ast und beobachtete mit Mutterlust und einiger Angst die kühnen Sprünge des bald auf den Bäumen eingewohnten Zöglings. Dieser gehorchte seiner Pflegerin musterhaft. Sie tat ihm ebensoviel zu Willen, als alle Katzen ihren Kindern zu tun pflegen, brauchte aber, wenn sie Gehorsam verlangte, auch nur ein einziges Mal zu rufen, um des gewünschten Erfolges gewiß zu sein. Die gegenseitige Freundschaft und Zärtlichkeit währte fort, bis das Eichhörnchen durch einen unglücklichen Zufall das Leben verlor. Die Mutter suchte und rief es mehrere Tage lang und besah und beroch wehmütig jedes ausgestopfte Eichhörnchen, das wir ihr vorhielten.

Wir Kinder kannten damals die vortreffliche „gemeinnützige Naturgeschichte" von Lenz noch nicht; der Fall war uns daher ganz neu, höchst anziehend und merkwürdig. Eifrig suchten wir nunmehr jede Gelegenheit auf, die Pflegemutterliebe unsrer ausgezeichneten Katze zu erproben. Im Verlaufe ihres ferneren Lebens säugte sie willig junge Kaninchen, Ratten (!) und junge Hunde; andre passende Pfleglinge bekamen wir nicht. Ein schönes Nest junger Iltisse wurde uns leider durch den Grimm eines Bauers entrissen; jedenfalls würde die Katze auch diese Tierchen angenommen haben. Einst warf unser Hund zugleich mit ihr. Das war nun natürlich ein wahrhaft freudiges Ereignis fürs ganze Haus, und von uns wurden die allerverschiedensten Versuche gemacht. Zunächst mußten sich die beiden Wöchnerinnen bequemen, ihre

Kinder dicht nebeneinander zu säugen. Nun wurde der Katze ein junges Hündchen angelegt. Sie nahm es ohne weiteres an, leckte und pflegte es. Hierauf wurde das Umgekehrte versucht: die säugende Hündin erhielt eine junge Katze zum Pflegling. Schon beim bloßen Anblick des fremden Geschöpfes zeigten sich verdächtige Falten auf ihrer Nase; die hierauf folgende sehr sorgfältige Prüfung des kleinen Wesens durch den Sinn des Geruchs schien ein ihm sehr ungünstiges Ergebnis herbeigeführt zu haben, denn das Nasenrümpfen wurde so arg, daß die blanken Zähne zum Vorschein kamen. Unser Machtspruch wandelte zwar die beabsichtigte Züchtigung oder möglicherweise gar die Vernichtung des armen schwachen Fremdlings zu einem dumpfen Knurren um. Als wir aber der bösen Stiefmutter die versagte Liebe abzwingen wollten, stand sie entrüstet auf und verließ das Zimmer. Später trug sie auch stets ihre Kleinen aus der ihr unangenehmen Nähe der jungen Katzen weg. Miez dagegen säugte ruhig die ihm angelegten jungen Hunde.

Eine Tochter dieses liebenswürdigen Tieres wurde nebst zwei Jungen zu einem Freunde meines Vaters gebracht, weil dieser zwei kleine seit kurzem verwaiste Kätzchen von ungefähr gleicher Größe der Kinder unsrer Katze besaß und ihnen gern wieder eine Pflegerin geben wollte. Die Tochter zeigte sich ihrer Mutter würdig. Sie nahm sich der fremden Kleinen treulich an und erzog sie mit den ihrigen, gab diesen aber doch den Vorzug. Einer ihrer Pfleglinge fiel beim Spiel vom Dache herab auf das Pflaster des Hofes und starb; der andre blieb leben. Einst ging sie mit ihrer Schar in den Hof, leitete ein Spiel ein und verließ dann die sich damit beschäftigenden Sprößlinge, um für sie in der nahen Scheuer zu jagen. Nach sehr kurzer Zeit erschien sie mit einer Maus im Rachen und gab diese ihrer Lieblingstochter, verließ sie aber sogleich wieder, um ihre Jagd fortzusetzen. Der Pfarrer, ihr jetziger Besitzer, war eben, von der Ausarbeitung der Sonntagspredigt sich erholend, inzwischen auf die Gesellschaft aufmerksam geworden und somit imstande, den ferneren Verlauf der Fütterung abzuwarten; ihm verdanken wir den Bericht der Geschichte. Er sah nach geraumer Zeit die Jägerin mit einer zweiten Maus anrücken und diese ihrem zweiten Kinde überreichen. Dann begann die Jagd von neuem. Die dritte Maus erhielt das Pflegekind, die vierte das zuerst gefütterte eigne, die fünfte das zweite, die sechste der Pflegling, die siebente wieder der Liebling; mehr fing sie nicht, und so kam es, daß die letztere eine Maus mehr erhielt als die übrigen. Die Katze kannte also nicht nur ihre Jungen sehr genau, sondern wußte auch die Reihenfolge,

in der sie gefüttert worden waren. Jedenfalls würde bei fernerer glücklicher Jagd auch das fremde Kind gleichmäßig bedacht worden sein.

Lenz führt viele Beispiele ähnlicher Pflege fremder Tiere durch Katzen an. Die meisten sind durch englische Beobachter mitgeteilt worden, weil diese Leute den sehr richtigen Grundsatz verfolgen, auch das Geringste nicht der Veröffentlichung zu entziehen. White machte dieselbe Beobachtung wie wir über die Pflege junger Eichhörnchen durch säugende Hauskatzen, erzählt aber auch eine Geschichte, nach der eine Katze einen Hasen großzog. Smith sah, daß eine Katze eine von ihr selbst gefangene junge Ratte an Kindesstatt annahm, als diese ihr ans Euter kroch, um zu säugen. Oberförster Skall erzählt von einem unter denselben Umständen aufgezogenen Hasen. Und so werden gewiß noch andre, die Gut- und Barmherzigkeit der Katzen beweisende Tatsachen beobachtet worden sein.

Mit dem Menschen lebt die Katze immer in treuer Freundschaft, sobald sie von ihm ordentlich behandelt wird. Sie hat gewöhnlich nicht soviel Anhänglichkeit an ihn, als sie der Hund besitzt, wird aber auch nur äußerst selten mit derselben Sorgfalt vom Menschen erzogen, wie dieser. Allerdings steht sie ihm an Geistesfähigkeiten nach, besitzt ihrer aber gewiß so viele, daß sich ihre Erziehung lohnt. Ein Hund, der sich selbst überlassen bleibt, ist ein pöbelhaftes Vieh. Dieses habe ich hundertfach in Ägypten gesehen, wo sich gewöhnlich niemand der halbwild herumlaufenden Köter annimmt. Sie werden bengel- und flegelhaft, tückisch, mißtrauisch, scheu und zeigen gar keine Ähnlichkeit hinsichtlich des liebenswürdigen Betragens unsrer erzogenen, gebildeten und gesitteten Hunde.

Die Katzen unsres Hauses sind von jeher sehr freundschaftlich von uns behandelt worden und beweisen uns daher ihre große Zuneigung und Anhänglichkeit. Zum Entsetzen der Frauen des Hauses tragen sie regelmäßig ihre frisch erlegte Beute vor unsre Augen und verzehren sie erst, nachdem sie für ihre Arbeit und Geschicklichkeit durch reichlich gespendetes Lob belohnt wurden. Hiermit mag nachstehende merkwürdige Geschichte zusammenhängen.

Unsre jetzt lebende Katze, eine Enkeltochter der obenerwähnten Pflegerin des Eichhörnchens, warf Junge und wählte sich ihr Wochenbett in dem finstersten Winkel unsres Heubodens. Es blieb trotz unsres Nachsuchens wochenlang unentdeckt. Mittlerweile waren die Kätzchen herangewachsen und bedurften nun wahrscheinlich so vieler Nahrung, daß sie die Mutter allein nicht gewähren konnte. Da erscheint diese eines Tages

mit einem ihrer Kinder im Maule im Wohnzimmer, geht gerade auf meine Mutter los, legt ihr das Tierchen vor die Füße und bittet und schmeichelt, als wolle sie sagen: „Seht, ich kann sie nicht mehr ernähren, so helft mir!“ Ihr Wunsch wird erfüllt und dem Kätzchen eine Schüssel mit Milch vorgesetzt. Sogleich eilt die Alte wieder zur Tür hinaus und holt ein zweites Kätzchen aus ihrem Neste, trägt dieses aber nicht bis ins Zimmer hinein, sondern bloß bis an die Haustür und ruft nun meine Mutter dorthin, ihr die Last abzunehmen. Das dritte trug sie nur bis in die Mitte des Hofes, das vierte warf sie einfach vom Boden herab auf unter demselben liegende Streu. Solche Nachlässigkeit wurde jedoch nicht geduldet, sondern sie mußte beide noch bis ins Zimmer bringen, wo sie dann mit höchster Befriedigung den schmausenden Kleinen zusah.

Diese Katze läßt sich ungemein viel gefallen, ohne jemals darüber ärgerlich zu werden; sie unterscheidet aber ihr feindliche Personen sehr genau von den ihr wohlwollenden. Gegen diese ist sie ungemein zärtlich und artig, begleitet sie oft lange und setzt sich ihnen gern auf die Schulter. Mit dem Hunde lebt sie im vertrautesten Verhältnis. Sie spielt mit ihm und schläft dicht neben ihm auf einem Kissen.

Als Knabe kannte ich zwei Katzen, die auch gegen Fremde sehr artig waren. Wenn sie von uns geliebkost worden waren, begleiteten sie uns dankbarlichst abends nach Hause. Wir hatten zwar eine halbe Stunde weit zu gehen, doch schien ihnen der Weg gar nicht lang zu sein; sie nahmen niemals eher als vor unserm Hause von uns Abschied.

Mit solchen Beweisen der Anhänglichkeit an den Menschen widerlegt man leicht das eingewurzelte Vorurteil, nach dem man annimmt, daß die Katzen bloß das Haus und nicht den Menschen liebgewännen. Ich will hier nochmals an die Erzählungen unsres Lenz erinnern, namentlich an die wahrhaft rührende Geschichte der treuen Liebe einer Katze zu ihrem Pfleger und Gespielen, dem Sohne des Hauses, dessen Tod die Katze niemals vergessen konnte und dessen Grab jahrelang ihr einziger Ruheort wurde. Auch nachstehende Mitteilungen, die ich der Güte meines trefflich beobachtenden Freundes Schach in Nußdorf bei Krimmitschau verdanke, sprechen für die Treue der Katze gegen ihren sie gut behandelnden Gebieter.

„Als ich noch als Knabe im väterlichen Hause weilte“, schreibt mir der Genannte, „hatte ich ein inniges Freundschaftsverhältnis mit unsrer alten Hauskatze, einem prachtvollen Zyper. Riese — so hatten wir Kinder sie ihrer ansehnlichen Körpergröße wegen genannt — fühlte sich in

dem Grade zu mir hingezogen, in dem ich ihr meine Liebkosungen angedeihen ließ. Sie war meine Nachbarin bei Tisch, wie meine nächtliche Schlafgenossin; und selbst im gereizten Zustande, wenn sie heftig den Schwanz hin und her peitschte, vermochte sie niemand leichter zu beschwichtigen als ich. Stets begleitete sie mich auf meinen täglichen Geschäftsgängen, und nie ging ich in den Wald, um Sprenkel zu stellen, außer in ihrer Gesellschaft. In meiner Abwesenheit schien sie sich zu langweilen, und wurde ich durch die Schulstunden zu lange ihrer Gesellschaft entzogen, so unternahm sie allein die Gänge in den Wald, sei es nun in der Hoffnung, mich daselbst zu treffen, sei es, um mich der Mühe des Ausnehmens der gefangenen Vögel zu überheben. Gewöhnlich erwartete sie hier meine Ankunft und kehrte dann in meiner Gesellschaft nach Hause zurück. Dabei war sie überaus neugierig, und alles fesselte ihre Aufmerksamkeit. Bog ich dann, um sie dafür zu züchtigen, plötzlich auf einen Seitenweg ein, so war sie meist binnen kurzem mir auf der Fährte und nahm, nachdem sie mich sorgfältig berochen und geleckt, ruhig neben mir Platz, bis ich zum Weitergehen mich anschickte.

„Als ich im Jahre 1834 das zwei Stunden von meiner Heimat entfernte Privatseminar zu P. bezog, war Riese auch dahin mein Begleiter und weilte hier während meiner ganzen Studienzeit, die einen Zeitraum von 3½ Jahren umfaßte. Hier hatte ich Gelegenheit, eine höchst anziehende Beobachtung zu machen.

„Riese war Mutter geworden und pflegte ihre reizenden Kinderchen mit der größten Zärtlichkeit. Da widerfuhr ihr das Unglück, eingefangen und den noch gar sehr der Mutterhilfe bedürftigen Kleinen grausam entrissen zu werden. Ich konnte sie unmöglich umkommen lassen oder gar ins Wasser werfen, und sonn auf Rettung. Da erfuhr ich, daß des Nachbars Katze ebenfalls geworfen hatte, aber ihrer Jungen beraubt worden war. Sie wurde als Pflegemutter ausersehen und gewonnen. Bereitwillig unterzog sie sich der Pflege der Stiefkinder und säugte, leckte und reinigte sie aufs beste. So ging die Sache vortrefflich ihren Gang, bis eines schönen Tages die rechte Mutter zurückkam. Riese war der Gefangenschaft entflohen und sorgenvoll heimgeeilt. Ich brachte sie zu der Pflegerin ihrer Kinder. Erfreulich schnurrend und zärtlich rufend näherte sie sich ihr und den Kleinen und — legte sich neben ihnen hin, um auch ihrerseits die Pflichten der Mutter zu übernehmen. Von nun an wurden die jungen Kätzchen von beiden Müttern gemeinschaftlich gesäugt, gepflegt und erzogen. Bald war die eine, bald wieder die andre Mutter bei

ihnen, bei Gefahr aber vereinigten sich beide zur wütendsten Gegenwehr. Ein Fleischerhund, der in Begleitung seines Herrn auf seinem Berufswege arglos in den Hof eintrat, wo gerade beide Katzen mit der kleinen Schar sich tummelten, wurde von den besorgten Müttern mit solcher Wut angefallen, daß er fast die Augen verloren hätte, und sein Heil nur in eiliger Flucht finden konnte. Treulich und einig besorgten die beiden Katzen die fernere Erziehung des jungen Volkes.

„Nach Beendigung meiner Studienzeit kehrte Riese mit mir nach Hause zurück. Ihre ferneren Schicksale sind mir unbekannt, da wir jetzt auf immer uns trennen mußten.

„In meinem jetzigen Wohnorte hatte ich Gelegenheit zu ähnlichen Beobachtungen. Ich erzog mir eine Katze, die nicht nur eine wahre Schönheit war, sondern auch, was Reinlichkeit und gute Sitte betraf, als ein wahres Muster gelten konnte. Dafür war sie aber auch in der ganzen Nachbarschaft beliebt und wurde von den Hausmüttern nicht selten mit Milch beschenkt. Von Naschhaftigkeit war bei ihr keine Spur zu bemerken. Oft saß sie unter einer Anzahl geschossener Vögel, die ich auszustopfen hatte, ohne einen zu berühren; ja, sie unterstützte mich bei Vergrößerung meiner Vogelsammlung, insofern sie mir gefangene Vögel zutrug; meine Sammlung hat davon noch heute einige aufzuweisen. Ihre Anhänglichkeit an mich war außerordentlich groß. Sie machte, namentlich in den jüngeren Jahren, oft Wanderungen mit mir in den Wald und in das benachbarte B., später erwartete sie mich, vielleicht stundenlang sitzend und lauernd und zuweilen weit von meiner Wohnung entfernt, wenn sie ausgewittert hatte, welchen Weg ich gegangen war. Um Mitternacht heimkehrend, vernahm ich dann plötzlich fern vom Hause ihre Stimme, und mit einem einzigen Satze saß sie auf meiner Schulter oder geleitete mich unter Schmeicheleien und Liebkosungen in meine Wohnung. Nicht ein einziges Mal erinnere ich mich, in die Notwendigkeit versetzt worden zu sein, sie strafen zu müssen. Auch hätte Strafe jedenfalls ihren Zweck verfehlt, da Lotte — so hieß sie — schon gegen jedes harte Wort empfindlich war und nach solchem sogleich meine Wohnung mied, während sie bei freundlichen Worten förmlich zärtliche Blicke mir zuwarf. Kam es mir doch vor, als hätte selbst „Lottchen“ bei ihr einen besseren Klang gehabt, als das gewöhnliche „Lotte“!

„Sie unterzog sich gern auch der Pflege andrer Tiere, z. B. junger Füchse, deren sie einst eine ganze Familie aufzog, und denen sie fleißig Nahrung, Ratten und Mäuse, zutrug.

„Eins ist mir bei ihr unerklärlich geblieben. Sie hatte in ihren letzten Lebensjahren ein junges Kätzchen, das sie anfangs zärtlich liebte und mit dem sie manche Stunde verspielte. Plötzlich verwandelte sich diese zärtliche Liebe in unauslöschlichen Haß. So sehr sich auch die Tochter bemühte, die Zuneigung der Mutter zu erhalten, stets knurrte, stets drohte sie. Zuletzt wurde ihr dieselbe ein förmlicher Abscheu; und da ich letztere nicht gern entfernen wollte, quartierte ich Lotte in der Nachbarschaft ein, von wo aus sie mich zwar täglich besuchte, woselbst sie aber bis zu ihrem Tode verblieb. Ich hatte sie vierzehn Jahre."

Soweit mein Berichterstatter. Ich habe wohl nicht nötig, noch ähnliche Beispiele hier mitzuteilen. Die vorstehenden beweisen hinlänglich, daß auch die Katze der Erziehung durch den Menschen fähig und für sie sehr dankbar ist.

4. Wildschafe der Steppe.

Unter den unsern Haustieren zunächst verwandten Wildarten Asiens stehen hinsichtlich ihrer Artenzahl die Wildschafe obenan. Wollten wir alle von verschiedenen Forschern aufgestellten Arten als solche anerkennen, so würden wir weit über ein Dutzend dieser beachtenswerten Tiere zu verzeichnen und anzunehmen haben, daß fast jeder Gebirgszug eine besondere Art beherberge. Dies trifft nun jedenfalls nicht zu, ebenso wie die beschriebenen Arten großenteils nichts andres als Abarten sein mögen, immerhin aber bleiben mindestens sieben unbedingt verschiedene Wildschafe übrig, wenn wir, vergleichend und sichtend, alle zweifelhaften Arten als mit andern zusammenfallend streichen.

Je nach ihrer Größe kann man drei Gruppen asiatischer Wildschafe annehmen: die riesenhaften Archare, welche waldlose Hoch- und Mittelgebirge bewohnen, die mittelgroßen Bergschafe, die auf solchen Gebirgen und pflanzenarmen Hochebenen gefunden werden, und die kleinen Hochgebirgsschafe, die auf die höchsten Gebirge des Südens und Südostens beschränkt zu sein scheinen. Man hat diese Gruppen auch wohl als Sippen aufgefaßt; ihre Merkmale sind jedoch so übereinstimmende, daß eine derartige Trennung wissenschaftlich nicht aufrecht erhalten werden kann.

Soviel vorläufig zum Verständnis des stolzen Tieres, das ich in den Arkâtbergen sah und erlegte.

Der „Archar" der Kirgisen ist meiner Ansicht nach dasselbe Wildschaf,

das die Mongolen Ostsibiriens „Argali“ oder „Ugoldse“, die Chinesen aber „Pan-jan“ nennen, Argali (Ovis Argali) der Naturforscher. Seine Höhe erreicht, seine Stärke übertrifft die unsres Edelhirsches; sein Gewicht mag dem dreier Schafböcke ungefähr gleichkommen, falls nicht dasselbe überbieten. Die Länge eines von mir gemessenen und noch keineswegs vollkommen ausgewachsenen Bockes betrug 1,8, die Schulterhöhe 1,2, die Kreuzhöhe 1,25 Meter, die Länge des von mir erlegten Mutterschafes 1,55, die Schulterhöhe 1,05, die Kreuzhöhe 1,1 Meter.

Das schlichthaarige, also nicht wollige, am Halse und der Brust verlängerte, jedoch nicht mähnige Fell hat im allgemeinen die Färbung der Felsen, auf denen das Tier den größten Teil seines Lebens verbringt. Abgesehen von Lippenrand und Nasenspitze, die schwarz sind, ist das Gesicht des Bockes rötlich fahlgrau, der Hinterkopf wie der Nacken deutlich rotfahl, der Hals lichter, fahlgelblichgrau, der Leib auf Schultern und Vorderrücken, wie die Außenseite der Vorderbeine rötlich fahlgrau, ein bis zum ersten Drittel der Rückenlänge reichender Streifen lichter, die ganze übrige Oberseite, bis auf den ziemlich deutlich abgesetzten weißlichgrauen Spiegel, einschließlich der Außenseite der Hinterbeine, dunkel rötlichgrau, das verlängerte Haar an Kehle und Vorderbrust lichtgrau, der Unterhals etwas dunkler, die Brust dunkelgrau, der Bauch wie die Innenseite der Beine wiederum lichter, der Augenstern endlich erzgelb. Die Färbung des Schafes stimmt zwar nicht in allen Einzelheiten, jedoch im großen und ganzen mit der des Bockes überein, und auch das junge, glatthaarige Lamm ähnelt bereits seinen Eltern in allen wesentlichen Stücken.

Das Verbreitungsgebiet des Archars erstreckt sich über den größeren Teil Mittelasiens. Nachweisbar kommt er bereits im Bezirk von Akmolinsk, also auf der östlichen Abdachung des südlichen Urals vor, und ebenso kennt man in der hohen Gobi, dem Altai, den Quellgebirgen des Irtisch und Jenissei sowie in Turkestan mehrere Standorte von ihm.

Bei dieser Aufzählung der verschiedenen Örtlichkeiten nehme ich allerdings an, daß Argali und Archar höchstens Abarten eines und desselben Wildschafes, nicht aber verschiedene Arten sind. Hierzu berechtigt, meiner Ansicht nach, die Eigentümlichkeit des Tieres, seinen Standort nicht zu verlassen, mit andern Worten, nicht zu wandern. Innerhalb des von ihm bevölkerten Gebiets, das unser kleines Europa mindestens zweimal in sich faßt, bewohnt der Argali keineswegs alle Gebirge oder Bergstöcke, sondern nur gewisse Teile von jenen und einzelne, oft weit voneinander getrennte, von diesen, die eine Örtlichkeit wie die andre jedoch jahraus, jahrein.

Solches Verharren begünstigt aber die Ausbildung von Stämmen in hohem Grade, und es erscheint daher richtiger, solche anzunehmen, als in jeglicher Abänderung eine besondere Art erblicken zu wollen. Vergleicht man viele Archargehörne, so machen sich zwischen ihnen freilich Unterschiede geltend, und diese können wohl auch ständige und erbliche sein. Ich bezweifle indessen, daß man berechtigt ist, auf sie Arten zu begründen. Jeder Gebirgsteil beherbergt offenbar die Nachkommenschaft eines einzigen oder doch höchstens einiger weniger Paare, unter dieser Nachkommenschaft aber müssen sich, da sie zur Inzucht verurteilt ist, Familieneigenheiten und Ähnlichkeiten herausbilden, und so werden sich mit der Zeit Stammeseigentümlichkeiten entwickelt haben, die zu falscher Auffassung verleiten können.

Solche Stämme erkennen wir auch bei andern freilebenden Tieren, die weit weniger als Wildschafe an ihrem Wohngebiete hängen: jeder Geweihsammler weiß, daß Hirsche aus verschiedenen Gegenden auch bis zu einem gewissen Grade verschiedene Geweihe tragen, daß die Geweihe der Gebirgshirsche von denen der Auenhirsche sich merklich unterscheiden. Schafe aber sind Veränderungen in weit höherem Maße ausgesetzt als Edelhirsche, die zwar auch nicht wandern, aber doch gelegentlich ein Wohngebiet mit dem andern vertauschen. Wie nun in jeder Stammschäferei allmählich ein bestimmter Schlag sich ausbildet, so wird auch unter Wildschafen ähnliches vorkommen, und nur, wenn wir dies berücksichtigen, kann es uns möglich sein, über die wirklichen Arten ein klares Bild zu gewinnen.

Eine Bedingung, die der Archar an seinen Wohnsitz stellt, ist, daß das von ihm besiedelte Gebirge wenigstens an einzelnen Stellen felsige Wände mit schwer zu erklimmenden Steilungen und gesicherten Felsenplatten aufweist; im übrigen scheinen seine Ansprüche gering zu sein. Auf die Ausdehnung des Wohnsitzes kommt es ihm nicht an. Die Arkâtberge sind nicht allein verhältnismäßig unbedeutende Erhebungen, sondern erstrecken sich auch über ein so kleines Gebiet der Steppe, daß sie von einem Reiter wohl in drei bis vier Stunden umzogen werden dürften. Gleichwohl lebt auf ihnen der Archar seit Menschengedenken als ständiges Wild und findet sich weit und breit rings umher auf keinem andern Bergzuge. So soll es überall sein. Unter Umständen genügt ein einziger Berg einer nicht ganz unbeträchtlichen Herde. Breitsohlige Täler zwischen den einzelnen Gipfeln des Berges oder Gebirgszuges und unbewaldete Matten, wenigstens auf einzelnen Gehängen oder Abdachun-

gen, endlich auch eine gefahrlos zu erreichende, im heißen Sommer nicht versiechende Quelle sind anderweitige Bedürfnisse des Tieres.

Auf solchen Höhen verläuft dessen Leben in merkwürdig geregelter Weise. Als ausgesprochenes Tagtier verbringt der Archar die ganze Nacht schlafend oder doch ruhend auf einer und derselben Stelle, einer gesicherten, freie Umschau gewährenden Felsenplatte. Ob ihm hier im Winter der eisige Schneesturm um die Ohren pfeift oder ob ihn im heißen Sommer der kühle Nachtwind erquicklich erfrischt, scheint ihm ziemlich gleichgültig zu sein. Tobt winterliches Unwetter, so verharrt er, auf seine Felsenburg und sein schützendes Fell vertrauend, auf seinem Schlafplatze und läßt sich einschneien, wie bei uns zulande der Hase im Lager. Blaut freundlich der Himmel über der Steppe, so erhebt er sich am frühen Morgen, steigt gemächlich an den Bergen herab, weidet auf den Matten der Gehänge, in den Einsattelungen zwischen den Gipfeln, am Fuße der Berge und selbst in der freien Stelle, geht dann zur Tränke und kehrt, sobald die Sonne höher sich hebt, zu der luftigen Höhe zurück, um hier, das Gesicht dem Winde zugekehrt, behaglich zu ruhen und träumerisch wiederzukauen. Wenn die Sonne sinkt, tritt er einen zweiten Weidegang an, um sich für die Nacht zu versorgen; noch ehe sie zur Rüste gegangen, liegt er jedoch wiederum auf seiner gewohnten Felsenplatte. In dieser Weise gestaltet sich der Tageslauf des Tieres jahraus, jahrein. Seine Wünsche reichen nicht weiter als der Fuß seines Wohnberges, und seine Behaglichkeit wird nur dann gestört, wenn die beiden schlimmsten Feinde, Mensch und Wolf, sein Leben bedrohen.

Im Vergleiche mit andern Wiederkäuern darf man den Archar als vertrauensselig bezeichnen. Er ist weit weniger scheu als irgendeine Wildziege oder Antilope, jedoch keineswegs so unvorsichtig, daß er sich jede Gefahr über den Hals kommen ließe. Oberst Przewalski, der mutige Erforscher der Mongolei, fand ihn im Sumachadagebirge so auffallend an den Wanderhirten und sein Tun und Treiben gewöhnt, daß er nicht selten neben und zwischen dem Vieh der Mongolen weidete und einen Menschen bis auf fünfhundert Schritte an sich herankommen ließ, ohne Beunruhigung zu bekunden, wogegen die Kirgisen uns dringend anrieten, alle Jagdregeln zu befolgen, um seiner Vorsicht zu begegnen. Der scheinbare Widerspruch löst sich, wenn man erfährt, daß nur wenige Mongolen des Sumachadagebirges Feuerwaffen besitzen, die Kirgisen aber mit guten Büchsen ausgerüstet sind. Im Sumachadagebirge dachten die von Przewalski beobachteten Archare so wenig an ihre Sicherung

oder an die Möglichkeit einer Gefahr, daß sie nicht einmal Wachen ausstellten, wogegen dieselben Wildschafe in andern Gegenden solches nie versäumen. Jedes einzelngehende Tier unterbricht da, wo es Verfolgung befürchtet, seine Tagesgeschäfte von Zeit zu Zeit, um zu sichern, und alle Glieder einer einmal mißtrauisch gewordenen Herde verbinden sich, für die Sicherheit des Verbandes zu sorgen.

Während die Herde äst, erklimmt ein oder das andre Stück den nächsten besten Felsen, blickt anscheinend gedankenvoll in die Runde, prüft mit weitgeöffneten Nüstern den ihm entgegenwehenden Luftzug, verweilt oftmals nur Minuten, zuweilen eine halbe Stunde auf seiner Warte und steigt, wenn es von seiner und seiner Genossen Sicherheit sich überzeugt hat, wiederum zu diesen herab, um weiter zu äsen. Solches Gebaren deutet auf Bedachtsamkeit und Urteilsvermögen, Eigenschaften, die dem Tiere sicherlich zur Ehre gereichen. Ein Schaf bleibt der Argali aber trotz alledem, und das Selbstbewußtsein, das er sich im Umgange mit seinesgleichen erwirbt, artet nicht selten in Starrköpfigkeit aus, die, oft sehr zu seinem Schaden, jene scheinbare Vertrauensseligkeit im Gefolge haben mag. Daß die schwächeren Schafe wachsamer sind als die stärkeren Böcke, bestätigt nur eine fast allgemein gültige Regel.

Im Frühling und Sommer leben Böcke und Schafe getrennt, erstere in kleineren Trupps von fünf bis zehn Stück, letztere mehr einzeln, nur der Erziehung ihrer Lämmer sich widmend. Solange die allmächtige Liebe im Herzen der Böcke schlummert, herrscht Friede und Eintracht auch unter diesen: ihre Trupps sind geschlossen, weiden gemeinschaftlich, und einer unterstellt sich willig der Führung des andern, die Mehrzahl der Leitung des erfahrensten und stärksten. Auf die Dauer kann ein so schönes Verhältnis natürlich nicht bestehen. Der Herbst kommt heran, und die Brunst macht sich geltend.

Während des Frühlings und Sommers haben sich Böcke und Mutterschafe von den Entbehrungen des Winters erholt und gefeistet. Alle Pflanzen, die auch dem Hausschafe behagen, bildeten ihre Nahrung, und da die Steppe an würzigem, kräftigem Futter reich ist, hat sich nach und nach unter den Böcken ein Gefühl der Voll- oder Überkraft eingestellt, das nach Ausdruck ringt. Schon Ende September trennen sich die Trupps der Böcke. Die ältesten Recken scheiden zuerst aus dem Verbande, der ältere und jüngere, jedoch nur mannbare vereinigte, gehen ihre eignen Wege und nehmen feste Stände ein, die sie fortan gegen jeden gleich ihnen denkenden und handelnden Nebenbuhler verteidigen. Jüngere und schwä-

chere ihresgleichen lassen sie überhaupt nicht zu. Wie Widder insgemein stellen sich zwei gleichstarke Argaliböcke trotzig und kampflustig einander gegenüber, schreiten herausfordernd in Absätzen vor, erheben sich auf die stämmigen Hinterbeine und prallen mit den gewaltigen Hörnern derartig zusammen, daß man das hierdurch verursachte Getöse weithin im Gebirge vernimmt, daß beide zuweilen unlösbar sich verfangen, daß einer den andern in den Abgrund stößt und in dessen Tiefe zerschellen sieht.

So berichtigen mich die Kirgisen durch den Mund General von Poltoratskys, der zum freundlichen Dolmetsch der ausdrucksvollen Erzählungen der Steppenleute wurde, so erfuhr Sewerzoff, der zwar nicht den Argali, aber doch den ihm nahe verwandten Katschgar im Thian-schangebirge beobachtete. Diesen Kämpfen, nicht aber den Wölfen schreibt letztgenannter Forscher die auffallende Menge von Schädeln zu, die man am Fuße steil abfallender Felsen findet, woselbst sie in Sonne und Regen bleichen und allgemach vermorschen und verwittern. Wären es die Wölfe, die sinnbetörenden Schrecken unter den Archaren verursachten und sie veranlaßten, in die Tiefe zu springen, so würde man, was nicht der Fall, viel öfter als die Schädel von alten Böcken solche von Schafen und Jungböcken am Fuße der Felsen auflesen können; denn beide würden sicherlich weit eher als jene das Opfer jenes Schreckens und mittelbar der Wölfe werden.

Aber man stößt fast nur auf die Überbleibsel alter Böcke und wiederum öfter auf die Reste mittelalter, also schwächerer, als auf solche ganz alter, gewaltiger Recken. Über der Stelle, wo man die Schädel regelmäßig, zuweilen in Haufen antrifft, befinden sich stets flache, ebene, mit Gras bewachsene Stellen, wie sie von den Archaren aufgesucht werden, um dort zu äsen. Diese Stellen sind die Kampfplätze, auf denen gerungen und gestritten wird um Leib und Leben, Sieg oder Tod. Zuweilen mag es geschehen, daß der anprallende und seinen Gegner abdrängende Sieger ebenfalls mit in den Abgrund gerissen wird; denn man findet zuweilen zwei Schädel nebeneinander, während die übrigen meist einzeln liegen.

Erst nachdem die Brunstzeit vorüber, enden diese nebenbuhlerischen Kämpfe, und derjenige Widder, der aus allem Streite als Sieger hervorgegangen ist, führt von jetzt an bis zur Satzzeit die nunmehr vereinigte Herde der Böcke und Schafe, von jenen vielleicht beneidet, aber doch fernerhin unangefochten, von diesen mit vollstem Vertrauen belohnt. Sobald er zu laufen beginnt, stürzt die Herde ihm blindlings nach. Er geht beim Wechseln dem Zuge voran, bleibt von Zeit zu Zeit stehen, ersteigt, um eine weitere Übersicht zu gewinnen, höhere Aussichtspunkte

und sorgt in jeder Beziehung für das Wohlergehen seiner Untertanen. Gemeinsame Ziele, Gefahren und notgedrungene Entbehrungen halten solche Herde bis zum nächsten Frühling zusammen.

So gleichmütig der Archar den Winter erträgt, ohne hart von ihm mitgenommen zu werden, übersteht er denselben nicht. Mag auch die rasende Windsbraut, die Schnee vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel schleudert, über ihn wegbrausen, ohne ihn zu schädigen: der Schnee, den sie mit sich und zu seinem Stande führt, wird ihm lästig und gefährlich, oft verderblich. Nur ausnahmsweise zwar deckt derselbe ihm alle Nahrung zu und zwingt ihn zu fasten, zu darben, zu hungern, nicht allzu selten aber ebnet er dem gierigen Wolf Wege und Stege bis zu seiner Felsenburg herauf, wird, wenn Tauwetter und Frost miteinander wechseln, dem leichteren Räuber zur Brücke, auf der dieser ungehemmt dahinschreitet, wogegen er bei jedem Schritt die schwache Kruste eindrückt oder schon durch deren Glätte in vollem Lauf sich behindert sieht, und bringt so seinen schlimmsten, weil unablässigsten Feind über ihn. Solche Gefahren überwinden gesellte Tiere leichter als einzeln lebende, deren Wachsamkeit endlich doch einmal erlahmen kann, wenn Übermüdung oder Ermattung infolge des Mangels ihre Rechte fordern, und dies mag der hauptsächlichste Grund sein, daß jene Verbände während des ganzen Winters sich nicht trennen.

Ungefähr sieben Monate nach der Paarung, durchschnittlich im Anfange des Mai, lammt das Argalischaf, und zwar bringt es zuerst regelmäßig nur ein Junges, später deren zwei zur Welt. So behaupten die Kirgisen, und unsre eignen Beobachtungen stehen hiermit wenigstens nicht im Widerspruch; denn ich sah Schafe mit einem Lamme und andre, die deren zwei führten. Schon vor der Geburt haben die trächtigen Mutterschafe von den Böcken oder den Herden überhaupt sich getrennt, und solange ihre Lämmer klein sind, vielleicht solange sie noch saugen, gesellen sie sich jenen nicht zu.

Die Lämmer sind merklich größer als Hauslämmer, nach meinem Dafürhalten mindestens ebenso groß wie ein Hirschkalb und vorherrschend graufahl, auf dem Vorderkopfe und Schnauzenrücken dunkelgrau, auf dem Spiegel graulich-isabell, auf der Unterseite lichtgelb gefärbt. Noch am Tage ihrer Geburt laufen sie mit der Mutter davon, und einige Tage später tun sie es ihr im Springen und Klettern fast gleich. Werden Mutter und Kind in den ersten Tagen nach der Geburt des letzteren durch Menschen oder Raubtiere beunruhigt, vielleicht durch einen spürenden

Wolf erschreckt, so übernimmt das Mutterschaf die Deckung des Lammes, indem es sich dem bösen Feinde scheinbar preisgibt, langsam vor ihm herläuft, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ihn so von dem Lamme ablenkt, durch längere Jagd warm macht und in die Irre führt, worauf es zu dem Lamme zurückkehrt. Dieses hat sich beim Erscheinen des Feindes niedergelegt und dicht an den Boden geschmiegt, so daß selbst Kopf und Hals letzterem aufliegen. In dieser Lage verharrt es unbeweglich bis zur Rückkehr der Alten, bleibt auch, wenn ein zweiter Feind es bedroht, fest liegen und springt erst auf, wenn die Gefahr in seine unmittelbare Nähe gekommen ist.

Es vertraut offenbar auf die Gleichfarbigkeit seines Felles und des Bodens und tut wohl daran; denn es wird in dieser Lage, wie ich oben mich ausgedrückt habe, zu einem lebendigen Stein, der im bunten, verwirrenden Durcheinander wirklicher Steine und größerer und kleinerer Felsbrocken manches Raubtierauge täuschen mag. Daß ihm die Täuschung nicht immer gelingt, daß das Auge eines Steinadlers sich nicht beirren läßt, haben wir oben gesehen; daß die feine Nase eines Wolfes oder Fuchses ebenso sicher den lebenden Stein unter den toten herausfinden wird, läßt sich annehmen. Die Gebirge müßten, wäre beides nicht der Fall, weit stärker von Archaren bevölkert sein, als sie in Wahrheit sind. Wie alle jungen Schafe sind auch die Argalilämmer allerliebste, muntere, spiellustige, bewegungsfrohe Geschöpfe, von Hauslämmern überhaupt nur durch Größe und Fell, nicht aber durch Sein und Wesen unterschieden. Sie wachsen rasch heran und sind bereits im nächsten Jahre fast ebenso groß wie die Alten, jedenfalls vollkommen befähigt, ohne deren Mithilfe ihre Wege durchs Leben zu wandeln. Doch beenden sie ihr Wachstum nicht vor dem vierten Jahre, und die Gehörne der Böcke nehmen auch dann immer noch etwas zu.

Der ausgewachsene Argali ist ein Bild urwüchsiger Kraft und Stärke. Seine Bewegungen sind wundervoll. Niemals bemerkt man, daß sich das gewaltige Tier übereilt, ebensowenig, daß es in Verlegenheit gerät. Es wetteifert im Laufen mit einem Hirsch, im Klettern mit einer Gemse, vielleicht mit dem Steinbock. Über die Ebenen und Hügel zieht der Argali in scharfem, stetigem Trabe, ohne befürchten zu müssen, daß ihn das unter dem Reiter schnaufende Pferd einhole, an den Felsen hinauf oder hinab klimmt er mit unvergleichlicher Bedachtsamkeit, Sicherheit und Gewandtheit. Er sucht sich nicht erst einen bequemen Pfad, sondern findet solchen überall. Das Schaf, das ich erlegte, stieg langsam über felsige

Steilungen herab, obgleich letztere aussahen, als ob sich kaum ein leichter Klettervogel, nicht aber ein so gewichtiges Säugetier an ihn zu erhalten vermöge, und sprang von einem Steine oder Felsblock zum andern mit so leichten, federnden Sätzen, als ob es auf der Ebene dahinschritte.

Der gewaltige Hornschmuck des Bockes hat auch in der Steppe der allverbreiteten Fabel Boden gegeben, daß der Argali bei Gefahr aus bedeutenden Höhen hinab auf das Gehörn sich stürze; die Fabel ist jedoch eben nur eine solche, nicht aber Wiedergabe bestimmter Beobachtung. Przewalski sah Argaliböcke ohne Bedenken und Schaden zehn Meter tief hinabspringen und immer auf die Füße fallen, beobachtete auch, daß sie, wie Steinböcke und Gemsen zu tun pflegen, an etwas geneigten Felsen hinabglitten, um ihren Fall zu hemmen. Ein derartig befähigtes und geübtes Tier findet auch in den schwierigsten Lagen noch Wege und Stege, um ungefährdet in die Tiefe hinabzugelangen. Stürzt ein Argali wirklich über Felsen hinab, wird er von einem Nebenbuhler in den Abgrund geschleudert, so rettet ihn auch sein gewaltiges Gehörn nicht vor dem Tode: er würde oder müßte das Genick brechen, wenn er mit demselben die Wucht des Falles seines schweren Leibes aufhalten wollte.

Mich wundert, daß Kirgisen und andre Wanderhirten der Steppe noch nicht daran gedacht haben, Archare zu zähmen und sie zu Haustieren zu gewinnen. Absichtlich brauche ich den Ausdruck „gewinnen“, denn ein Gewinn würde es sein, gelänge es, dieses Geschöpf unter die Botmäßigkeit des Menschen zu beugen. Die Möglichkeit des Gelingens darf von vornherein zugestanden werden. Jene Argalilämmer, welche die uns begleitenden Kirgisen gefangen hatten, versprachen viel, weit mehr, als ich erwartet hatte. Auf unsern Wunsch befahl General von Poltoratsky, ihnen in Gestalt von Hausschafen und Hausziegen Ammen zu geben. Dem Befehle wurde selbstverständlich Folge gegeben, jedoch nicht ohne Klagen seitens der Kirgisinnen, deren Haustiere zu der hohen Ehre berufen worden waren, den Wildlämmern Dienste zu leisten, auch nicht, wie ich hinzufügen muß, ohne Widerstreben der Ammen selbst. Um so williger zeigten sich die Argalilämmer. Ohne Zögern nahmen sie das Euter der ihnen zugewiesenen Ammentiere, saugten kräftig, unter den üblichen Stößen, und schienen nach genossener Erquickung vollständig befriedigt zu sein.

Während die Ammentiere die ihnen aufgezwungenen Pfleglinge mit scheelen Augen betrachteten und, ich darf wohl sagen, mit gerümpfter Nase beschnupperten, auch unverkennbar böswillige Gelüste auszuführen

trachteten und daher festgehalten werden mußten, konnten die hungrigen und durstigen Lämmer angesichts der Nahrung spendenden Verwandten ohne weiteres ihrer Fesseln entledigt werden. Sie gestatteten, daß man sie berührte, streichelte, während des Saugens festhielt und legten sich, nachdem sie ihre Bedürfnisse gestillt, aller Fesseln ledig, so vertrauensvoll und zufrieden zur Ruhe nieder, daß jedermann überzeugt sein mußte, sie würden für den Verlust ihrer Mutter Ersatz finden und gedeihen. Letzteres war, wie wir später erfuhren, leider nicht der Fall, aber wohl nur deshalb, weil die Kirgisen, um die Nachkommenschaft ihrer Haustiere besorgt, ihnen die erforderliche Pflege nicht angedeihen ließen. Jedenfalls ist der mißglückte Versuch nicht maßgebend. Denn alle Wildschafe lassen sich leicht erziehen, und alle dauern, vorausgesetzt, daß sie in einem ihrem heimatlichen entsprechenden Klima gepflegt werden, auch in engerer Haft recht gut aus. Der wettergestählte Argali, der eisiger Kälte und glühender Hitze in gleicher Weise zu trotzen vermag, keine andre Nahrung beansprucht als das Hausschaf, hinsichtlich seiner Begabungen von diesem kaum sich unterscheidet, also auch nicht dummtrotziger und furchtsamer ist, wahrscheinlich aber selbständiger sein dürfte als dieses, würde allen Anforderungen entsprechen, die man an ein zu zähmendes und einzubürgerndes Tier vernünftigerweise stellen kann.

5. Gemalte Hunde.

Man sagt, daß es in jeder Familie wenigstens ein durch seine Begabung ausgezeichnetes Mitglied gibt. Auf menschliche Familien bezogen, mag dieser Satz bestritten werden können; für die Tierfamilien hat er Gültigkeit.

Jedermann kennt eine Hyäne, meint sie zum mindesten zu kennen; jedermann weiß, daß sie nicht gerade zu den anmutigen Geschöpfen gehört. Ich schweige von den abscheulichen Verleumdungen, welche die Herren Tierschaubudenbesitzer zu Nutz und Frommen glaubensstarker Zuschauer ihnen noch immer antun, ebenso auch von dem schlechten Rufe, in dem sie bei den Arabern stehen. Denn ich gedenke eben daran, wie gemütlich die beiden Hyänen waren, die ich während meines Aufenthalts in Afrika besaß und so weit gezähmt hatte, daß sie mit mir Tee tranken, mindestens neben dem Teetische saßen und auf Zucker warteten. Aber

auch ich muß zugestehen, daß es sehr viele Raubtiere gibt, die schöner, anmutiger und liebenswürdiger sind als die Hyänen.

Und doch besitzt auch diese Familie ein Mitglied, das durchaus geeignet ist, unsre Zuneigung, mindestens unsre vollste Teilnahme zu erwerben. Allerdings wird die Familienangehörigkeit dieses Mitgliedes von einem und dem andern Naturforscher noch angefochten, da das unglückliche Tier alle äußerlichen Merkmale der Hyänen, aber ein Gebiß besitzt, des mit dem der Hunde größere Ähnlichkeit hat als mit dem ihrer mächtigen Verwandten. Wer jedoch unsern „Steppen-, gemalten oder Hyänenhund“ lebend gesehen hat, dem braucht dieser seine Zähne gar nicht zu zeigen; ein solcher Forscher gibt dem Engländer Burchell, der den Steppenhund „Jagdhyäne“ nennt, gewiß Recht. Eine Hyäne ist in dieser seinem Wesen und Gebaren, aber freilich die edelste von allen und als solche gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen der Hunde- und Hyänenfamilie. Ich selbst habe mich früher von dem Adel dieses Tieres bestechen lassen und es den Hunden beigezählt, mich jedoch, nachdem ich alle übrigen Hyänen, mit Ausnahme des sogenannten Erdwolfs, lebend beobachtet, zu der hier ausgesprochenen Ansicht bekehrt.

Während meines Aufenthalts in Afrika habe ich es mir Zeit, Geld und Beschwerde genug kosten lassen, um mit diesem vortrefflichen Tiere Bekanntschaft zu machen; es ist alles vergeblich gewesen. Rüppell hat es in der Bahinoa und in den Steppen Kordofans, wie er sagt, als häufigen Bewohner kennengelernt; ich mußte das Gegenteil erfahren. Erst Casanova vermittelte die gewünschte Bekanntschaft; er war es, der die erste lebendige Jagdhyäne nach Deutschland brachte und ausstellte. Später konnte ich noch zwei andre, junge, beobachten; mehr sah ich nicht.

Oken, Rüppell und die Araber hatten mich neugierig gemacht auf dieses Raubtier. Ersterer stellt die älteren Angaben zusammen, Rüppell gibt die Berichte der Araber wieder, die selbst noch mehr zu erzählen wissen. Alle Berichte, auch die neuesten, stimmen überein. Sie geben Geschichten zu hören, die man nicht glauben will, erzählen von Taten, die man der Jagdhyäne nicht zutrauen mag, und — treten der Wahrheit doch nicht zu nah. Um dies behaupten zu können, muß man den Helden aller Geschichten freilich kennengelernt und eine gewisse Zeit mit ihm verkehrt, muß man die sonderbare Mischung von harmloser Gutmütigkeit und listiger Verstocktheit, von ungestümer Raubsucht und berechnender Selbstbeherrschung, von feurigem Mut und vorsichtiger Zurückhaltung, von Hunde- und Hyäneneigenschaften usw. selbst beobachtet haben.

Die Jagdhyäne oder der Hyänenhund (Lycaon [Canis] pictus), deren Bildnis G. Mützel uns mit gewohnter Meisterschaft vor das Auge führt (Taf. 1, Abb. 3), ist eine sehr wohlgestaltete und wirklich eine „gemalte" Hyäne. Ihr Gebiß zeigt, wie gesagt, alle Merkmale des Hundegebisses, der Kopf aber ist äußerlich dem einer Hyäne durchaus ähnlich, der ganze Eindruck annähernd derselbe, nur daß sich der Adel des Tieres in unverkennbarer Weise ausspricht. Alle Füße tragen vier Zehen; der Daumen der vorderen ist nur im Gerippe angedeutet. Die Behaarung liegt glatt an. Über die Färbung läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Schnauze und Gesicht sind schwarz, Stirn, Scheitel, Nacken und Oberhals ockerbraun. Auf dem übrigen Fell kommen drei Farben, Grauweiß, Schwarz und Braungelb, zur Geltung, und zwar in Gestalt großer Flecke, aber in so verschiedener Weise, daß man bis jetzt noch nicht zwei gleichgefärbte und übereinstimmend gezeichnete Jagdhyänen gefunden hat.

Ein echtes Kind der Steppe ist diese Hyäne, bunt, lebendig, wechselreich wie jene. So weit sich die Steppe dehnt, so weit reicht ihre Heimat; im Gebirge scheint sie ebensowenig vorzukommen wie in der Wüste. Die Steppe breitet sich, wie bekannt, über das ganze Innere Afrikas aus; dementsprechend hat man unsre Jagdhyäne vom 17.° nördl. Br. an bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung gefunden oder doch in allen Steppenländern von ihr reden hören.

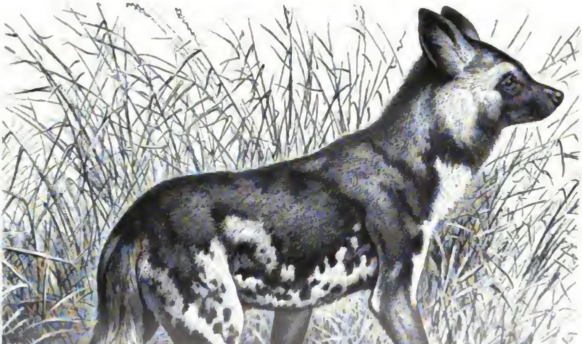
Ihr Leumund ist nicht überall derselbe, obschon sie sich gewißlich gleich bleibt im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen. Ein Kapuziner, der vor mehr als hundert Jahren am Kongo predigte und taufte, tut ihrer zuerst Erwähnung und ist ihres Lobes voll. Er nennt sie Mebbie, unzweifelhaft ein Klangbild ihres Geschreies, Gekläffes und Gewinsels — denn die Stimmlaute der Jagdhyäne sind das eine wie das andre — als Namen anwendend. Der Biedermann sagt, daß diese nützlichen Tiere dem Menschen überaus zugetan seien, ihm nicht den geringsten Schaden zufügen, deshalb auch in allen Dörfern und Höfen geduldet werden, aber alle wilden Tiere angreifen und vertreiben sollen. „Ihr Widerwille gegen letztere ist so groß, daß sie selbst die grausamsten Löwen und Panther z. B. anfallen und trotz deren Stärke durch ihre Menge überwältigen und niederreißen." Ihre Menschenfreundlichkeit geht nach Versicherung unsres Gewährsmannes so weit, daß sie eine Gegend erst dann verlassen, wenn sie dieselbe von wilden Tieren gesäubert haben, sowie sie ferner so liebenswürdig sind, die Überreste ihrer Beute den Leuten in die Dörfer zu schleppen, damit diese doch auch etwas haben.



1. Das Nilpferd (Hippopotamus amphibius).



2. Das kleinste Säugetier: Die etrurische Spitzmaus (Crocidura etrusca).



3. Die Jagdhyäne oder der Hyänenhund (Lycaon [Canis] pictus).

Im Verlaufe der Zeit scheinen die Mebbien vieles von ihrer ursprünglichen Reinheit verloren zu haben; sie treten mindestens fortan in allen Berichten nur noch als entschiedene Räuber auf, die bloß für sich, nicht aber auch für die Menschen arbeiten. Schon der Reisende Kolbe weiß von ihren Untaten zu erzählen. Die späteren Forscher, die das Tier in Afrika beobachteten, stimmen ihm sämtlich mehr oder weniger bei, und die Beobachtung gefangener Jagdhyänen bestätigt lediglich deren Angaben.

In Meuten von zehn bis sechzig Stück durchjagen diese scharfsinnigen, lebendigen und mutigen Tiere die Steppe. Wenn sich der Abend herabsenkt, bricht ihre Zeit an. Aber sie sind keineswegs eigentliche Nachttiere, wie ihre Verwandten, die feigen Hyänen, vielmehr sehr oft auch bei Tage tätig. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich tagsüber in Höhlen bergen; wenigstens weiß man, daß hier ihre Jungen geboren und großgezogen werden. Vor dem Menschen fürchten sie sich weniger als der Löwe oder Pardel, weniger als irgendein andres Tier; greifen ihn jedoch schwerlich an, obgleich dies die Araber Nordafrikas behaupten. Ihre Nase steht der unsrer besten Spürhunde gleich, ihr Eifer, ihre Ausdauer sind bewunderungswürdig. Jedes Mittel gilt. Sie lauern an den Steppenbrunnen und Wasserlachen auf das durstige Wild, das sich naht, folgen spürend dessen Fährte, treiben es auf und jagen nunmehr hinter ihm drein, bis sie es erreichen. Ihnen erliegt die schnellste, die stärkste Antilope; das Rind, das sie nicht bewältigen können, verstümmeln sie wenigstens. „Am Morgen", so erzählt der verläßliche Burchell, „kam Philipp mit den Ochsen zurück. Weil diese aber nicht, wie üblich, eingehürdet worden waren, hatten Jagdhyänen drei von ihnen die Schwänze abgefressen, einem nur die Quaste, den beiden andern den ganzen Schwanz ... Schafe und Rinder sind den Angriffen dieser Tiere besonders ausgesetzt: die ersteren greifen sie offen an, die letzteren durch listiges Beschleichen ... Wie schwer der Verlust des Schwanzes für die Ochsen ist, begreift man erst, wenn man bedenkt, daß sie die Fliegen ohne Hilfe des Wedels gar nicht mehr abwehren können." Wenn die Jagdhyänen eine Schafherde überfallen, begnügen sie sich übrigens nicht mit den acht oder bis zwölf Pfund schweren Fettschwänzen, sondern reißen so viele Stücke nieder, als sie eben können, fressen die Eingeweide der erwürgten und lassen das übrige liegen.

Es muß ein prachtvolles und großartiges Schauspiel sein, diese bunten, schönen, behenden und lauten Tiere jagen zu sehen. Eine der großen, wehrhaften Säbelantilopen ist von ihnen aufgestört worden. Sie kennt ihre Verfolger und eilt mit Aufbietung aller Kräfte der federnden Läufe

durch den Graswald der Steppe dahin. Ihr nach stürmt die Meute, kläffend, heulend, winselnd und in unbeschreibbarer Weise lautgebend, ich möchte sagen, aufjauchzend; denn die Laute klingen wie helle Glockenschläge. Weiter geht die Jagd; die Antilope vergißt über der größten Gefahr jede andre. Unbekümmert um den Menschen, den sie sonst ängstlich meidet, stürmt sie dahin. Dicht hinter ihr, in geschlossenem Trupp folgen die Jagdhyänen, die den Erzfeind aller Tiere noch viel weniger beachten als ihr geängstigtes Wild. Ihr Lauf ist ein niemals ermüdender, langgestreckter Galopp, ihre Ordnung eine wohlberechnete. Sind die vordersten ermattet, so nehmen die hinteren, die durch Abschneiden der Bogen ihre Kräfte mehr geschont haben, die Spitze, und so lösen sie sich ab, so lange die Jagd währt.

Endlich ermattet das Wild; die Jagd kommt zum Stehen. Ihrer Stärke sich bewußt, bietet die Antilope den mordgierigen Feinden die Stirn. In weiten Bogen fegen die schlanken, spitzigen Hörner über den Boden. Ein und der andre Verfolger wird vielleicht tödlich getroffen, dieser und jener empfängt einen Schlag mit den scharfen Schalen, der ihn taumelnd dahinsinken läßt; aber nach wenigen Sekunden bereits hat eines der älteren erfahreneren Raubtiere das Wild an der Kehle gepackt und im nächsten Augenblick hängen ihm so viele am Nacken, als Platz finden können. Alle heulen laut auf vor Jagdlust und Blutgier, eins sucht das andre zu vertreiben; man vernimmt die verschiedenartigsten Laute durcheinander. In der Regel liegt das Wild schon nach Verlauf einer Minute röchelnd, verendend am Boden; zuweilen gelingt es ihm doch, sich noch einmal zu befreien. Dann beginnt eine neue Hatze, und die Jagdhyänen stürmen mit bluttriefenden Schnauzen hinter dem blutenden Wilde drein. Cumming sah vier von ihnen in diesem Zustande ein bereits von Bissen zerfetztes Gnu verfolgen, erreichen und niederreißen; sah sie ein andres Mal eine Herde Pallahantilopen jagen und in wenig Sekunden zwei von ihnen zerreißen. Ihre Mordgier scheint durch den Tod jedes neuen Opfers gesteigert zu werden, denn solange sie lebende Tiere um sich sehen, lassen sie sich gar nicht Zeit zum Fressen, sondern würgen nur, verstümmeln mindestens.

Sind sie endlich des Mordens satt, stürzen sie sich über die gefällten Opfer her, reißen ihnen den Leib auf und wühlen fressend, heulend, kläffend in den Eingeweiden umher. Jetzt sind sie gänzlich Hyänen, freßwütig, gierig, unreinlich, blutdürstig im eigentlichen Sinne des Wortes. Von dem Muskelfleische fressen sie wenig: Burchell fand eine frisch

getötete Elenantilope, der sie nur die Höhlen ausgefressen hatten, und nahm den Rest des Wildes für seine eigne Küche in Anspruch.

Wird eine Meute von Jagdhyänen gestört, so traben sie gemächlich davon, immer einen gewissen Abstand einhaltend, machen wiederholt Halt und sehen sich dabei scheinbar ohne alle Besorgnis um, gleichsam als ob sie den Menschen herausfordern wollten, seine Bewegungsfertigkeit mit ihrer unermüdlichen Eilfertigkeit zu messen. Gegen Haushunde bekunden sie eine wirkliche Verachtung, wie groß und stark diese auch sein mögen. Sie erwarten ruhig deren Angriff, stürzen sich vereinigt auf den ersten, der sich ihnen zu nahen wagt, kämpfen wütend und bleiben gewöhnlich Sieger. Die Haushunde verabscheuen sie und bellen wütend, wenn sie nur ihre Stimme hören.

Für die Zähmung scheint die Jagdhyäne ein vielversprechendes Raubtier zu sein. Sie würde einen Spürhund abgeben, wie kein englischer Lord solchen besitzt. Aber freilich, so ohne weiteres läßt sich ein derartiger Charakter dem Willen des Menschen nicht untertan machen. Burchell zeichnet das Wesen des Tieres sehr richtig. Eine gefangene Jagdhyäne, die er dreizehn Monate lang in seinem Hofe hatte, schreckte jedermann ab, Zähmungsversuche mit ihr anzustellen, zeigte sich im Verlaufe der Zeit aber doch nicht gänzlich unzugänglich und spielte zuletzt oft mit einem gleich ihr angeketteten Hund, ohne diesen jemals zu verletzen. Ihr Wärter durfte sich jedoch niemals Vertraulichkeiten gegen sie herausnehmen. Die erwähnte Jagdhyäne, die G. Mützel und ich in Casanovas Tierschaubude beobachteten, benahm sich schon weit gesitteter. Die Lust, mit größeren Tieren anzubinden, war bei ihr allerdings auch noch sehr ausgeprägt, und sie erprobte ihre Zähne, sooft sie konnte, an dem dicken Felle ihrer Gefährten, der von mir geschilderten beiden Nilpferde. Sie zeigte jedoch eine warme Zuneigung ihrem Pfleger gegenüber, obgleich dessen Hände bekundeten, daß sie auch ihn gelegentlich ihren Übermut fühlen ließ. Ein ungestümer Mutwille, ein, wie es scheinen will, unbezähmbarer Drang zu beißen, vielleicht ohne die Absicht, dadurch weh zu tun, sondern eher das Bestreben, die quecksilberne Lebendigkeit des regen Geistes zu betätigen. Das scheint mir das Wesen dieses Tieres zu sein, zumal jetzt, nachdem ich es wiederholt beobachten konnte. Jede Fiber zuckt und bewegt sich an der Jagdhyäne, sobald sie irgendwie in Aufregung gerät. Ihre unglaubliche Regsamkeit nimmt das Gepräge der übertriebensten Lustigkeit an und erscheint einen Augenblick später als Wildheit, Bissigkeit, Raublust. „Bellen hilft hier nichts", läßt Grand-

ville seinen Wolf sagen, „es muß gebissen werden“ — hätte er die Jagdhyäne gekannt, er würde ihr diese Worte in den Mund gelegt haben. Sie beißt wirklich ohne alle Ursache, zum Vergnügen, zu ihrer Belustigung, auch ohne jegliche Bosheit; sie beißt den, den sie lieb hat, nachdem sie ihm einen Augenblick früher Atzung aus der Hand nahm. Ihre Liebkosungen sind ebenso stürmisch, wie ihre Angriffe auf Beute.

Jung aufgezogene Jagdhyänen gewöhnen sich sehr bald an eine bestimmte Persönlichkeit, an ihren Wärter, einen regelmäßigen Besucher ihres Aufenthaltsortes und legen bei dem Erscheinen ihres Freundes ihre Freude in einer Weise an den Tag, wie kein andres mir bekanntes Raubtier. Angerufen erheben sie sich von ihrem Lager, springen wie unsinnig im Käfige und an den Wänden desselben umher, fangen unter sich aus Vergnügen Streit oder auch ein Kampfspiel an, verbeißen sich ineinander, rollen sich auf dem Boden hin und her, lassen plötzlich voneinander ab, durchmessen laufend, hüpfend, springend den Käfig von neuem und stoßen dabei ununterbrochen Laute aus, für die man keine Bezeichnung findet, da man sie ja doch nicht, wie man gern tun möchte, ein Gezwitscher nennen darf. Tritt der Mensch, der die ganze unsägliche Lustigkeit hervorgerufen, in den Käfig, so wird er augenblicklich umlagert, umsprungen, durch die wundersamsten Laute begrüßt und vor lauter Zärtlichkeit gebissen, mindestens gezwickt. Unbeschreibliche, endlose Lebhaftigkeit ist diesen Tieren eigen von Jugend auf. Es wird nicht unmöglich, gewiß aber sehr schwer sein, sie zu zähmen; gelänge es, so würde man an ihnen höchst nutzbare Jagdgehilfen gewinnen. Zu Haus- und Stubentieren eignen sie sich jedoch nicht, denn außer ihrer Bissigkeit haben sie noch einen Fehler: sie verbreiten einen unerträglichen Geruch, einen noch schlimmeren fast als andre Hyänen.

6. Ein Verdrängter.

In der sogenannten guten alten Zeit führte ein niedliches Raubtier in unsrer norddeutschen Ebene möglichst versteckt und verborgen ein gemütliches Stilleben. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab es hier in diesem Teile unsres Vaterlandes überall ausgedehnte und unzugängliche Brüche und Sümpfe, insbesondere in der Nähe der Flüsse oder als Fortsetzung der heutzutage sehr beschränkten, auf ihren tiefsten Stand gebrach-

ten Seen. Wo aber innerhalb des gemäßigten Gürtels derartige reich bewachsene Wasserflächen vorkommen, entfaltet sich stets ein reiches Tierleben; denn „die erstgebornen Brüder des Menschen“ fühlen sich unbedingt da am glücklichsten, wo der Gebieter der Erde „nicht hinkommt mit seiner Qual“. Wenn wir alte Jagdbücher und Jagdregister durchblättern oder den ersten Vogelkundigen Deutschlands, des berühmten Naumann scharf beobachtenden Vater, in den ungeheuren Sumpf begleiten, der sich infolge der drei Mißjahre 1770—72 im Anhaltischen gebildet hatte und in dem der eifrige Beobachter ausharrte, bis ihm die Wasserstiefeln von den Füßen faulten, und das durch Sumpfkräuter von ihm selbst lange bekämpfte Fieber endlich überstanden wurde, beschleicht uns, die wir der Göttin Diana huldigen oder uns mit Naturbeobachtungen befassen, ein wehmütiges Gefühl ob unsrer jetzigen Armut. Wo sind sie hingezogen, alle die geflügelten Scharen, die damals derartige Gebiete regelmäßig bewohnten und belebten? Wo sind auch sie hingekommen, die laufenden, schleichenden und lauernden Räuber, die Ure, Wisents, Elche, Hirsche, die damals dem zünftigen Weidmann noch vor das Rohr kamen? Wohl wandert vom Süden her ein hübscher Singvogel, der Girlitz, langsam ein in diese Ebene, wohl verbreitet sich mit den Landstraßen die Haubenlerche über Strecken, in denen sie früher fehlte, wohl hat sich auch eine hochnordische Drossel, der Kramtsvogel, bei uns seßhaft gemacht; sie aber und die wenigen andern, die seit einem Menschenalter und darüber bei uns erschienen sind, können jene doch unmöglich ersetzen.

Zu denjenigen Säugetieren, welche durch die mit immer steigender Sorgfalt gehandhabte Ausnutzung des Bodens verdrängt und fast ausgerottet wurden, gehört auch ein dem Namen nach allbekannter, in seinem Treiben und Wesen jedoch noch sehr wenig erforschter Marder, in beschränktem Sinne ein Mittelglied zwischen Iltis und Fischotter, der Nerz oder Nörz, Fisch- oder Krebsotter, Wasserwiesel, Menk oder Wassermenk (Vison lutreola; Taf. 2, Abb. 2). Bekannt ist dieses Tier deshalb, weil laut Heinrich Lomer noch alljährlich im europäischen Rußland fünfundzwanzigtausend Felle im Gesamtwerte von sechzigtausend Taler, und von seinem Verwandten im nördlichen Amerika, dem Mink (V. americanus), zweihunderttausend Felle im Gesamtwerte von sechshundertvierzigtausend Taler erbeutet und auf den Markt gebracht werden zur Freude aller, die schönhaariges, leichtes und doch wärmendes Pelzwerk lieben. In den mit großer Sorgfalt geführten Verzeichnissen und Listen des vorher genannten Rauchwarengroßhändlers wird der Nerz nur noch für die beiden

angegebenen Gegenden erwähnt, unser nördliches Deutschland dagegen gänzlich unerwähnt gelassen, und in der Tat, die wenigen Nerzfelle, die von hier aus auf den Markt kommen, sind kaum der Erwähnung wert. Doch ist die Befürchtung der Jäger und Naturforscher, daß das teilnahmswerte Tier bereits gänzlich ausgerottet sei, glücklicherweise noch unbegründet. Der Nerz gehört noch heutigestags zu den deutschen Säugetieren, wird noch heutigestags in einzelnen Stücken gefangen und mag uns noch einige Jahrzehnte erhalten bleiben.

Letztere Behauptung und Versicherung hörte ich vor einigen Jahren zu meiner größten Verwunderung von zwei kundigen Leuten aussprechen, und bald darauf sandte mir der eine, Förster Claudius zu Behlendorf im Lauenburgischen, einen Nerz im Balg und Fleisch zur Bekräftigung seiner Versicherung ein. Selbstverständlich erwachte in mir der Sammelgeist wie selten vorher; doch handelte es sich für mich nicht um Felle, sondern in erster Reihe um das lebende Tier selbst, in zweiter um Sammlung aller glaubwürdigen Nachrichten, die über Aufenthalt, Lebensweise und Gebaren zu erlangen sein mochten. Und so erfuhr ich denn, daß der Nerz in mehreren Brüchen und an mehreren Seen Mecklenburgs, Lauenburgs und Holsteins, überall zwar selten, aber doch noch regelmäßig vorkommt und alljährlich gefangen wird, in dem einen Jahr in größerer, in dem andern in geringerer Anzahl. Zu diesen Gewässern gehört vor allem der Schweriner See und der etwa zwei Meilen lange Abfluß des Ratzeburgsees in die Trave bei Lübeck, die Wakenitz genannt. Letztere dürfte, laut Claudius, als diejenige Örtlichkeit zu bezeichnen sein, die, solange die Verhältnisse sich nicht ändern, noch einige Aussicht auf Erhaltung des Tieres zu bieten scheint. Es ist ein fast durchgängig von flachen Ufern begrenzter Wasserlauf ohne merkbaren Strom, da der Wasserspiegel unweit der Stadt Lübeck, die aus der Wakenitz zum größten Teil ihren Wasserbedarf bezieht, künstlich aufgestaut wird. Infolgedessen sind die Ufer auf große Strecken gänzlich versumpft, mit Schilf und Erlenstöcken bestanden und, so sehr auch wirtschaftliche und gesundheitliche Rücksichten dafür sprechen würden, Verengerung der Ufer oder Trockenlegung derselben aus dem angegebenen Grunde unmöglich gemacht.

„Daß der Nerz hier vorkommt“, schreibt mir Claudius, „erfuhr ich durch einen meiner Forstarbeiter, der hier mehrere Jahre als Fischerknecht gedient und seinerzeit der Sumpf- oder Fischotterjagd obgelegen hatte. Durch seine Hilfe wurde es mir bald möglich, an Ort und Stelle mich durch eignen Augenschein von der Richtigkeit seiner Angaben zu

überzeugen und mir etwaige Gefangene zu sichern. Wie günstig die Örtlichkeit für das Tier hier ist, wurde mir auf den ersten Blick klar. Der Nerz genießt hier während des größten Teils vom Jahre die ungestörteste Ruhe, und selbst der Winter, der ihm am meisten gefährlich wird, tritt oft so milde auf, daß die Fischer, die längs der Ufer in einzeln liegenden Gehöften wohnen, große Strecken des Bruches gar nicht betreten können. Dazu kommt, daß das immer nur vereinzelt auftretende Tier nur dann die Beachtung der Umwohner erregt, wenn es durch wiederholte Mausereien lästig fällt. Die gefangenen Fische werden hier nicht in geschlossenen Hältern, sondern in offenen Weidenkörben auf kleinen, zum Teil künstlich angelegten Inselchen in der Nähe der Wohnungen aufbewahrt. Eine so leicht zu erlangende Beute verschmäht der Nerz natürlich nicht, und wenn man ihm auch wohl den einen oder andern Fisch gönnen mochte, so kann man ihm doch den Schaden nicht verzeihen, den er dadurch verursacht, daß er lieber die oft daumdicken Weidenruten durchschneidet, als über den Rand des offenen Korbes klettert, wie der Iltis in solchen Fällen unbedenklich tut. Wahrnehmung dieser Eigenheit des Tieres führt in der Regel zu seinem Verderben, obgleich die Fanganstalten, welche die Fischer treffen, mit einer Sorglosigkeit zugerichtet werden, daß sie mich lachen gemacht haben würden, hätte ich mich nicht mehrfach von ihrem guten Erfolge zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Man streut nämlich auf diesen sogenannten Werdern, am liebsten beim ersten starken Frost, wenn der Nerz anfängt Not zu leiden, einige Fische aus, legt ein paar gute Ratteneisen, verblendet sie notdürftig und befestigt sie wie bei dem Otter, so daß der Fang mit dem Eisen das Wasser erreichen kann. Auf die Ausstiege nimmt man keine Rücksicht, nicht einmal auf die Fährten; die Bequemlichkeit des Fängers allein scheint maßgebend zu sein. Daß der Räuber dessenungeachtet in den meisten Fällen bald gefangen wird, spricht wenig für seine Vorsicht, so menschenscheu er sonst auch ist."

Ähnliches erfuhr ich von andern Leuten, dabei auch, daß ab und zu ein Jagdhund den Nerz trotz seiner Gewandtheit im Sumpfe oder selbst im Wasser greift.

Es vergingen Jahre, bevor Claudius und durch ihn ich zu dem erwünschten Ziele gelangten, obwohl ein nicht unansehnlicher Preis für den ersten lebenden Nerz, der mir gebracht werden würde, ausgesetzt worden war. Erst anfangs des Jahres 1868 erhielt ich von meinem eifrigen Freunde eine freudige Nachricht. „Endlich ist es mir gelungen",

schreibt er, „in den Besitz eines lebenden Nerzes aus der Umgegend Lübecks zu gelangen. Das Tier, ein mittelstarkes Weibchen, ist mit dem Hinterlaufe auf einem Eisen gefangen, befindet sich jedoch bei Milch und frischer Fleischkost so wohl, daß ich bei seiner ruhigen Gemütsart alle Hoffnung habe, den durch das Eisen verursachten Schaden bald ausgeheilt zu sehen. Er ist bei weitem gutartiger als seine Gattungsverwandten, und zürnt nur, wenn er geradezu gereizt wird. Sonst zieht er es vor, mich nicht zu beachten, läßt sich auch wohl mit einem Stöckchen den Balg streichen. Er liegt den ganzen Tag auf der einen Seite des Käfigs zusammengerollt auf seinem Heulager, während er auf der andern Seite regelmäßig in der äußersten Ecke sich löst und näßt. Nachts spaziert er in seiner ziemlich geräumigen Wohnung umher, hat sich auch verschiedene Male gewaltsam daraus entfernt. Aber nur das erstemal traf ich ihn morgens außerhalb desselben in einem Winkel der Stube verborgen, worauf er sofort in den vorgehaltenen Käfig wieder einlief. Später fand ich ihn, wenn er sich des Nachts befreit hatte, am Morgen regelmäßig wieder auf seinem Lager, als wenn er in seinen nächtlichen Wanderungen mehr eine Erheiterung als Befreiung aus seiner Haft suche."

In einem zweiten Briefe erfuhr ich, daß der Nerz inzwischen sehr zahm geworden war, sich von seinem Pfleger widerstandslos greifen ließ, gegen Liebkosung sich empfänglich zeigte, kurz, sich mit seinem Lose vollständig ausgesöhnt hatte.

Claudius hatte die Güte, das seltene Tier bis zur Vollendung des betreffenden Käfigs im Berliner Aquarium, bekanntlich einem Vivarium im weitern Sinne, aufzubewahren und zu pflegen. Eines schönen Morgens endlich gelangte die von mir sehnlichst erwartete, durchlöcherte Kiste mit dem Vermerk „Lebende Tiere, sofort zu bestellen" in meine Hände. Jeder Tierfreund unter den Angestellten des Aquariums war selbstverständlich sofort zur Stelle; und namentlich mein Futtermeister Seidel zeigte fast dieselbe Ungeduld wie ich, solange die Kiste noch verschlossen war. Sie wurde geöffnet, und in einem duftigen, in der Mitte sanft eingedrückten und geglätteten Heuhaufen lag zusammengeringelt das durch die Reise im höchsten Grade erbitterte Tier in möglichst schlechter Laune.

Ich will ehrlich sein und bekennen, daß in mir zuweilen ein sehr ungerechtfertigter und unverzeihlicher Verdacht aufgestiegen war, Freund Claudius möge sich doch geirrt und einen dunkeln Iltis für den Nerz angesehen haben, wie es so manch anderm vor ihm ergangen war. Der erste Blick auf das angekommene Tier belehrte mich jedoch eines Bessern.

Das war kein Iltis, wohl aber ein sehr naher Verwandter desselben und keineswegs ein richtiges Mittelglied zwischen Iltis und Fischotter, wie man bisher angenommen, sondern bis auf die an die Fischotterpranken erinnernden Tatzen vollständig Iltis. Eine Eigenschaft unsres Tieres fiel uns übrigens augenblicklich noch auf: es verbreitete nicht den geringsten Geruch, wie es ein Iltis, das Stinktier Europas, unter ähnlichen Umständen unbedingt getan haben würde.

Der neue Ankömmling, der ein ärgerliches Knurren und Zwitschern vernehmen ließ, sich überhaupt sehr unwirsch gebärdete, wurde nunmehr mit gebührender Sorgfalt in den für ihn bestimmten Käfig gebracht, um beobachtet zu werden. Leider muß ich sagen, daß das Ergebnis dieser Beobachtungen meinen Erwartungen in keiner Weise entsprach. Doch trifft die Schuld hiervon weniger den Nerz als die Räumlichkeit, in der er untergebracht ist. Während des ganzen Tages liegt unser Raubtier zusammengeringelt auf seinem Lager, das in einem vorn verschließbaren Kästchen angebracht worden ist, und nur selten, nicht einmal immer durch Vorhaltung von Leckerbissen, gelingt es, ihn aufstehen zu machen und hervorzulocken. Erst ziemlich spät am Abend, jedenfalls nicht vor Sonnenuntergang, verläßt er das Lager und treibt sich nun in dem leider recht engen Raum seines Käfigs umher. Diese Lebensweise beobachtet er einen und alle Tage, im Sommer wie im Winter, und daraus erklärt sich mir zur Genüge die allgemeine Unkenntnis über sein Freileben.

Den Edelmarder kann man im Walde unter Umständen ausspüren und gewaltsam aus seinem Versteck heraustreiben, im Sommer auch wohl mit seinen Jungen spielen oder der Eichhornjagd obliegen sehen. Der Steinmarder und Iltis lassen sich als Bewohner alter oder doch stiller Gebäude mindestens in hellen Mondnächten beobachten, und der Fischotter wählt sich, wenn er sich zeigt, die breite Wasserstraße. Wer aber vermag im Dunkel der Nacht dem Nerz in seinem eigentlichen Heimgebiet, dem Bruche oder Sumpfe zu folgen? In seinen Bewegungen steht das Tier, soweit man von dem im engen Raume untergebrachten Gefangenen urteilen kann, dem Iltis am nächsten. Er besitzt alle Gewandtheit der Marder, nur nicht die Kletterfertigkeit der hervorragendsten Glieder dieser Familie und ebensowenig die Bewegungslust oder Freudigkeit derselben. Man möchte sagen, daß er keinen Schritt unnütz tue.

Ein Edel- oder Baummarder vergnügt sich im Käfig zuweilen stundenlang mit absonderlichen Sprüngen, indem er gegen die eine Wand seines Käfigs setzt, zurückschnellend sich überschlägt, in der Mitte des Rau-

mes auf den Boden springt, nach der andern Wand sich wendet und hier wie an jener verfährt, kurz die Figur einer Acht beschreibt, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß man vermeint, diese Zahl durch den Leib des Tieres gebildet zu sehen. Auf solche Spielereien läßt sich, soweit meine Beobachtungen reichen, der Nerz niemals ein. Trippelnden Ganges schießt er mehr, als er geht, seines Weges dahin, gleitet rasch und behend über alle Unebenheiten hinweg, hält sich aber immer auf dem Boden und strebt nie nach der Höhe. In das Wasser geht er aus freien Stücken nicht, sondern nur, wenn er muß, insbesondere wenn ihm eine Beute dort winkt. Bei allen Bewegungen ist das sehr klug aussehende Köpfchen nicht einen Augenblick ruhig. Die scharfen Augen durchmustern ohne Unterlaß den ganzen Raum, und die kleinen Ohren spitzen sich soweit als möglich, um das wahrzunehmen, was jenen entgehen könnte. Reicht man ihm jetzt eine lebende Beute, so ist er augenblicklich zur Stelle, faßt das Opfer mit vollster Mardergewandtheit, beißt es mit ein paar raschen Bissen tot und schleppt es in seine Höhle. Schmidt beobachtete, daß er Frösche an den Hinterschenkeln packte und diese zunächst durchbiß, um den Lurch zu lähmen. Ich habe stets gesehen, daß er sie wie alle übrigen ihm vorgehaltenen Tiere am Kopfe packte und diesen so schleunig als möglich zermalmte. Hat er mehr Nahrung, als er zunächst bedarf, so schleppt er ein Stück nach dem andern nach seiner Höhle, frißt jedoch in der Regel von dem ersten eilfertig ein wenig und wirft es erst dann zur Seite, wenn ein andres lebendiges Tier seine Mordlust wieder erregt. Fische und Frösche scheinen ihm die liebste Beute zu sein, obgleich Claudius meinte, daß er Fleischkost allem übrigen vorziehe und Fische nur dann verzehre, wenn er kein Fleisch bekommt. So viel ist ganz richtig, daß er Fische liegen läßt, wenn ihm eine lebende Maus, ein Vogel oder Lurch gereicht wird. Es reizt ihn dann das Bewegen seiner Beute, und er beeilt sich gleichsam, seine Fertigkeit im Fangen und Abwürgen zu zeigen. Hat er aber seine Opfer getötet, so pflegt er einen ihm gereichten Fisch zuerst zu sich zu nehmen.

So geschieht es bei uns, vielleicht bloß deshalb, weil Fische seine regelmäßige Nahrung bilden und er sich mehr an diese als an Fleisch von warmblütigen Tieren oder Lurchen gewöhnt hat. Denn daß Gewöhnung bei der Auswahl seiner Speisen ebenfalls das Seinige tut, beweisen Schmidts Beobachtungen an einem andern Gefangenen, der Krebse ohne weiteres packte und sich nicht einmal dadurch stören ließ, daß ihn eines oder das andre dieser Tiere mit den Scheren wacker zwickte, während unser Gefangener bis jetzt alle Krebse hartnäckig verschmäht hat, gleichviel ob ihm

dieselben lebendig oder tot, mit dem Panzer oder ohne diesen gereicht wurden. Claudius schrieb mir, daß er sich um einen Krebs, womit ihm sein Gebieter einen besonderen Gefallen zu tun glaubte, nicht im geringsten kümmerte, sich vielmehr durch den täppischen Gesellen so belästigt fühlte, daß er ausbrach. „Jetzt", sagt mein Gewährsmann, „tötete ich den Krebs. Aber auch so schenkte er ihm keine Beachtung, und dies änderte sich auch dann nicht, als ich das Brustschild abgelöst und das Fleisch bloßgelegt hatte, obgleich er inzwischen keine andre Nahrung erhielt. Von einer Maus verzehrte er nur den Kopf, eine lebendige, die ich nachts zu ihm tat, ließ er gewähren, ohne sich ihretwegen vom Lager zu erheben." So gleichgültig gegen lebende Säugetiere und Mäuse hat er sich bei mir nicht gezeigt, sein Benehmen gegen einen Krebs blieb auch jetzt dasselbe.

Schmidt erwähnt, daß sein Gefangener Eier sehr wohl zu verwerten wisse und deren Inhalt gern auslecke. Unserm Nerz haben wir Eier wiederholt vergeblich vorgesetzt, er hat sich nicht um sie bekümmert. Demungeachtet glaube ich gern, daß er im Freileben so gut wie andre Marder auch ein Vogelnest ausnehmen und seines Inhalts berauben wird, gelegentlich auch wohl auf das eine oder andre Kerbtier Jagd machen dürfte. Jedenfalls möchte ich nicht wagen, von dem einen Gefangenen auf das Betragen aller und am wenigsten auf das Benehmen der freilebenden Tiere dieser Art zu schließen. Recht auffallend ist es mir, daß unser Gefangener sich so wenig aus dem Wasser macht, ja sogar sich vor demselben zu scheuen scheint. Ein Fischotter bekundet sich auch in der Gefangenschaft als echtes Wassertier und versucht selbst in dem kleinsten Raume das befreundete Element in irgendeiner Weise für sich auszunutzen. Der Nerz denkt hieran nicht, das Wasser dient ihm eigentlich nur zum Trinken, niemals aber zum Baden oder gar als Tummelplatz. Setzt man ihm dagegen lebende Fische in sein Becken, so stürzt er sich unverzüglich in das Wasser, schwimmt in gerader Linie auf den Fisch zu, ergreift ihn sehr rasch und springt dann sofort mit seiner Beute im Maule wieder aus dem Becken heraus, um jenen an gewohnter Stelle ungestört zu verzehren.

Unser Gefangener hat im Laufe der Zeit seinen Wärter wohl kennengelernt und ist mit ihm in ein gewisses Verhältnis getreten. Von freundschaftlichen Gefühlen seinerseits zu dem Pfleger habe ich wenig zu berichten; doch trägt hieran, wie schon bemerkt, der Käfig und auch der Pfleger selbst, dem es an Zeit mangelt, sich mit ihm genügend abzugeben, die größere Hälfte der Schuld. Als Zimmergenosse würde er wahrscheinlich schon zum niedlichen Schoßtiere geworden sein.

7. Der Baumeister unter den Tieren.

„Das Tier hat auch ein Schicksal. Dieses hängt ab von seinem Verhältnis zur Natur und den natürlichen Umgebungen, zu dem Menschen, wenn es mit ihm in Verkehr kommt, zum Teil auch von sich selbst.“ So sagt Scheitlin, der warme Tierfreund, ich möchte sagen, der Tiere Bruder, zu dessen köstlichem Werke ich immer und immer wieder greife, wenn mich die öde Weisheit derer geärgert, die im Tiere nun einmal nur einen Gegenstand sehen. Gewiß hat das Tier ein Schicksal! Oder ist es kein solches, fort und fort befehdet zu werden von einem rücksichtslosen, unbarmherzigen, unmenschlichen Feinde, der sich aber gerade Mensch nennt? Ist es kein Schicksal, alle Waffen und Mittel, auch die erbärmlichsten und niederträchtigsten, gegen sich angewendet zu sehen; nicht bloß einen ehrlichen Kugeltot fürchten zu müssen, sondern auch feigen, gemeinen Meuchelmord, Giftmischerei z. B., oder die verräterische Schlinge, die tückisch gestellte Falle?

Ich weiß, daß der Mensch ein Recht hat, sich gegen die Übergriffe der Tiere zu wehren, bedaure aber doch alle, die er verdrängte, und am innigsten eines von ihnen, das mir, als ich noch ein vielfachen Unfug stiftender Knabe war, wegen der vortrefflichen Ausnutzung seines kleinen Gehirns sooft zum Muster aufgestellt wurde. Ich meine den **Biber**, der mir in Raffs Naturgeschichte seine Geschichte so erbaulich selbst erzählte. Mit den Jahren lernte ich wohl auch die Quellen der erwähnten Naturgeschichte kennen; über den Biber und sein Leben aber doch recht wenig dazu. In der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn sah ich einen Holzhaufen, unter dem zwei Biber stecken sollten, im Berliner Tiergarten einen künstlichen Biberbau, den man auch für ein großes gemauertes Waschbecken hätte halten können. Ein Freund in Dessau benachrichtigte mich, daß sich in der Nähe von Wörlitz ein natürlicher Biberbau befinde, und in Arendal in Norwegen wurde mir gesagt, daß Biber Dämme und Burgen erbaut hätten, diese jedoch bereits wieder vom Hochwasser weggeschwemmt worden seien. Dies war überhaupt alles, was ich erfahren konnte, außer dem einen, daß der Biber von Jahr zu Jahr seltener wird in Europa und in Amerika, daß er in Deutschland nur noch an höchst wenigen Stellen (bei Aaken an der Elbe, in Bayern, Oberösterreich und Böhmen) angetroffen wird und auch hier nur durch die besondere Gnade der betreffenden Landesherren und strenge Jagdgesetze bisher vor der Aus-

rottung geschützt wurde, dieser aber trotzdem unaufhaltsam entgegengeht, obgleich der Waldfrevel, den er sich zuschulden kommen läßt, so außerordentlich groß nicht ist und ihm eigentlich nur die leidige Gewinnsucht des Menschen zum Verderben gereicht.

Als ich meine Wirksamkeit am Hamburger Tiergarten begann, hatte ich noch keinen lebenden Biber gesehen, hatte auch wenig Hoffnung, einen Biber einst unter die Zahl meiner Pfleglinge aufnehmen zu können. Ein Versuch, das wertvolle Tier aus Anhalt zu erlangen, schlug, wie ich kaum anders erwartet, fehl, und auch die Bemühungen wohlwollender Freunde des Gartens, diesen Biber aus Amerika zuzuführen, wurden lange Zeit nicht von Erfolg gekrönt. Ich war wirklich überrascht, als mir einer unsrer umsichtigsten Tierhändler telegraphisch meldete, daß „soeben“ vier amerikanische Biber mit dem Postschiff in Bremen angekommen seien. Eine Stunde später waren die Tiere trotz ihres hohen Preises gekauft und am nächsten Tage schon in unserm Besitz. Wenige Wochen danach wurden dem Garten noch zwei Stück von Herrn M. L. Marcus in Altona zum Geschenk gemacht. Zwei erlagen den Beschwerden der Reise, die übrigen vier vergaßen binnen kurzem sie und die Freiheit.

Da saßen sie vor mir, die Langersehnten, sichtlich erfreut, dem engen, innen mit Zinkblech ausgeschlagenen Reisekasten entnommen zu sein, und anscheinend noch glücklicher darüber, wiederum eine frisch abgeschnittene, saftige Weidenrute entrinden und die bittere Schale anstatt des widrigen Schiffszwiebacks genießen zu können. Wie zierlich hielten sie die kunstgerecht abgeschnittenen Aststücke; wie sauber schälten sie, wie behaglich kratzten sie sich nach dem zu allererst genommenen, weil zumeist entbehrten Bade; wie merkwürdig stöhnten sie, und wie hübsch zernagten sie sofort die funkelnagelneue Badewanne, die doch zu ganz andrer Bestimmung von dem gewerbkundigen Böttcher gefertigt worden war! Sie durften tun, was sie wollten; es wurde alles verziehen. Ich fand selbst den abscheulichsten Mißbrauch der vortrefflichen dunkelbraungelben Zähne allerliebst, mindestens höchster Beachtung und Teilnahme wert, denn auch die Handlungen der Tiere werden mit ungleichem Maße gemessen.

Nun galt es, zunächst einen geeigneten Wohnraum für die vortrefflichen Tiere herzurichten. Derselbe sollte allen Anforderungen, die ein gefangener Biber zu stellen berechtigt ist, entsprechen, dem erfinderischen Kopf des geschickten Baumeisters aber doch auch noch ein genügendes Feld lassen. Ein Wasserbecken, tief genug, daß der Winter seine Eisdecke nicht bis zum Grunde herab versenken könne, mehrere von den

tiefsten Stellen beginnende, nach oben führende und frei ausmündende Röhren oder „Geschleife“ und feste, den Bibernägeln trotzende Wände schienen Bedingung zu sein, die erfüllt werden mußten. Der Boden unsres Gartens ist sandig, die Wand des Beckens mußte also mit einer hinlänglich starken Lehmschicht gedichtet, diese aber durch Mörtel versichert werden. Für Zu- und Abfluß des Wassers wurde gesorgt, ein genügend großer Raum um das Becken freigelassen, derselbe mit einem Gitter umgeben, dessen eiserne Sprossen man drei Fuß tief in den Boden trieb; Quergitter teilten die Behausungen der einzelnen Familien ab, und das Ganze war fertig.

Zwei Biber, die bis zur Vollendung des neuen Geheges im Seehundsbecken Herberge erhalten hatten, waren gleich vom ersten Tage an bemüht gewesen, jeden abgeschälten Weidenzweig zur Herstellung eines Schlaf-, Ruhe- und Schmollwinkels zu verwenden, die übrigen hatten sich lässiger gezeigt; demgemäß erhielten jene den größten und vorteilhaftesten Raum des Neubaues angewiesen.

Der Tag des Einzuges brachte unsern Tieren unzweifelhaft große Freuden, gleichzeitig aber auch schwere Sorgen. Das Gewässer befriedigte, die Geschleife erwiesen sich als mühelos zu begehende Wege, mehrere zur Verherrlichung des Einzugs eigens gepflanzte, saftstrotzende, ast- und blätterreiche Weiden versprachen die Arbeit der Zähne zu lohnen. Aber die eigentliche Krone des Ganzen, das wirkliche Wohnhaus, die Burg mit der aller Blicken verborgenen Kemenate, in der es sich so herrlich ruhen und träumen läßt — sie fehlte. Die Biber sollten sich eben besagte Burg erbauen, damit jeder wissensdurstige Besucher des Gartens Gelegenheit bekäme, einen echten, unverfälschten Biberbau zu sehen.

Unser Pärchen ging, nachdem die erste umfassende Besichtigung vorüber war, mit folgenschweren Entschlüssen schwanger. Es sprang am ersten Tage wenigstens ein dutzendmal ins Wasser, tauchte ebensooft unter und kam regelmäßig durch das eine Geschleife wieder zum Vorschein; hier mußte gebaut, verändert, Versäumtes nachgeholt werden. Sechs Weiden, darunter solche, deren Stämme die Stärke eines Mannesarmes hatten, lagen am nächsten Morgen gefällt am Boden; große Äste derselben Holzart, die als Futter dienen sollten, waren hin und her geschleppt worden. Unmittelbar hinter der Mündung eines Geschleifes sah man ein tiefes muldenförmiges Loch in dem Boden, und hier lagen die regsamen Tiere, wahrscheinlich ermüdet von so vieler Arbeit. Gegen Abend wurde zunächst ein wenig gefressen, dann aber eifrig weitergear-

beitet, und so ging's fort, bis die Burg ihrer ersten Anlage nach vollendet und notdürftig eingerichtet war. Am eifrigsten wurde kurz vor Eintritt der ersten Kälte gearbeitet; während des Winters aber gab es anderweitig zu tun. Im darauffolgenden Sommer schien hauptsächlich die innere Einrichtung besorgt zu werden; gegen den Herbst hin begannen auch die äußeren Arbeiten wieder.

Der Biber, der uns durch Raffs Vermittlung erzählt, daß der Ruderschwanz auch als Schaufel und Kelle beim Bauen der Burgen und Dämme benutzt werde, hat uns belogen oder doch falsch berichtet. Allerdings wird ein so ausgezeichneter Schwanz auch ausgezeichnet benutzt, als Kelle aber dient er nicht. Das Aufführen einer Burg wird mit den Händen und mit den Zähnen besorgt. Ich will versuchen, die Arbeiten der Biber zu schildern, muß aber zuvörderst einiges über Betragen und Gewohnheiten, Ernährung und Nahrungserwerb, Bewegungen und Begabungen unsrer Tiere vorausschicken, da der Bau einer Burg nur dann ganz verständlich werden dürfte.

Die Stellung der Biber ist verschieden, im ganzen aber doch wenig wechselvoll. Im Sitzen sieht das Tier, abgesehen von seinem Schwanze, wie eine große plumpe Maus aus (Taf. 2, Abb. 3). Der dicke kurze Leib ruht mit dem Bauche auf dem Boden; von den Beinen bemerkt man kaum etwas; der Schwanz ruht leicht auf dem Grunde. Um sich aufzurichten, drückt der in dieser Stellung sitzende Biber die Schwanzspitze gegen den Boden und erhebt sich nun langsam oder rascher, wie er will, ohne dabei einen der Füße zu bewegen. Er kann sich beinahe, aber nicht ganz senkrecht stellen und ruht dann auf Hinterfüßen und Schwanz so sicher, daß es ihm leicht wird, beliebig lange diese Stellung beizubehalten. Bei ruhigem Liegen und beim Schlafen wird der Schwanz unter den Leib geklappt und so den Blicken vollständig entzogen. Das Tier kann sich aber auch jetzt ohne Anstrengung oder Gliederbewegung erheben und in den verschiedensten Lagen erhalten, beispielsweise um sich zu kratzen, eine Beschäftigung, die oft und mit ersichtlicher Behaglichkeit, nie aber hastig ausgeführt wird. Wenn er auf dem Bauche liegt, streckt er sich lang aus; wenn er auf der Seite ruht, rollt er sich. Beim Gehen wird ein Bein um das andre bewegt, denn der fast auf der Erde schleifende Bauch läßt einen raschen, gleichmäßigen Wechsel nicht zu; bei größter Eile werden Sätze ausgeführt, die an Plumpheit die aller übrigen mir bekannten Landsäugetiere übertreffen und ein wechselndes Aufwerfen des Vorder- und Hinterteils hervorbringen, aber doch fördern.

In das Wasser fällt der Biber nur dann mit Geräusch, wenn er geängstigt wurde, bei gewöhnlichem Verlauf der Dinge gleitet er lautlos in die Tiefe. Im Schwimmen taucht er das Hinterteil so tief ein, daß das Wasser die Schwanzwurzel überflutet, Nasenlöcher, Augen und Ohren, der Mittelrücken bleiben über Wasser; die Schwanzspitze liegt oft auf der Oberfläche auf oder ragt über sie empor. Er liegt auf den Wellen, ohne ein Glied zu rühren. Die Fortbewegung geschieht durch gleichzeitige, selten durch wechselseitige Stöße der Hinterfüße, unter Steuerung mit dem Schwanze, der jedoch niemals senkrecht gestellt, sondern immer nur ein wenig schief gedreht, oft aber in entsprechender Richtung kräftig stoßweise bewegt wird. Die Vorderfüße bewegt das Tier beim Schwimmen nicht. Beim raschen Eintauchen stößt der Biber mit seinen breitruderigen Hinterfüßen kräftig nach oben aus und schlägt gleichzeitig den Schwanz klatschend auf die Oberfläche des Wassers. Dadurch hebt und dreht er den Hinterteil seines Leibes zu gleicher Zeit, taucht den Kopf ein und versinkt hierauf rasch in senkrechter Richtung. Er kann zwei bis drei Minuten unter dem Wasser verweilen, bevor ihn die Atemnot zum Auftauchen zwingt.

Die Stimme ist ein schwacher Laut, der am richtigsten ein Gestöhn genannt werden möchte. Man vernimmt sie bei jeder Erregung des Tieres und lernt bald die verschiedene Bedeutung der ausgestoßenen Laute verstehen, da ihre Betonung, Stärke usw. genügenden Anhalt hierzu bietet.

Unter den Sinnen scheinen Gehör und Geruch obenan zu stehen. Die kleinen Augen sehen ziemlich blöde aus, der Geschmack aber ist keineswegs verkümmert, wie man wohl zuerst annehmen möchte, und auch Gefühl kann dem Tiere nicht abgesprochen werden.

Über den Verstand und das geistige Wesen des Bibers kann man verschiedener Meinung sein. Nur so viel wird man zugestehen oder anerkennen müssen, daß er innerhalb seiner Ordnung die höchste Stelle einnimmt. Nach kurzer Zeit fügt er sich in veränderte Umstände, und bald lernt er, aus ihnen bestens Vorteil zu ziehen. Seine Bauten sind nicht kunstvoller als die andrer Nager, stets aber mit richtigem Verständnis der entsprechenden Örtlichkeit angelegt. Sein Betragen andern Tieren gegenüber ist unfreundlich, dem Menschen gegenüber mindestens zurückhaltend, aber er gewöhnt sich rasch an eine ihm anfänglich unangenehme Nachbarschaft und fügt sich der Herrschaft seines Pflegers, ohne sich jedoch Unbilliges gefallen zu lassen. Er leidet, daß ihn sein Wärter liebkost, geht

auch gern zu ihm hin, begrüßt ihn förmlich, widersetzt sich aber jeder Gewalttat, indem er den Rücken krümmt und die Zähne zeigt, im Notfalle auch angreift. Daß Frauen und Kinder milden Herzens sind, haben unsre Gefangenen bald in Erfahrung gebracht. Jetzt betteln sie, „aufwartend" und stöhnend, alle vorübergehenden Frauen und Kinder um Zucker, Nüsse, Äpfel, Brot usw. an, nehmen das ihnen Vorgehaltene zierlich aus der Hand, halten es geschickt mit ihren Händen fest und führen es zum Munde, schlagen aber den, der zu geben vorgibt, jedoch nichts reicht, oder den, der neckt, auf die Finger.

Unsre Biber erscheinen in den Nachmittagsstunden außerhalb ihres Baues. Sie schwimmen zunächst einige Male in ihrem Becken auf und nieder, steigen dann ans Land und schleppen sich einige Zweige herbei oder weiden. Unter den Zweigen, die ihnen vorgeworfen werden, suchen sie sich stets die der Weiden zuerst aus. Sie packen einen Schößling oder ein Stämmchen an seinem dickeren Ende mit den Zähnen, heben den Kopf hoch empor und gehen vorwärts. Manchmal sieht es aus, als wollten sie die Last über den Rücken werfen; es geschieht dies jedoch niemals wirklich. Ist der Schößling leicht, so trägt ihn der Biber ohne Aufenthalt dem Ziele zu, ist die Last schwerer, so bewegt er sich absatzweise, indem er den aufgeladenen Ast mit einem kräftigen Ruck des Kopfes vorwärts zu bringen sucht. Astreiche Schößlinge werden vor dem Wegschleppen genau besichtigt und unter Umständen zerteilt, kleine, hindernde Aststummel weggeschnitten. Eingepflanzte oder eingesetzte Bäume und grüne Schößlinge werden stets gefällt. Der Biber setzt sich neben dem betreffenden Bäumchen nieder und nagt solange in einer bestimmten Höhe ringsherum, bis der Baum zu Boden stürzt. Das Abschneiden eines drei Zoll dicken Stämmchens erfordert eine fünf Minuten währende Arbeit. Alle Bäume oder Äste werden zuerst ans Wasser geschleppt und erst später weiter verarbeitet; gegen den Winter hin werden ihrer soviele, als zu beschaffen sind, hier aufgespeichert.

Die hauptsächlichste Nahrung der Biber bilden Rinde und Blattwerk der verschiedenen Weidenarten und ihrer Verwandten, auch frisches Gras nehmen die Tiere zu sich. Sie weiden, indem sie einen Grasbüschel mit den Händen packen, zusammendrücken und so den Zähnen etwas Körperhafteres als die einzelnen Halme bieten. Das Weiden geschieht in plumper, das Abschälen der Rinde in höchst zierlicher Weise. Der Biber ist imstande, den feinsten Zweig mit seinen Händen zu halten und beständig herumzudrehen oder, wenn derselbe noch weich, bezüglich eßbar ist,

allgemach in den Mund zu schieben, und er schält so sauber, daß man auf dem entrindeten Zweige keine Spur eines Zahneindruckes wahrnimmt.

Nachdem die Biber alles gefällte Zweigwerk ins Wasser geschleppt und entweder schwimmend oder auf einer seichten Stelle sitzend stundenlang geschält und gefressen haben, tragen sie die entrindeten Knüppel nach der Baustelle, um sie zu verarbeiten. Höchst selten schleppen sie einen dahin, der noch Rinde hat; geschieht es doch, so ziehen sie ihn, selbst wenn er bereits verbaut worden sein sollte, gelegentlich wieder hervor und fressen ihn nachträglich ab — „auf daß nichts umkomme!"

Von einer regelmäßigen Anordnung der Knüppel, die verbaut werden, habe ich nichts bemerkt. Dem notwendigen Bedürfnis wird allerdings in überlegter Weise abgeholfen; an eine Ordnung oder regelrechte Schichtung der Baustoffe denkt der Biber aber nicht. Einzelne Knüppel ragen mit einem Ende weit über die Wandungen der Burg vor, andre sind gänzlich mit Erde überdeckt. Diese liegen wagerecht, jene schief, andre senkrecht; es wird auch fortwährend geändert, verbessert, vergrößert.

Das mit Vorliebe behandelte und solche Vorliebe verdienende Paar unsres Gartens scharrte sich zunächst ein muldenförmiges Loch am Ende des Geschleifes aus, bildete aus der losgekratzten Erde ringsum einen vor dem Geschleife besonders festen, hohen und dichten Damm und kleidete den Boden der Mulde mit langen, feinen Spänen aus, die zu diesem Zwecke eigens zerschleißt wurden. Nunmehr erhielt die Mündung des Geschleifes eine Decke aus Astwerk, sodann der hintere Teil der Dämme größere Höhe und hierauf ebenfalls ein Knüppeldach. Als dieses fertig, d. h. haltbar schien, ging es an die Dichtung des Daches mit Erde. Diese wird in verschiedener Weise, jedoch immer nur mit dem Maule und den Händen bewegt und ausschließlich mit letzteren verarbeitet. Fettige, lehmige Erde oder Rasen bricht der Biber ballenweise los, packt sie mit den Zähnen, drückt unten die Hände (mit dem Handrücken nach oben) dagegen und watschelt nun, auf den Hinterfüßen gehend, zeitweilig mit der einen Vorderpfote sich stützend, bedächtig der Baustelle zu; losere Erde, Sand z. B., gräbt er auf, scharrt ihn auf ein Häufchen zusammen, setzt seine beiden Handflächen hinten an dasselbe an und schiebt es nun vorwärts, oft zehn Fuß weit. Der Schwanz wird, ich wiederhole es, niemals als Kelle benutzt. Das Weibchen ist der eigentliche Baukünstler, das Männchen mehr Handlanger. Ersteres baut ungemein eifrig, letzteres, wenn es sich überhaupt dazu entschließt, langsam, faul und liederlich. Nur ein Paar errichtet sich eine Burg.

8. Das faulste Tier.

In seinem „Gaudeamus", diesem unerschöpflichen Schatze von Geist, Humor und Laune, gibt Josef Victor Scheffel, der gelehrte und gemütvolle Dichter des „Ekkehard", eine Schilderung des Megatheriums und damit den Kern der ungünstigen Nachreden wieder, die bis zum heutigen Tage die Naturgeschichte der Faultiere trüben. Es ist noch nicht lange her, daß jene Nachreden und gewisse Übertreibungen, der man sich bei Schilderungen besagter Tiere zuschulden kommen ließ, selbst von Naturforschern geglaubt wurden, und somit erscheint es, wenn auch nicht verzeihlich, so doch erklärlich, daß geistlose Schriftsteller noch gegenwärtig das im Ernste wiederkauen, was der geistvolle Dichter zu anmutigem Scherz gestaltete.

„Das hurtige Hündchen", sagt der Spanier Gonsalva Fernando Oviedo, dem wir die ersten Nachrichten über die Faultiere verdanken, „ist das trägste Tier der Erde. So schwerfällig und langsam bewegt es sich, daß es einen ganzen Tag braucht, um nur fünfzig Schritte zurückzulegen. Die ersten Christen, die es gesehen, erinnerten sich, daß man in Spanien die Neger ‚weiße Hänse' nennt, und gaben ihm daher spottweise den Namen ‚hurtiges Hündchen'. Es ist eines der sonderbarsten aller Tiere. Den Hals bewegt es, als ob es staune. Sein einziger Wunsch und sein Vergnügen ist, hoch an Bäumen zu hängen oder sonst an etwas, wo es klettern kann, und daher sieht man es oft an Bäumen, an denen es langsam hinaufklettert, immer mit den Klauen sich festhaltend.

„Seine Stimme ist von der aller andern Tiere sehr verschieden; es singt auch immer nur bei Nacht. Hat es einmal gesungen, so wartet es eine Zeitlang und wiederholt dann dasselbe. Aber nur bei Nacht läßt es sich vernehmen, und deshalb sowie seiner kleinen Augen wegen halte ich es für ein Nachttier. Findet es einen Baum, so klettert es sogleich auf die höchsten Äste des Wipfels und bleibt daselbst zehn, zwölf, ja zwanzig Tage, ohne daß man weiß, was es frißt. Bisweilen fangen es die Christen und tragen es nach Hause; dann läuft es mit seiner natürlichen Langsamkeit und läßt sich weder durch Drohungen noch Stöße zu größerer Schnelligkeit bewegen, als es ohne äußere Anreizung an den Tag zu legen pflegt. Ich habe es zu Hause gehabt, und nach meiner Erfahrung muß es von der Luft leben. Dieser Meinung sind auch noch viele andre, denn niemand hat es irgend etwas fressen sehen. Meist wendet es den Kopf und das

Maul nach der Gegend, woher der Wind weht, woraus folgt, daß ihm die Luft sehr angenehm sein muß. Es beißt nicht und kann es auch nicht wegen seines sehr kleinen Maules; es ist auch nicht giftig, übrigens aber das dümmste und unnützeste Geschöpf, das ich bis zur Stunde gesehen habe."

Ich mußte die erste Beschreibung des Aï oder dreizehigen Faultieres, denn nur dieses oder einer seiner nächsten Verwandten kann gemeint sein, hier anführen, weil sie von einer Reihe späterer Berichterstatter entweder einfach wiederholt oder mit Zusätzen bereichert wird, die noch weit weniger Beobachtungsgabe und Verständnis bekunden, als beides Oviedo besaß.

Unsre treffliche, von Mützel dem Leben abgelauschte, treu wiedergegebene Abbildung des Aï (Bradypus tridactylus; Taf. 8, Abb. 2), wohl die beste und richtigste Zeichnung, die bis jetzt verallgemeinert wurde, überhebt mich einer eingehenden Beschreibung der Äußerlichkeit dieser, von dem Unau oder „zweizehigen Faultiere" nicht unerheblich abweichenden Art. Doch glaube ich auf die eigentümliche Richtung, den „Strich" der sehr richtig mit winterdürrem, das heißt abgestorbenem Heu verglichenem Haar aufmerksam machen zu müssen. Während bekanntlich bei den Säugetieren insgemein der Strich von der oberen nach der unteren Seite, vom Rücken nach dem Bauche sich richtet, ist bei den Faultieren, entsprechend ihrer hängenden Lebensweise, das gerade Gegenteil der Fall: das Haar scheitelt sich auf der Brust und fällt nach dem Rücken zu, aber ebenfalls hinab, nicht hinauf. Der Aï mit seinen nächsten Verwandten macht insofern eine Ausnahme von der Regel, als sein reiches Haupthaar von oben nach unten hängt; dies aber erklärt sich aus seiner geradezu beispiellosen Kopfhaltung, die ermöglicht wird durch eine ungewöhnliche Anzahl von Halswirbeln. Gerade hierdurch, innerlich, das heißt im Gerippe, also ungleich mehr als äußerlich, weichen die Faultiere von allen übrigen Säugetieren ab. Der Mensch wie der Walfisch, die Fledermaus wie das Beuteltier, der Maulwurf wie die Giraffe, der Löwe wie der Elefant haben übereinstimmend sieben Halswirbel, und wenn einmal weniger vorzukommen scheinen, wie bei einzelnen Delphinen, ist eine Verschmelzung, nicht aber ein Fehlen als Ursache anzunehmen. Bei den Faultieren scheint die Regellosigkeit zur Regel geworden zu sein.

Der Unau, das sogenannte zweizehige Faultier (Choelopus didactylus), hat allerdings ebenfalls sieben Halswirbel, eine ihm verwandte, gegenwärtig im Kölner Tiergarten lebende Art (Choelopus Hoffmanni) aber besitzt deren nur sechs, während bei dem Aï deren neun, bei dem diesen

verwandten Kapuzenfaultier (Bradypus cucullatus) deren zehn oder, da die Artbestimmung der zergliederten Stücke nicht zweifellos ist, bei jenen zehn und bei diesen neun gefunden werden. Man hat deuteln und die überzähligen Halswirbel als Brustwirbel erklären wollen, um die außerordentliche Abweichung in Einklang mit der Regel zu bringen. Gedachte Deutelei erweist sich jedoch demjenigen, der ein lebendes Faultier der Sippe Bradypus beobachtet, als gänzlich unfruchtbar. Denn letzteres macht von neun oder zehn Halswirbeln einen dieser Anzahl durchaus entsprechenden, umfassenden und den Beschauer anfänglich geradezu verblüffenden Gebrauch. Es ist, wie unsre Abbildung deutlich erkennen läßt, imstande, seinen Kopf soweit zu drehen, daß das Gesicht geradezu die entgegengesetzte Stellung wie bei andern Tieren einnehmen kann und meist einzunehmen pflegt.

Die Faultiere sind auf Süd- und Mittelamerika beschränkt. Sie bewohnen hier die ausgedehnten, wenig bevölkerten Waldungen der Tiefebenen und Stromtäler, die, durch Feuchtigkeit und die aufregenden Strahlen der Sonne zum üppigsten Stande gebracht, in einer uns Nordländer zur Bewunderung hinreißenden Weise ihre drei- und mehrfach übereinandergeschichteten und gedrängten, mannigfaltig verschiedenen Laubmassen entwickeln. An diese Waldungen sind sie gebunden; sie stehen und fallen mit ihnen. Wo die Axt zur Geltung kommt, wo im frisch gerodeten Walde die Kaffeepflanzung entsteht, das Haus des Ansiedlers aufgebaut wird, verschwinden sie, wie sie in vielen Gegenden bereits verschwunden sind. Doch gibt es immerhin noch ausgedehnte, von dem alles vernichtenden Weißen kaum berührte Strecken, auf denen sie nicht selten auftreten.

Häufig im eigentlichen Sinne des Wortes bemerkt man sie nirgends, denn sie vermehren sich schwach und scheinen durchaus nicht gesellig zu sein. Fast wehrlos, weder zu erfolgreicher Verteidigung noch zu rettender Flucht befähigt, fallen sie, wenn sie in dem Laubgewoge einmal entdeckt wurden, dem ewig hungrigen Indianer wie dem mordsüchtigen Weißen leicht zur Beute, und auch sonst haben sie von Feinden zu leiden. Vor größeren Raubsäugetieren, die kletternden Katzen vielleicht ausgenommen, sichert sie ihr Leben in der Höhe. Das scharfe Auge der Raubvögel aber vermag ihr rindenfarbenes Haarkleid doch von der Umgebung zu unterscheiden, und so fest sie sich auch an den Zweig, der sie trägt, anzuklammern oder so kräftig sie die langen Sichelkrallen, ihre einzige, nicht ungefährliche Verteidigungswaffe, zu ge-

brauchen versuchen, die erdolchende Klaue des größeren Raubvogels ist schärfer als die ihrige, die Kraft des Adlers ihrer Ohnmacht bei weitem überlegen: die Harpyie, der gewaltigste und raubsüchtigste Adler der Erde, soll sie stückweise von den Ästen reißen (Taf. 4, Abb. 2).

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Faultiere insgesamt zu den am wenigsten entwickelten Säugetieren zählen. So tief, wie man anzunehmen gewohnt ist, stehen sie jedoch nicht. Die meisten Beobachter, die sie während ihres Freilebens kennenlernten, haben sich, selbst wenn sie durch Vorurteile nicht befangen waren, in schwer begreiflicher Weise täuschen lassen. Sie haben nicht erkannt, daß Oviedos Vermutung die einfache Wahrheit ist, daß nämlich die Faultiere nur bei Nacht, nicht aber bei Tage tätig sind. Hierin finde ich die Erklärung aller Fabeln und Unwahrheiten, aller Übertreibungen und Ausschweifungen, welche die Naturgeschichte der Faultiere enthält.

Ein bei Tage überraschtes, noch schlaftrunkenes oder doch aus dem gewohnten Geleise gebrachtes Faultier macht allerdings keinen ansprechenden Eindruck auf den Beschauer. „Träg' glotzt es in die Welt hinein", sagt Scheffel vom Megatherium richtiger als Schomburgk vom Aï, indem er von „wehmütigen und bittenden Blicken" spricht. Eigentümlich glotzend, wie die aller Nachttiere, sind auch mir diese Blicke erschienen, und merkwürdig unsicher, wie geistesabwesend obendrein, nicht aber bittend und wehmütig. Ohne zu flüchten, läßt es den Menschen an sich herankommen, und nur in Ausnahmefällen schickt es sich, wenn man es ergreift und von seinem Aste loszureißen sucht, zur Verteidigung an.

An eine Abwehr durch Beißen, wie das zweizehige Faultier ohne weiteres tut, denkt der Aï nicht; sein Maul ist auch viel zu klein, als daß er ein größeres Glied packen könnte. Hat man die Sichelkrallen, die das Faultier sehr fest um den Ast schlägt, glücklich gelöst und setzt man es auf den flachen Boden, so bewegt es sich hier in wahrhaft erbarmenerweckender Weise. Vergebens müht es sich ab, vorwärts zu kommen, vergebens tastet und greift es mit beiden Vorderfüßen in allen Richtungen umher, in der Absicht, einen ihm passend erscheinenden Anhaltspunkt zu suchen. Gelingt es ihm, einen solchen zu finden, so hakt es die Sichelkrallen des einen Fußes an ihm fest, streckt schnell den andern Vorderfuß ebenfalls danach aus und zieht nunmehr mühsam den Leib nach.

Mit ersichtlicher Anstrengung, unter schweren Atemzügen, unsicher in jeder Bewegung, tastend und versuchend, das eben Erstrebte oder Erreichte sofort wieder aufgebend, bald hierher, bald dorthin sich wendend,

kriecht es im Laufe von Stunden tatsächlich nur wenige Schritte weit und erscheint dann wirklich als ein Stiefkind der Natur, scheint allerdings seinen Namen zu verdienen. Hat es endlich einen Ast erreicht und ist es imstande, hier in üblicher Lage sich aufzuhängen, so blickt es noch einige Male in die Runde und nimmt dann sobald wie möglich seine (auf unsrer Abbildung unten rechts dargestellte) Schlafstellung an. In sich zusammengeknäuelt, den Kopf auf die Brust gebeugt und zwischen den vier dicht aneinander gepreßten Beinen verborgen, einem an seinen Tragriemen aufgehangenen Ranzen vergleichbar, hängt es an seinem Aste und verharrt fortan regungslos bis zum Einbruch der Dämmerung. Daß man unter all solchen Umständen von den geistigen Eigenschaften des Aï wenig wahrnimmt, muß begreiflich erscheinen, und somit erklären sich auch die absprechenden Urteile der Reisenden in dieser Beziehung.

In den Augen einzelner Naturforscher gelten die Faultiere als stumpfsinnige, geistlose, dummgleichgültige Geschöpfe. Man sagt ihnen nach, daß sie weder Leidenschaften und andre geistige Regungen bekunden, weder Liebe noch Haß, weder Freundschaft noch Feindschaft zeigen, weder Furcht noch Mut betätigen, veränderten Umständen willen- und verständnislos sich fügen und höchstens Naturtrieb untergeordneter Art erkennen lassen sollen.

Unterstützt wird diese Annahme durch die Trägheit ihrer Lebensäußerungen und Lebenstätigkeiten, wie durch eine Lebenszähigkeit, von der man geradezu unglaubliche Dinge berichtet. Hunger und Durst, Luftmangel und anderweitige Entbehrungen, Verwundungen und Gifte ertragen die Faultiere mit einer uns rätselhaft dünkenden Fühllosigkeit und scheinbar mit Gleichmut. Schomburgk hielt einen Aï, um ihn zu töten, zwanzig Minuten lang unter Wasser, ohne seinen Zweck zu erreichen, er vergiftete andre Stücke mit dem furchtbaren Kurare, das, in das Blut des größten Raubtieres gebracht, dieses binnen wenigen Sekunden lähmt und unter Krämpfen verenden läßt, und erfuhr, daß das vergiftete Faultier erst nach Verlauf von einer Viertelstunde seinen letzten Atemzug aushauchte. „Wurde ein solches Tier“, so berichtet derselbe, „das Ziel meiner Flinte, so veränderte es weder seine Stellung, noch stieß es einen Schmerzenslaut aus. Bei der einen Gelegenheit schoß ich viermal nach einem, das kaum dreißig Fuß über mir an einem Aste klebte, ohne daß es herabgefallen wäre oder eine schmerzhafte Bewegung gezeigt hätte.“

Derartige Wahrnehmungen verleiten um so leichter zu falschen Schlußfolgerungen, je weniger sie durch Beobachtungen des wirklich

wachen und tätigen Tieres berichtigt werden können. Die Schweigsamkeit der Faultiere, ihre Anspruchslosigkeit betreffs der Nahrung, ihre geringe Teilnahme an dem Wohl und Wehe andrer ihresgleichen, das eigne an der Mutterbrust hängende Junge nicht ausgenommen, tragen ebenfalls das ihrige zu der ungünstigsten Beurteilung der geistigen Kräfte bei, und so wird es erklärlich, daß man auch gefangenen Aïs oder Unaus von vornherein mit Vorurteilen gegenübertrat und es kaum der Mühe wert hielt, sich längere Zeit eingehend mit ihnen zu beschäftigen. Und doch kann man nur hierdurch über sie und ihr Wesen ein einigermaßen richtiges Urteil gewinnen.

Seitdem unsre Dampfschiffe unmittelbar mit den südamerikanischen Häfen verkehren, gelangen gefangene Faultiere ziemlich regelmäßig zu uns. Sie widerlegen schon hierdurch die ebenfalls aufgestellte Behauptung, daß man sie nicht an ein Ersatzfutter gewöhnen und somit längere Zeit im Käfige halten könne. So wie einen eben seiner Freiheit beraubten Wiederkäuer oder Nager darf man sie freilich nicht behandeln, will man nicht Gefahr laufen, sie Hungers sterben zu sehen. Gewohnt, ihre Nahrung, Baumblätter und Früchte, in hängender Stellung über sich wegzunehmen, gehen viele, ich glaube sogar die meisten Faultiere, elendiglich zugrunde, einfach deshalb, weil man ihnen Futterstoffe und Trinkwasser in Gefäßen auf den Boden der Versandkiste setzt, in der Erwartung, daß sie sich der Nahrungsstoffe bedienen werden, während sie, auch abgesehen von ihrer Unbekanntschaft mit den gewöhnlich gereichten Futterstoffen selbst, gar nicht daran denken, nach unten zu sehen und unter ihnen liegende Nahrung aufzunehmen.

Gibt man sich dagegen die Mühe, sie wie kleine unmündige Kinder zu atzen, indem man ihnen die Nahrung vor das Maul hält, so fressen sie, sobald sie hungrig sind, gewöhnen sich allmählich an Ersatzstoffe mancherlei Art, Obst und andre Früchte, gekochten Reis, Eier, Milchbrot z. B., und lernen es auch in nicht allzulanger Zeit, von oben herab selbst zuzugreifen. Entsprechend ihren geringen Fähigkeiten macht ihre Zähmung nur langsame Fortschritte, aber doch solche, die vorgefaßte Meinungen hinsichtlich ihrer Stumpfgeistigkeit auf das bestimmteste widerlegen. Allmählich gewöhnen sie sich an Käfig und Wärter, machen sich im ersteren heimisch und schließen sich dem letzteren mit ersichtlicher Zuneigung an, achten auf den Ruf, lassen sich ohne Abwehr oder Widerstreben ergreifen, von ihrem Sitze, beziehentlich von ihrer Hängestange loslösen, in den Schoß nehmen, atzen usw., gehen der Wärme nach, ent-

äußern sich ihrer Gewohnheiten, indem sie sich beispielsweise in erwärmtes Heu oder Stroh verkriechen, und bekunden auch sonst noch entschieden Verständnis für die veränderten Umstände, unter denen sie zu leben gezwungen sind.

Der beobachtungseifrige Naturforscher, in dessen Besitz und Pflege ein gefangenes Faultier gelangt, kann sich tage- und wochenlang mit ihm beschäftigen, bevor er seine wesentlichsten Eigentümlichkeiten kennengelernt hat. An einer Querstange der Versandkiste hängt der schlafende Ai in der oben beschriebenen Stellung, ohne von seinem Kopfe das geringste sehen zu lassen, das stummelhafte Schwänzchen gerade ausgestreckt, das in verkehrter Richtung gestrichene Haar etwas gesträubt. Gelindes Schütteln mit der herausgehobenen Stange stört seinen Schlummer nicht, denn jeder Windhauch versetzt das freilebende Tier in ein ähnliches Schaukeln. Endlich aber, vielleicht infolge der ihm zum Bewußtsein gelangenden Stimmlaute seiner bewundernden Beschauer, erwacht es doch und hervor streckt sich ein auf langem, schmächtigem Halse sitzender, mäßig großer Kopf „mit rundem Eulengesicht" und unendlich gutmütigem Ausdruck des recht hübsch gezeichneten Antlitzes.

Noch liegt die Mittellinie des Scheitels in derselben Richtung wie das Rückgrat, also nach unten; plötzlich aber führt der Aï eine Drehung aus, wie kein zweites Säugetier, auch nicht der Unau und seine Verwandten, es vermag: er dreht den Kopf um volle hundertachtzig Grad, von rechts oder links beginnend, so daß die Scheitellinie mit dem Brustbeine in eine Richtung zu liegen kommt. Dies geschieht mit derselben Leichtigkeit, mit der man eine Hand umwendet, und wirkt so überraschend, daß man sich an den auffallenden Anblick gewöhnen muß, bevor man ihn verstehen lernt. Ungeübte Beobachter gelangen in der Regel erst, wenn sie darauf aufmerksam gemacht worden sind, zum Bewußtsein des Absonderlichen dieser Stellung. Alle übrigen Bewegungen des Tieres geschehen mit außerordentlicher Langsamkeit und Bedächtigkeit, auch ungleich schwerfälliger als die des zweizehigen Faultieres, das unzweifelhaft viel höher begabt ist als der Aï, und durch eine gewisse Behendigkeit in den Füßen das zu ersetzen weiß, was dieser durch die Gelenkigkeit des Halses vor ihm voraus hat.

Beim Klettern setzt der Aï langsam einen Fuß vor den andern, die langen Sichelkrallen einfach wie Haken benutzend, und ehe er einen anderen Ast gepackt hat, läßt er den ersten sicherlich nicht los. So ungeschickte Werkzeuge die hakigen Krallen zu sein scheinen, so trefflich erfüllen sie

ihren Zweck. Die Fertigkeit aller Faultiere, an einen Ast oder auch an eine glatte Stange sich anzuklammern, setzt in Erstaunen. Man kann solche Stange drehen und wenden, wage- oder senkrecht, schief nach oben oder nach unten halten, ohne daß das Tier seinen Halt verliert. Selbst wenn es sich nur mit zwei Füßen, gleichviel ob mit den beiden vorderen oder hinteren, deren einer Seite oder mit einem Vorder- und dem anderseitigen Hinterfuße angehakt hat, hängt es fest und sicher, ohne jemals Ermüdung bemerken zu lassen, möge seine Stellung sein wie sie wolle. Die Gliedmaßen zeigen bei dem Wechsel der verschiedenen Stellungen eine Gelenkigkeit, die man am liebsten Gelenklosigkeit nennen möchte, so vollständig weiß das Tier sie um ihre Achse zu drehen. Ob die Krallen nach dieser oder nach jener Seite hin gewendet werden, ist dem Faultier gleichgültig. Seine Beine gleichen in Ansehen und Bewegung Stricken mehr als gegliederten Geh-, beziehentlich Hängewerkzeugen.

In der Regel verschläft das Faultier den ganzen Tag, es sei denn, daß trübes Wetter es an der Tageszeit irre werden läßt. Es erwacht in den späteren Nachmittagsstunden und beginnt nun zunächst, das Haarkleid zu ordnen. Zu diesem Ende hängt es sich mit den beiden Beinen einer Seite auf und benutzt die Klauen der freigewordenen Füße als Kämme. Ist die eine Seite geputzt, so wechselt es die es tragenden und strählenden Füße einfach um. Die Ordnung des Haares geschieht mit ebensoviel Sorgfalt als Bedachtsamkeit, und in dem so wenig beweglichen Gesicht zeigt sich dabei der unverkennbare Ausdruck jener Behaglichkeit, die alle Tiere beim Kratzen ihrer Haut oder Grauen ihres Felles erkennen lassen. Nachdem das Geschäft des Putzens beendet, denkt das Faultier an seine Nahrung.

Ist es gewöhnt worden, aus einem Napfe zu fressen, so läßt es mit den Vorderfüßen die Hängestange los, beugt sich kopfabwärts nach unten, stützt sich auch wohl leicht mit den Vorderfüßen auf und frißt. Wird es von seinem Pfleger geatzt, so läuft es, unruhig denselben erwartend, im Käfige hin und her, geht oder klettert dem endlich erscheinenden Manne eilfertig entgegen, versucht sich an ihn anzuhängen und nimmt, ergriffen und in den Schoß des sitzenden Pflegers gelegt, sofort die diesem bequemste Stellung ein, indem es sich auf den Rücken legt, alle vier Glieder von sich streckt und mit den Krallen an den Kleidern seines Freundes sich festhält. Der Unau öffnet sein großes Maul weit und frißt, eifrig kauend, mehrere Bissen rasch nacheinander; der Aï ißt sehr zierlich und nur kleine dünne Scheibchen. Eine Art wie die andre bekundet Vorliebe für den

einen oder den andern Nahrungsstoff und nicht allein einen keineswegs unentwickelten Geschmack, sondern selbst eine gewisse Leckerhaftigkeit. Nach geschehener Sättigung pflegt das Tier eine nochmalige Ordnung seines Haarkleides vorzunehmen, hierauf in seiner Weise spazieren zu gehen, sodann verdauend eine Weile zu ruhen, hierauf sich wieder zu bewegen usw. So verbringt es die Nacht.

Um andre lebende Wesen bekümmert sich das Faultier erst dann, wenn dieselben ihm in unerwünschte Nähe kommen. Daß es weder Haß noch Liebe an den Tag legen soll, ist falsch. Wenig gesellig, läßt es sich zwar anscheinend mit Gleichmut gefallen, wenn man ein zweites Stück seiner Art zu ihm bringt, keineswegs aber, wenn man ihm die Gesellschaft andrer Tiere aufzwingt. Als ich versuchsweise einen Aï zu einem längere Zeit von mir gepflegten, in seinem Käfig bereits eingewohnten Unau unterbringen wollte, geriet letzterer in eine Aufregung, die mich in Erstaunen setzte, eilte rasch auf den Ankömmling zu, versetzte ihm zunächst, weit ausholend, einige Schläge mit den Klauen des einen Vorderfußes, näherte sich sodann mehr und gebrauchte die Zähne, so gut deren Mangelhaftigkeit gestattete. Der Wärter, der beide Tiere trennen mußte, bekam ebenfalls den Zorn des erbosten Geschöpfes zu fühlen. Daß das Tier auch der Liebe nicht unzugänglich ist, erfuhr mein Berufsgenosse Funk, Leiter des Kölner Tiergartens, der das außerordentliche Glück hatte, ein trächtiges Faultier und von ihm ein Junges zu erhalten. Letzteres wurde von seiner Mutter sehr sorgfältig gepflegt und erst, nachdem es halb erwachsen war, von ihr abgestreift und zur Selbständigkeit gezwungen.

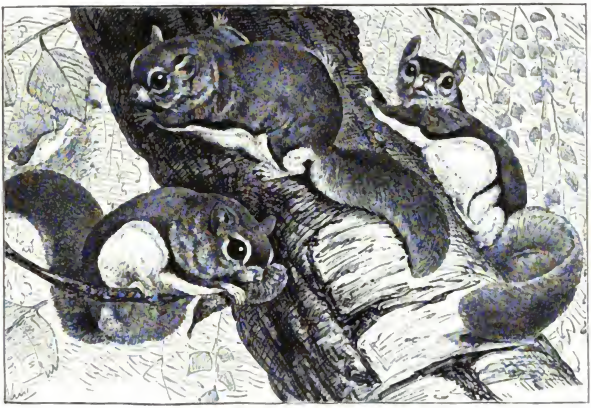
Ich habe mit vorliegender Skizze die Naturgeschichte der Faultiere selbstverständlich nur in groben Umrissen zeichnen können, glaube aber doch bewiesen zu haben, daß sie die Geringschätzung, unter der sie bisher zu leiden gehabt haben, nicht verdienen. Was uns an ihnen unverständlich erscheinen will, wird uns klar, wenn wir sie im Zusammenhange mit ihrem Wohngebiete betrachten. In ihm erfüllen auch sie, wennschon vielleicht nicht einen besondern Zweck, so doch wohl einen bestimmten Wirkungskreis, und dieser ist größer, als wir bisher angenommen haben.

9. Fliegende Hunde.

Die Familie der fruchtfressenden Fledermäuse oder Flederhunde verbreitet sich über Afrika, Südasien und den Malaiischen Archipel, und umfaßt ungefähr dreißig Arten, von denen die größten einem kleinen Marder an Leibesumfang etwa gleichkommen und eine vier bis fünf Fuß klafternde Flatterhaut besitzen. Ich habe in Afrika nur eine der kleinsten Arten und auch sie immer bloß spärlich gefunden, über das Freileben der Tiere also wenig Beobachtungen sammeln können. Solche sind uns mitgeteilt worden durch Tennert, der während seines langjährigen Aufenthalts auf Ceylon gerade die im Aquarium aufgestellte Art tagtäglich auf den Bäumen vor seinem Hause hängen sah und somit imstande war, ein sehr getreues Bild ihres Lebens und Treibens zu entwerfen.

Sie finden sich besonders häufig in allen Küstengegenden der Insel und streichen hier, der Fruchtzeit gewisser Bäume entsprechend, von einer Gegend zur andern. Beliebte Ruheorte von ihnen sind die großen Silberwoll- und indischen „Raspel“-Bäume, gleichviel, ob solche in der Nähe bewohnter Ortschaften oder im einsamen Walde stehen. Auf einer Baumgruppe am Pflanzengarten zu Paradenia unweit Candy vereinigen sie sich im Herbst manchmal zu unschätzbaren Scharen, verlassen den Wohnsitz aber, wenn die Früchte der elastischen Feige aufgezehrt worden sind. Auf ihren Lieblingsbäumen hängen sie sich zuweilen in solcher Menge an, daß starke Äste durch ihr Gewicht abgebrochen werden. Jeden Vormittag, in der Regel zwischen neun und elf Uhr, machen sie sich auf und fliegen eine Zeitlang umher, anscheinend, um sich zu üben, wahrscheinlich wohl, um sich zu sonnen und ihre Flughäute vom Nachttau zu trocknen.

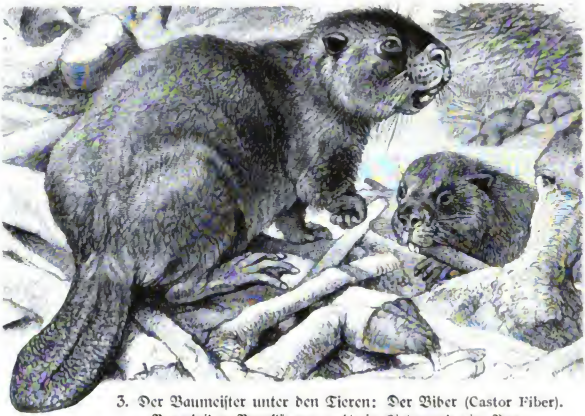
Gelegentlich dieser Ausflüge lassen sich ihre ungeheueren Scharen am besten schätzen. Sie fliegen in wolkenartigen Schwärmen, scheinbar ebenso dick wie Bienen oder Mücken. Nach geraumer Zeit kehren sie zu ihren Bäumen zurück, hier wie eine Affenherde lärmend und kre schend, weil jeder einzelne sich bemüht, auf Kosten der übrigen den schattigsten Platz zu erobern. Alle Zweige, an denen sie sich anhängen, entblättern binnen kurzem infolge der unruhigen Hast der Flederhunde, die ihre scharfen Krallen ohne jegliche Rücksicht auf den Wohnbaum verwenden (Taf. 2, Abb. 4). Mit Sonnenuntergang erheben sich die Schwärme zum zweitenmal, um sich nach ihren Futterplätzen zu begeben, und jetzt durchmessen sie oft beträchtliche Strecken, weil sie sich, ihrer großen Anzahl



1. Der Assapan (Pteromys volucella).



2. Der Nerz (Vison lutreola).



3. Der Baumeister unter den Tieren: Der Biber (Castor Fiber).
Nagearbeit an Baumstämmen, rechts im Hintergrunde eine Burg.



4. Der Fleder- oder fliegende Hund (Pteropus edulis).

und Gefräßigkeit halber, notwendigerweise über einen ausgedehnten Raum verbreiten müssen. Außer den Früchten verschiedener Feigenarten fressen sie alle Baum- und Rankenfrüchte, die der Mensch anbaut. Während man den Saft der Kokospalmen auffängt, sollen sie oft herbeikommen, gierig lecken und sich förmlich berauschen. Sonst trinken sie nur Wasser, und zwar von einem über die Oberfläche eines Gewässers hängenden Zweige aus, läppend wie ein Hund.

Neben der pflanzlichen Nahrung verzehren sie Kerbtiere aller Art, Vogeleier und junge Vögel, sollen sogar, wie die Singalesen behaupten, mit Baumschlangen anbinden und auch diese zerfleischen und verzehren. Pflanzenkost bildet jedoch unter allen Umständen ihre Hauptnahrung, oft genug zum Schaden des Menschen, dessen Pflanzungen und Weinbergen sie beträchtlichen Schaden zufügen. Trotzdem verfolgt man sie nur hier und da, hauptsächlich des Fleisches wegen, das wie das unsres Hasen schmecken soll. In manchen Gegenden des festländischen Indiens dagegen läßt sich die fromme Einfalt der Hindus auch von ihnen jede Plünderung ruhig gefallen, duldet nicht, daß sie verfolgt werden, erblickt in ihnen eher noch heilige, unverletzliche Wesen.

Ich sah die ersten Flughunde in den Londoner Zoologischen Gärten, bemühte mich aber mehrere Jahre lang vergeblich, ein Pärchen oder einen von ihnen zu erwerben. Einer und der andre gelangte allerdings auf den europäischen Tiermarkt, fand aber stets schon in England seinen Käufer, meist Tierschaubudenbesitzer, nach deren Ansicht ein „Vampir“ erklärlicherweise zu den verlockendsten Schaustücken für diejenigen gehört, die, wie das Sprichwort behauptet, niemals aussterben. Mag man auch in der Tierbude selbst sehen, daß dem „Scheusale“ einfacher Reisbrei oder Milchbrot vorgesetzt wird: man glaubt doch dem plappernden Papagei in Gestalt des Tierverleumders der Schaubude, der gegen Erstattung eines besonderen Trinkgeldes alle Ungeheuerlichkeiten der Vampirsage in eingelernter, sich ewig gleichbleibender Weise herunterleiert; die Bude füllt sich, und der „Vampir“ ist bald bezahlt, auch wenn er hundert Taler gekostet haben sollte.

Leider ist es nicht möglich, fliegende Hunde so unterzubringen, daß alle Eigenschaften von ihnen zur Geltung kommen können. Der größte Käfig wäre für sie, als fliegende Säugetiere, noch immer viel zu klein, dürfte sie sogar gefährden, weil sie in einem einigermaßen ausgedehnten Raume zu fliegen versuchen, an den Wänden anstoßen und sich schädigen würden. Aus diesem Grunde hält man sie am zweckmäßigsten in großen

Vogelbauern, die ihnen einigen Spielraum gewähren, alle Fluggedanken aber von vornherein verbannen. Hier kann man sie wenigstens im Schlafe beobachten und einige ihrer Lauf- und Kletterbewegungen studieren.

Tagsüber hängen sich die Flughunde an einem ihrer Beine auf, bald an dem rechten, bald an dem linken, ohne dabei regelmäßig zu wechseln. Das zweite Bein wird in schiefer Richtung von oben nach unten oder hinten nach vorn über den Bauch gelegt. Den Kopf biegt das Tier tief auf die Brust herab, bezüglich herauf, da es ja doch mit demselben abwärts hängt, so daß das Genick den tiefsten Punkt des Körpers bildet und nur noch durch die gespitzten Ohren überragt wird.

Nachdem es diese Stellung eingenommen hat, schlägt es erst den einen Flügel mit halb entfalteter Flatterhaut um den Leib, sodann den zweiten, etwas mehr gebreiteten darüber und hüllt dadurch den Kopf bis zur Stirnmitte, den Leib bis auf den Rücken vollkommen ein, ähnlich dem Spanier, wenn er seine Manta um sich wirft. Der handartig gebildete Fuß, dessen lange Fingerzehen mit großen, starkbogig gekrümmten, scharfspitzigen Nägeln bewehrt sind, findet an jedem Aste, an jedem Zweige oder auch am Drahte des Gebauers sicheren Anhalt, und die Lage des Flughundes erscheint, so ungewöhnlich sie dem Unkundigen vorkommen mag, ungezwungen und natürlich, ist auch unzweifelhaft die bequemste Stellung, die das Tier überhaupt einnehmen kann, zum Schlafen in den lichtdurchglühten Baumkronen seiner Heimat also so geeignet als möglich. Die Flughaut schirmt das Auge vor den Lichtstrahlen und schließt die edleren Sinne, mit Ausnahme des Gehörs, vollständig von der Außenwelt ab, läßt aber neben den Kopfseiten noch Raum für den zur Atmung erforderlichen Luftstrom und erfüllt somit den Zweck einer Umhüllung besser als jede Decke.

Zum Verkehr mit der Außenwelt genügt das Gehör, das zwar, soweit man von den spitzen, nackthäutigen Fuchsohren folgern darf, an Schärfe dem andrer Fledermäuse bedeutend nachstehen muß, immerhin aber genügend entwickelt sein wird, um jedes störende oder gefahrdrohende Geräusch zum Bewußtsein des Schläfers zu bringen. Ein etwa fallender Regenguß näßt höchstens einen Teil des Unterrückens, nicht aber den übrigen Körper ein, der durch die stets sorgfältig gefettete Flatterhaut ebensogut geschützt ist wie unsereiner durch einen Gummimantel. Kurz, die eigentümliche Ausrüstung des Flughundes kann auch während seines Schlafes gar nicht besser verwertet werden, als es von seiner Seite geschieht.

Der Schlaf unsrer Flederhunde währt, solange die Sonne am

Himmel steht, wird aber zeitweilig unterbrochen, um irgendein wichtiges oder unaufschiebbares Geschäft vorzunehmen. Zu den regelmäßigen Arbeiten des Tieres gehört das Putzen der Flatterhaut. Es handelt sich dabei nicht allein um Reinigung, sondern, und mehr noch, um Einfettung und Geschmeidigmachung dieses so wichtigen Gebildes. Jedes einzelne Feld der Flatterhaut wird mittels der Schnauzenspitze an allen Teilen gedehnt und ausgeweidet und jede einzelne Talgdrüse dadurch teilweise entleert, die Haut sodann aber innen und außen mit der Zunge beleckt und geglättet. Hierauf pflegt das Tier einen Flügel nach dem andern noch zu voller Breite zu entfalten, gleichsam um sich zu überzeugen, daß kein Teil übersehen wurde. Nach vollendeter Arbeit hüllt es sich ein wie vorher. Hat es ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, so entfaltet es beide Flügel, hebt sich mit dem Kopfe nach vorn und oben, greift mit beiden Daumenkrallen, den einzigen, welche die zum Gerüst für die Flughaut umgebildete Hand besitzt, nach dem Zweig oder Draht, an dem es bisher hing, läßt mit dem Fuße los, fällt dadurch mit dem Hinterteile nach unten und kann sich nunmehr entleeren, ohne sich zu beschmutzen oder zu benässen. Unmittelbar darauf greift es mit den Füßen nach oben und nimmt, sobald es sich festgehängt, die frühere Stellung wieder an.

Gegen Sonnenuntergang, meist noch etwas später, erwachen die Flughunde aus ihrem Tagschlaf, lockern die bis dahin eng angeschlossene Umhüllung ein wenig, spitzen und bewegen die Ohren, putzen noch einige Zeitlang an der Flughaut herum und recken und dehnen sich. Jetzt regen sich auch Hunger und Durst. Humpelnden Ganges, halb kriechend, halb kletternd, bewegen sie sich vorwärts, mit Daumen- und Fußklauen überall nach Halt suchend und mit bemerklichem Geschick solchen auch findend, bis sie in entsprechende Nähe des Futter- und Trinkgefäßes gelangt sind. Am liebsten ist es ihnen, wenn sie, ohne ihre gewöhnliche Stellung aufzugeben, fressen und trinken können.

Sie genießen alle Arten von Obst, am liebsten Datteln, Apfelsinen, Kirschen und Birnen, minder gern Äpfel und Pflaumen. Gekochter Reis behagt ihnen nicht sonderlich, Milchbrot ebensowenig, obgleich ihnen beide Nahrungsstoffe genügen, wenn ihnen andre nicht geboten werden. Sie fassen die Dattel oder den Bissen überhaupt mit dem Maule, kauen ihn aus, saugen dabei behaglich den ausfließenden Saft auf und werfen den Rest, einen großen Teil der Fasern, wieder weg, fressen überhaupt sehr liederlich und verwerfen mehr als sie genießen. Ist ihnen ein Bissen zu groß, so kommen sie mit der eben freien Fußhand zu Hilfe, ergreifen

mit dieser fest und sicher eine ziemlich große Frucht und führen sie zum Munde. Erforderlichenfalls wird auch die Daumenkralle mit zum Halten verwendet. Zu ihren besonderen Genüssen gehört Milch, möglicherweise ihrer Schmackhaftigkeit halber, möglicherweise auch, weil sie das Bedürfnis empfinden, die ihnen doch nur sehr mangelhaft gebotene tierische Nahrung (feingehacktes Fleisch mit Ameisenpuppen, Käfern usw.) zu ersetzen. Sie trinken täglich ihr Schälchen Milch mit sichtlichem Behagen und lassen sich, wenn ihnen diese Leckerei winkt, recht gern ein gewaltsames Erwecken aus ihrem süßesten Schlummer gefallen.

Erst nach wirklich eingetretener Dunkelheit sind die Flughunde zu vollem Leben erwacht. Sie haben sich munter gefressen. Ihre dunkeln Augen schauen hell ins Weite. Noch einmal werden alle Felder der Flughäute beleckt und geglättet, die Fittiche abwechselnd gedehnt, gereckt und wieder zusammengefaltet, die Haare durch Kratzen und Lecken gekämmt und gesäubert; nunmehr versuchen sie, in ihrem engen Gefängnisse die nötige Bewegung sich zu verschaffen. Die Fittiche bald etwas gelüftet, bald wieder fast gänzlich zusammengeschlagen, klettern sie ununterbrochen auf und nieder, kopfoberst, kopfunterst, durchmessen alle Seiten des Käfigs, durchkriechen alle Winkel. Es sieht zum Erbarmen aus, wie sie sich abmühen, irgendwo oder -wie die Möglichkeit zu entdecken, ihrer Bewegungslust Genüge zu leisten. Ja, wenn sie fliegen könnten, wie sie in ihrer Heimat es gewohnt! Arme Gefangene, wie gern möchte man euch helfen!

Einmal meine Flughunde in einem weiteren Raume zu sehen, konnte ich mir nicht versagen. Das Geschäftszimmer des Aquariums schien mir groß genug zu sein, um ihnen auch zum Fliegen Raum zu bieten. Der Käfig wurde abends dorthin gebracht und die Tür geöffnet. Beide Flughunde waren vollkommen munter, kletterten ununterbrochen in ihrem Käfige umher, verließen ihn aber nicht. Die geöffnete Tür schien für sie gar nicht vorhanden zu sein; daß die Öffnung ihnen einen Weg zum Entkommen bieten konnte, kam ihnen nicht in den Sinn. Ein Höhlentier, eine Maus z. B., würde anders gehandelt haben, eine kleinere, in Häusern lebende Fledermaus sicherlich auch. Wir mußten uns entschließen, die Flederhunde gewaltsam aus dem Käfig zu nehmen — eine Arbeit, die uns leichter schien, als sie war. Vor einem Bisse der immerhin leidlich bewehrten Tiere fürchtete sich Futtermeister Seidel, mein unentbehrlicher Gehilfe, bei allen Beobachtungen und Versuchen, selbstverständlich nicht; demungeachtet hatte er seine liebe Not, jene von den Gitterstäben des Käfigs loszulösen und in seine Gewalt zu bekommen.

Hatte er wirklich einmal beide Fußhände losgehakt, so griffen die Flederhunde mit der Daumenkralle zu und hingen sich so fest, daß man sie, ohne ihnen Schaden zu tun, nicht freimachen konnte; waren glücklich auch die Daumenkrallen gepackt, so schlüpften die Fußhände wieder aus der Hand oder ein meinem braven Seidel unversehens beigebrachter Biß tat seine Wirkung, und alle eingefangenen Beine und Hakenkrallen wurden gleichzeitig frei. Endlich gepackt und trotz allen Beißens festgehalten, gelang es, die Tiere herauszubringen und außen auf den Käfig zu setzen.

Meine Hoffnung, daß sie von hier abfliegen würden, erfüllte sich nicht. Sie kletterten anscheinend ängstlich an den Außenwänden des Gebauers auf und nieder, schauten verlangend ins Innere, untersuchten die Wände von allen Seiten, verließen sie aber nicht. Es wurde nunmehr eine schwache Stange herbeigeholt, in einiger Höhe über dem Boden befestigt und an sie die Flederhunde angehängt. Jetzt entfalteten sie die mächtigen Fittiche, ließen die Fußhände los, taten einige lautklappende Flügelschläge und — fielen zum Boden herab, mit möglichster Eile und doch höchst ungeschickt auf demselben weiterkriechend. Der Raum war für ihre Flugbewegungen doch noch viel zu klein! Eilig ergriffen wir die auf dem glatten Boden wahrhaft kläglich sich gebärdenden Tiere, und mit sichtlichem Behagen krochen sie in ihr enges Gefängnis zurück.

Unsre Gefangenen, ein richtiges Pärchen, haben bis jetzt im vollsten Einverständnis zusammen gelebt. Besondere Zärtlichkeiten erweisen sie sich freilich nicht; Zank und Streit kommt aber ebensowenig vor. Sie fressen gleichzeitig aus einer Schüssel, trinken gemeinschaftlich aus einer Tasse und hängen friedlich dicht nebeneinander. Auf Gleichgültigkeit gegen Gesellschaft darf man dieses schöne Verhältnis jedoch nicht zurückführen. Dazu sind sie zu leidenschaftlich. So gutmütig sie zu sein scheinen, so willig sie sich von uns behandeln, berühren, streicheln lassen, so heftig werden sie, wenn Besucher sie mutwillig stören und necken. Ein höchst ärgerliches schnarrendes Knurren verkündet dann so deutlich, daß man gar nicht im Zweifel bleiben kann, wie zornig sie sind.

Ihre Leidenschaftlichkeit äußert sich zuweilen aber auch ihresgleichen gegenüber. Dies erfuhr man im hiesigen Zoologischen Garten. Die Flughunde des Aquariums hatten so großes Aufsehen erregt, daß Freund Bodinus sich entschloß, für seinen Tiergarten ebenfalls ein Paar anzuschaffen. Die Tiere kamen an und wurden ausgestellt. Bald aber erkrankte eines und mußte behufs besonderer Pflege von dem Gefährten getrennt werden. Nachdem es vollständig genesen, konnte man es mit

diesem wieder vereinigen. Am andern Morgen fand man es verendet im Käfig und zwar, zu nicht geringer Verwunderung der Beteiligten, ermordet durch den Genossen, mit dem es so lange im tiefsten Frieden gelebt hatte. Man verschrieb also ein andres Stück, um wieder ein Paar, d. h. ein Männchen und ein Weibchen zu besitzen. Bald nach der Vereinigung fand der Wärter beide Flughunde im wütendsten, ingrimmigsten Kampf, einem solchen auf Leben und Tod, begriffen. Er griff entschlossen ein, trennte die auf das höchste erregten Tiere mit größter Mühe und hielt einen verendenden Flughund in seiner Hand. Der Sieger war so erregt, daß er vor Ingrimm zitterte und noch lange Zeit wütend schnarrte, sooft der Wärter in seine Nähe kam. Am andern Morgen lag auch dieser Flughund tot am Boden seines Käfigs; er war seinen im Kampf erhaltenen Wunden erlegen. Die Untersuchung ergab, daß alle drei Flederhunde sich gegenseitig an derselben Stelle, dem Schultergelenk, angegriffen hatten. Bei einem der zuerst unterliegenden waren Oberarm, Seitenbrust und Achselgegend von Bissen förmlich zerfetzt, die großen Blutgefäße zerrissen und die Brustmuskeln teilweise abgebissen: der Tod erfolgte daher im Verlaufe weniger Minuten.

Der Doppelmord erklärte uns, Bodinus und mir, den ersten Totschlag. Die Flederhunde bilden streng geschlossene Gesellschaften, wollen mit Fremden nichts zu tun haben und bekämpfen wahrscheinlich jeden Eindringling auf Tod und Leben. Der kranke Genosse war dem gesunden in den wenigen Tagen der Trennung ebenso fremd geworden wie der später neuerworbene Geselle; geschlechtliche Rücksichten kamen nicht zur Geltung, und der entsetzliche Zweikampf wurde ausgefochten.

Anders lassen sich diese Untaten nicht wohl erklären. Ein bemerkenswerter Beitrag zur Kunde des Wesens der so absonderlichen Geschöpfe bleiben sie aber dennoch.

10. Das Nachtleben der Flughörnchen.

Von jeher haben die Nachttiere mich in besonderem Grade angezogen. An ihnen haften, in ihrem geheimnisvoll erscheinenden Treiben wurzeln liebliche Märchen und sinnlose Sagen: ihnen danken Elfen und Kobolde, Engel und Teufel Ursprung und Entstehen. Mit ihnen beschäftigen sich noch heutigestags der von den Gegnern der Bildung herzlichst gehegte Aberglaube aller Völker und Länder. Ohne die Nachttiere

gäbe es keine Mär vom wilden Jäger und seinem höllischen Treiben, ohne sie würde das Wahngebilde von Satan schwerlich entstanden sein. So unterhaltend und belehrend es indes auch scheinen mag, nachzuspüren, welches das Urbild gedachter Wahngestalten sein könne und wie es im Laufe von Jahrhunderten in hirnschwachen Köpfen verwandelt worden, so wenig vermag die Geschichte der Verirrungen des Menschengeistes auf die Dauer zu befriedigen. Der Tierkundige wenigstens wendet sich gewiß bald wieder den Urbildern selbst zu.

Ein langgehegter Wunsch von mir ging dahin, Käfige für Nachttiere hergestellt zu sehen, in denen man die Inwohner während der Zeit ihres Wachseins mit aller Behaglichkeit beobachten könne. Dieser Wunsch ist durch das „Berliner Aquarium", das eigentlich ein „Vivarium" genannt werden sollte, in Erfüllung gegangen. Alle unsre Käfige, Becken und Behälter können des Nachts erleuchtet werden, und wenn auch die Lampen, ihrer Anzahl und Lichtstärke ungeachtet, die Sonne nicht zu ersetzen vermögen, verbreiten sie doch Helle genug, um Vollmondschein nachzutäuschen und den Beobachter in den Stand zu setzen, jeder Bewegung des betreffenden Tieres zu folgen, jede ersichtliche Lebensäußerung desselben wahrzunehmen. In derartig beleuchteten Käfigen erscheinen die Nachttiere, nachdem sie einmal völlig munter geworden, ganz anders, als man es sich hat träumen lassen. Man lernt selbst in solchen, von denen man sich wenig versprach, teilnahmswerte Geschöpfe kennen und entdeckt an andern eine Lebhaftigkeit, Beweglichkeit, Anmut und Behendigkeit, von der man keine Ahnung hatte. Alles Spukhafte, das man ihnen insgesamt nachgeredet, verschwindet wie immer und überall vor dem Lichte, und das Natürliche tritt in seine ewigen Rechte. Zu einzelnen gewinnt man bald eine Zuneigung, die fast parteilich machen kann.

Unter diese letzteren zähle ich, seitdem ich sie einigermaßen kennengelernt, die Flug- oder Flatterhörnchen, die sich bekanntlich vor ihren nächsten Verwandten, den Eichhörnchen und Schlafmäusen oder Bilchen, durch einen Fallschirm unterscheiden, der sich als eine Haut zwischen den vorderen und hinteren Beinen ausspannt und beiderseitig behaart ist. Bei einigen Arten erstreckt sich diese Hautwucherung auch über die Gegend zwischen Vorderarm und Hals und Hinterschenkel und Schwanz. Das Haar des letzteren ist entweder zweizackig geordnet oder wie bei dem Eichhörnchen buschig gestellt. Asien beherbergt die meisten, Amerika einige Arten; Europa, und zwar der hohe Norden, besitzt ebenfalls ein Mitglied der Sippe.

Soweit unsre Beobachtungen reichen, sind alle Flughörnchen entschieden Nachttiere, die über Tage einzeln oder in Gesellschaften in ausgepolsterten Baumhöhlen ruhen und erst längere Zeit nach Sonnenuntergang ihren Geschäften nachgehen. Über ihr Treiben und Gebaren haben wir bis jetzt nur dürftige Nachrichten erhalten können. In Südasien hindert die während ihres Wachseins herrschende Dunkelheit die Beobachtung; im hohen Norden, wo die Mitternachtssonne jene mindestens erleichtern könnte, fehlen die Beobachter. Wir wissen, daß unsre Tierchen erstaunlich gewandt auf den Bäumen umherklettern und von oben nach unten Sprünge von dreißig Fuß Weite und darüber ausführen können, von allerlei Pflanzenstoffen sich ernähren und während des Sommers oder im Frühling der betreffenden Heimat zwei bis vier wenig entwickelte Junge zur Welt bringen, denen die Mutter ein warmes und weiches Nestchen bereitet und sorgliche Pflege angedeihen läßt, bis sie imstande sind, für sich selbst zu sorgen.

Die im Norden der Erde lebenden Arten halten einen ununterbrochenen Winterschlaf, während diejenigen, die in milderen oder heißen Ländern zu Hause sind, jahraus, jahrein annähernd dieselbe Lebensweise führen. Hier und da ködert man sie mit ihrer Lieblingsnahrung, fängt sie und verwendet Fleisch und Fell, so zart und hinfällig letzteres auch ist, oder versucht, einen und den andern Gefangenen zu zähmen, wenigstens in Gefangenschaft zu halten. Dies ist, kurz in Worte gefaßt, so ziemlich alles, was wir wissen.

Unser nordeuropäisches Flughörnchen, die Ljutaga der Russen, gelangt höchst selten lebend auf den Tiermarkt, während uns der Assapan (Taf. 2, Abb. 1) der Nordamerikaner alljährlich in mehreren Stücken gesandt wird, sich leicht halten läßt und ausdauert. Seine Leibeslänge beträgt etwa fünf, die Schwanzlänge vier Zoll. Die Rückenfärbung spielt von gelbbraun in aschgrau, die Bauchfärbung von weiß in gelb, die Flug- oder richtiger Fallschirmhaut ist vor dem weißlichen Saume schwarz gebändert.

Dem Beobachter, der noch wenige kleine Nager in Gefangenschaft gehalten, oder dem, der sich mit flüchtiger Besichtigung begnügen zu dürfen glaubt, scheinen die Flughörnchen wenig zu versprechen. In dem mit Heu oder Wolle ausgepolsterten Versandkistchen, das sie vom Händler bringt, liegen sie, so verborgen als möglich, dicht nebeneinander zusammengeknäuelt im tiefsten Schlaf und gestatten, ohne sich zur Wehr zu setzen, dummgutmütig jede Maßnahme. Von der albernen Wut eines Siebenschläfers, der mit heftigem Schnauben und Schnarchen jede Be-

helligung zurückweist, bemerkt man bei ihnen nichts; sie lassen alles über sich ergehen: sich in die Hand nehmen, drehen, wenden, besichtigen, auf eine bestimmte Stelle setzen, wieder wegnehmen usw., ohne von ihrem scharfen Nagergebiß Gebrauch zu machen. Auch die ersten Spätabende, die man der Beobachtung widmet, befriedigen nicht. Die Flughörnchen kommen zwar gegen neun Uhr abends zum Vorschein, um zu fressen und zu saufen, bekunden jedoch in ihrem Wesen eine für sie wenig einnehmende Unsicherheit und Ängstlichkeit. „Hübsche, aber langweilige Tierchen“, lautet der Ausspruch des Unbefriedigten; „Klettertiere mit wenig Instinkt“ läßt sich die billige Weisheit andrer vernehmen.

Aber man beobachte nur weiter, und man wird bald zu andern Anschauungen gelangen. Das zum Klettern „bestimmte“ Tier zeigt seine Kunstfertigkeit aus dem sehr einfachen Grunde noch nicht in voller Ausdehnung, weil ihm der gerühmte „Instinkt“ über die Neuheit der Lage durchaus nicht hinweghilft, weil die Reise es ängstlich gemacht, es sich im Käfig noch nicht eingerichtet hat, ihm alles noch fremd erscheint. Sein Gedanken- und Ideenkreis beschränkt sich auf das Gebiet der bisher erworbenen Erfahrungen und muß sich den neuen Verhältnissen erst anpassen, ganz ebenso, wie es bei dem mit Vernunft begnadeten Menschen unter entsprechenden Umständen der Fall ist. Unser Tierchen bedarf also einer geraumen Zeit, um alles ihm Neue zu prüfen und geistig zu verarbeiten, mit einem Worte, um sich einzugewöhnen. Zum Ruhme muß man ihm nachsagen, daß es sich schneller in die veränderten Umstände findet als viele Menschen in die neuzeitlichen Verhältnisse. Schon einige Tage nach Besitznahme der neuen Wohnung sind die Flughörnchen mit ihr und der Umgebung vollständig vertraut und kennen alles, was zu kennen nötig ist. Und nunmehr endlich zeigen sie sich als das, was sie sind.

An dem oberen Rande des Schlafkastens wird ein rundes Köpfchen sichtbar, und große starkgewölbte Augen überschauen sorgsam prüfend das Innere des Käfigs. Dem Köpfchen folgt der übrige Leib; das Tierchen sitzt frei auf der schmalen Kante seiner Lagerstätte. Seine Stellung ist derjenigen, die das Eichhörnchen gewöhnlich einnimmt, sehr ähnlich. Der Vorderleib wird jedoch etwas mehr gesenkt, der Schwanz nicht so dicht an den Rücken gelegt als von jenem. Die Hautfalte hat sich zusammengezogen und bildet eine anmutig geschwungene Linie, die um so schärfer hervortritt, als das sichtbar gewordene Weiß durch das schwarze Band dahinter recht zur Geltung kommt. Die kleinen Ohren haben sich gänzlich entfaltet und spielen, wie die Augen und die schnurren-

besetzte Nase, bei der noch immer fortgesetzten Prüfung. Soviel wird allgemach festgestellt, daß an Gefahr jetzt nicht zu denken ist; unten aber steht einladend der gefüllte Freßnapf. Das bisher einem starren Bildnis ähnelnde Tierchen setzt sich endlich in Bewegung. Wie ein Schatten gleitet es zur Tiefe hernieder, gleichviel ob an senkrechter oder schiefgeneigter Fläche, immer mit dem Kopfe voran, ohne daß man ein Geräusch vernimmt, ohne daß man die einzelnen Bewegungen der durch die Fallschirmhaut größtenteils verdeckten Gliedmaßen unterscheiden kann; an der geflochtenen Decke des Käfigs, die Oberseite nach unten, rückt es weiter, als ginge es auf ebener Oberfläche; über dünne Zweige seiltänzert es mit derselben Gleichmäßigkeit und Sicherheit weg. Unten angekommen, läuft es mäuseartig behend über den Boden hin, macht am Futternapfe Halt, beriecht die Nahrungsstoffe, wittert sofort die den Nüssen, Eicheln, Weizenkörnern und Möhrenstückchen beigegebenen Fleischbröcklein, nimmt eines davon zwischen die Hände und verzehrt es, in artigster Eichhornstellung sitzend, huscht sodann weiter, spiegelt sich in dem Trinkwasser, nähert das niedliche Mäulchen vorsichtig der Oberfläche und tränkt sich, mehr schlürfend als leckend, zur Genüge, kehrt wiederum zum Futternapfe zurück, holt sich eine Nuß heraus, springt, mit ihr im Maul, die volle Breite der Fallhaut entfaltend, auf eine Sitzstange und klebt unmittelbar darauf, ohne auch nur eine Anstrengung zur Herstellung des Gleichgewichtes zu machen, als sei es ein zum Aste gehöriger Knorren.

Inzwischen ist eins nach dem andern aus dem Schlafkasten hervorgehuscht, jedes hat sich ohne längeres Besinnen dem oder den unten Beschäftigten zugesellt, dieses hat sich zuerst zum Futrer, jenes zuerst zum Trinknapfe gewendet und jedes ein Bröckchen, ein Nüßchen sich zugeeignet. In allen denkbaren Stellungen, die ein Nager annehmen kann, hockt und sitzt, klebt und hängt, läuft und klettert es hier und da in Winkeln und Ecken, auf Sitzstangen und Wänden des Käfigs.

Der erste Durst ist mit dem ersten Trunke, der erste Hunger etwas später, obschon bald genug gestillt; nunmehr geht es an das Putzen. Jedwedes Köpfchen wird mit Speichel gewaschen, mit den Nägeln der Vorderfüße gekämmt, mit den Handflächen geglättet. Dann kommt die Bauchseite, hierauf der Rücken und endlich der Schwanz daran. Dabei dreht und wendet, streckt und beugt sich das Tierchen, als ob seine Haut ein Sack wäre, in dem der Leib lose steckt, wäscht, soweit es mit der Zunge reichen kann, kämmt die erreichten Stellen mit den Zähnen durch und zerrt mit beiden Händen andre Teile des Balges herbei, um überall

fertig zu werden. Endlich ist auch dieses wichtige Geschäft beendet worden, und es regt sich die Lust zu freier, ja ausgelassener Bewegung.

Eine kurze Weile noch sitzt unser Flughörnchen, wie überlegend, still auf der Stelle, die es während der Ordnung seines Kleides innegehabt. Dann folgt ein Sprung mit voll ausgebreiteter Fallhaut quer durch die Weite des ganzen Käfigs. Nur einen Augenblick, nein kürzere Zeit noch, klebt es an der Wand; denn schon hat es sich rückwärts geworfen, rennt eine Sitzstange entlang, ist im Nu zum Ausgangspunkt zurückgekehrt und ebenso rasch irgendwo anders. Und nunmehr beginnt ein spielendes Durcheilen des Käfigs, das keine Feder wahrheitsgetreu beschreiben kann. Auf und nieder, kopfoberst, kopfunterst, hin und her, oben an der Decke weg, unten längs des Bodens fort, an der einen Wand herab, an der andern hinauf, durch das Schlafkästchen, an dem Futternapfe vorüber zum Trinkgeschirr, aus diesem Winkel in jenen, über die Sitzstange dahin, oben, unten, seitlich laufend, kletternd, springend, hängend, klebend, rennend, gleitend, sitzend. So und noch hundertfach verschieden bewegt sich das Tier, als ob es „tausend Gelenke zugleich regen" könne, als ob es keine zu überwindende Schwere gäbe, als ob es aufjubeln wolle oder müsse vor lauter Freude über der Lust der Bewegung.

Bis auf Fußweite trete ich langsam an den Käfig heran; scharf blicke, auf das genauste achte ich jeder Bewegung, wiederhole das forschende Folgen zehn-, zwanzigmal, versuche, die Wahrnehmung meiner Sinne zu berichtigen und — gestehe beschämt, daß ich dem Flughörnchen nicht folgen, daß ich seine Bewegungen nicht verstehen, weil nicht voneinander unterscheiden kann. So klettert kein andrer Säuger, so kein andres Tier überhaupt. Der Gecko mit seinen Klebefingern, die wie Schröpfköpfe wirken und deshalb eine giftige Feuchtigkeit ausspritzen sollen, der Gecko, der neuerdings noch von gelehrten Herren verleumdet worden, weil er sich in einer ihnen unbegreiflichen Weise bewegt, ist, so geschickt er auch jede senkrechte Fläche begeht, ein Stümper, die Spechtmeise ein Lehrling, das Eichhörnchen ein Anfänger in der Kunst diesem Meister gegenüber. Und dabei beweist mir dieser Künstler ohnegleichen, daß er eben nur spielt, denn er beendet das tolle Jagen jederzeit, nach Ermessen und Belieben so überraschend, daß ich immer noch mit dem Auge umherschweife, während er bereits regungslos auf einem bleistiftdünnen Zweige sitzt, als sei er nie in B.wegung gewesen. Und wieder ein Sprung, und wiederum das ganze Flughörnchen, das wahre Urbild eines geträumten, raumverachtenden Wesens. Und nun noch ein solcher Springer, und endlich noch ein dritter.

„Wenn sie nur alle sieben herauskommen wollten, Herr Doktor“, sagte der mit mir beobachtende Futtermeister, „das müßte hübsch anzusehen sein!“

„Nein, alter Seydel, da würde man gar nichts weiter sehen als umherschwirrende Schatten, die wahrhaftigen Gespenster. Aber vergleichen wollen wir: bringen Sie ein Erdeichhörnchen in den Käfig!“

Der kaum größere, wegen seiner Gewandtheit berühmte Ordnungsverwandte wird zu den Flughörnchen gesetzt, von diesen erst angestaunt, dann berochen, endlich geneckt, und läuft und springt und klettert, so gut er es vermag. Es sieht aus, als krieche er neben den Flughörnchen seines Weges dahin; seine Sprünge erscheinen schwerfällig, seine Bewegungen langsam im Vergleiche zu denen seiner Genossen. Weg mit ihm!

„Ich glaube“, läßt sich der Futtermeister wieder vernehmen, „der Siebenschläfer tut's ihnen gleich. Einer, den ich jung aufgezogen hatte.“

„Versuchen wir es meinetwegen auch mit dem Siebenschläfer!“

Es wird, unter Beobachtung aller durch die Wut und Beißlust des unliebenswürdigen Nagers gebotenen Vorsichtsmaßregeln, ein Siebenschläfer zu den Flughörnchen gebracht. Auch er klettert, läuft und springt, gleichsam zur Probe: ein Tölpel den Künstlern gegenüber. Weg mit ihm!

„Ja, denen tut's doch kein andrer gleich“, sagte Seydel, von dem alle Tiere als Personen angesehen, behandelt und angesprochen werden.

Einmal beim Anstellen derartiger Versuche, ließ ich noch andre Tiere zu den Flughörnchen setzen, um zu erfahren, wie sie sich diesen gegenüber betragen möchten. Das Erdeichhörnchen hatten sie offenbar mit großer Teilnahme betrachtet, längere Zeit beobachtet, berochen und schließlich wohl als ungefährliches Geschöpf erkannt, wenigstens bekümmerten sie sich anscheinend bald gar nicht mehr um dasselbe. Der Siebenschläfer dagegen wurde von Anfang an als verdächtig beargwöhnt und gemieden, bezüglich geflohen, wenn er sich einem der rechtmäßigen Käfigbewohner zu nähern suchte. Diese waren von dem Erdeichhörnchen ebenfalls ohne Furcht und gleichgültig, von dem Siebenschläfer aber, wie bei ihm üblich, mit übler Laune behandelt worden.

Jetzt kam eine Springmaus an die Reihe. Sie schien durch den Käfig weit mehr gefesselt zu werden als durch die Flughörnchen, die gar nicht beachtet wurden, während diese ihrerseits dem seltenen Gaste vom ersten Augenblick des Bekanntwerdens an ihre vollste Aufmerksamkeit zuwandten. Eines nach dem andern gleitet zum Boden nieder und nähert sich dem Fremdling, um ihn kennenzulernen. Der lange Schwanz desselben

erregt die allerhöchste Teilnahme, sein Träger aber keineswegs auch Beifall. Denn ehe es sich die wegen der kleinen Kletterer unbesorgte Springmaus versieht, hat sich einer von jenen des langen Schweifes bemächtigt und bearbeitet ihn mit Händen und Zähnen. Ärgerlich schnellt die Springmaus in die Höhe und schüttelt mit gewaltigem Ruck den neckischen Plagegeist ab; doch schon hängt wieder ein andrer an derselben Stelle, und es bleibt nichts übrig, als das friedliebende Tier zu seinesgleichen zurückzuversetzen.

„Wissen Sie wohl, Seydel, daß ich diesen kleinen Flattergeistern entschiedene Raubtiergelüste zutraue? Setzen Sie schließlich noch den Grünling zu ihnen in den Käfig!"

Der Grünling hat viele Tage mit Schlangen das Gefängnis geteilt, ohne gefressen worden zu sein, ist also gewitzigt und achtet mit ängstlicher Sorge auf jede Bewegung der Flughörnchen. Diese ihrerseits geraten beim Erscheinen des Vogels förmlich in Aufregung; sie sehen eine Beute in ihm, und eines beginnt sofort die Jagd. Der Grünling ist auf seiner Hut und entgeht, als ein im Gebauer eingewohnter, mit Gefahren vertrauter Vogel, glücklich dem ersten, dem zweiten Angriff. Alle Achtsamkeit und Gewandtheit ist jedoch vergebens. Schon mit dem dritten Schwung hat ihn der Nager gepackt, und nur unser Einschreiten rettet ihm das Leben, das fortan Gefahren nicht weiter ausgesetzt werden soll.

Die unangenehme Täuschung ist bald überwunden, und wiederum beginnt das alte Treiben, das jeder Beschreibung spottende Laufen, Rennen, Klettern, Schwingen.

„Ja, wer das nicht mit eignen Augen gesehen hat", sagt Seydel, „der glaubt es nicht." Und darin hat der Mann recht.

11. Die wahren Blutsauger.

Die Vampirsage, die, dank der fortdauernden Pflege des Aberglaubens, trotz ihrer Wahnwitzigkeit und Abscheulichkeit noch in unsern Zeiten und selbst von sogenannten Gebildeten für wahr gehalten wird, findet auch in der Naturgeschichte der Tiere nicht die geringste Begründung. Wohl hat man einigen Fledermäusen den Namen Vampire gegeben, dies aber ist erst infolge des Vampirglaubens geschehen; denn die Kenntnis blutsaugender Fledermäuse ist nicht so alt wie jener Aberglaube.

Unter den Fledermäusen, die bekanntlich über die ganze Erde sich verbreiten, gibt es tatsächlich einige, die mit der Gier eines Raubtieres an dem Blute andrer Säugetiere und verschiedener Vögel sich erlaben. Obschon die meisten Mitglieder dieser arten- und gestaltenreichen Ordnung durch ihre eifrigen Kerbtierjagden zu wahren Wohltätern der Pflanzenwelt und dadurch für uns zu überaus nützlichen Geschöpfen werden, lassen sich andre doch Eingriffe in das Besitztum des Menschen zuschulden kommen, indem sie in Obst- und Weingärten einfallen und hier unter Umständen beträchtlichen Schaden verursachen, und ebenso werden andre dadurch wenigstens lästig, daß sie die Haustiere anzapfen und unter Umständen selbst Menschen angreifen. Von den letztgenannten Fledermäusen will ich hier sprechen.

Während bei den übrigen Flattertieren meist nur das Ohr und damit das Gehör eine hohe Entwicklung erlangt hat, bemerkt man bei den Blattnasen, die ziemlich allgemein im Verdachte des Vampirtums stehen und teilweise als Blutsauger erkannt worden sind, eigentümliche Wucherungen auf der Nase in Form häutiger Aufsätze, deren Gestalt mannigfachem Wechsel unterworfen ist, im wesentlichen aber aus einem mehr oder minder entwickelten Hautblatt besteht (Taf. 3, Abb. 1). Wenn dasselbe vollständig ist, wird es zusammengesetzt durch das sogenannte Hufeisen, den Längskamm und die Lanzette, wogegen es in seiner einfachsten Form als eine quer über die Nasenspitze gehende Hautfalte sich zeigt. Hinter den Nasenlöchern kommen außerdem vielfach eigentümliche Vertiefungen und Löcher und um die Nasenfalten auf Lippen und Wangen Fleischwarzen vor, die eine bestimmte Rolle spielen müssen, da sie erfahrungsmäßig den Tieren wichtiger als die Augen sind. Höchstwahrscheinlich schärfen sie den Geruchs- und Gefühlssinn; doch liegt hierüber ein Schleier, der bis jetzt noch nicht gelüftet werden konnte. Zur Verschönerung des ohnehin nicht ansprechenden Fledermausgesichts tragen weder die Hautblätter, noch die Warzen bei, verhäßlichen im Gegenteil das Tier auf das höchste. Wer sonst Lust hat, sich mit unfruchtbaren Deuteleien abzugeben, mag annehmen, daß der Ausdruck des Vampirgesichts bereits auf sein unheimliches Treiben hindeute; wer ruhiger und vernünftiger urteilt, wird in den Hautblättern Organe von außerordentlich feinem Bau erkennen müssen.

Blattnasen gibt es in allen Erdteilen und ebensowohl in heißen wie in gemäßigten Gegenden. Auch unser Vaterland besitzt in den Hufeisennasen (Taf. 3, Abb. 2) zwei Arten der Gruppe, zu denen sich in Süd-

europa noch mehrere gesellen; doch erlangt die Familie erst in dem heißen Gürtel der Erde ihre volle Entwicklung. Insbesondere scheint Südamerika alle Bedingungen zu erfüllen, die das Leben einer Blattnase angenehm machen können. Hier leben mindestens die größten und die blutgierigsten Arten. Gleichwohl darf man nicht wähnen, daß das Vampirtum nur in Südamerika üblich sei. Neuere Beobachtungen haben im Gegenteil festgestellt, daß auch asiatische Blattnasen Blutsauger sind, ja, daß selbst unsre deutschen Arten dann und wann, vielleicht öfter als wir vermeinen, ein lebendes Wesen anzapfen. Ich darf versichern, daß, bis jetzt wenigstens, noch kein einziger Fall eines rücksichtslosen Angriffs unsrer einheimischen Blutsauger auf Menschen bekannt geworden ist, diese vielmehr die üble Gewohnheit ihrer Zunft nur an andern Mitgliedern ihrer Ordnung und höchstens ausnahmsweise noch an einer schlafenden Taube oder einem träumenden Huhne betätigen.

Minder rücksichtsvoll gegen den Gebieter der Erde zeigen sich die Blutsauger Südamerikas, und wahrscheinlich sind es gerade die an Größe die unsrigen nicht übertreffenden Arten, denen man die Hauptschuld aufzubürden hat. Wenigstens verzehren die größeren Arten, diejenigen, denen man den Namen Vampire gegeben hat, nach neueren Beobachtungen erwiesenermaßen Kerbtiere und Früchte und sind bis jetzt beim Blutsaugen noch nicht ertappt worden.

Die Berichte und Klagen über das Blutsaugen der Fledermäuse gehören zu den ältesten Nachrichten, die wir über Amerika haben. Früher weiß man nichts von Vampir- und Fledermausgeschichten; denn die Angaben Herodots von großen Fledermäusen in Arabien, die „auf der in Sümpfen wachsenden Pflanze Casia sich aufhalten, sehr stark sind und fürchterlich schwirren, so daß die Leute, welche die Casia sammeln, ihren ganzen Leib und das Gesicht bis auf die Augen mit Leder bedecken müssen, um sie von ihrem Leibe abzuhalten“, tragen den Stempel der Unwahrheit an der Stirn und beziehen sich vielleicht auch nur auf Flederhunde, die ihrer Größe halber den Leuten aufgefallen sein können. Dagegen weiß Geßner bereits von Blutsaugern zu erzählen.

„In Darienen der Landschafft des newen Lands“, sagt er, „worden die Hispanier in der Nacht von den Flädermäußen geplaget, welche, so sie einen schlaffenden unversehens gebissen hatten, blutet er sich zu todt, dann man hat etliche von diesem Schaden todt gefunden. So dieses Thier einen Hanen oder Henne vnder offenem Himmel gefunden, hefftet es ihm den Angel in seinen Kamm vnd bringt ihn vmb, als Petrus Mar-

tyr schreibet. In mehrertheils Orten Parie oder Indie haben die Hispanier Flädermäuß, so nicht kleiner dann die Turteltauben gewesen, gefunden, welche angehends der Nacht auf sie schossen vnd sie mit irem vergifften Bisß taub machten also, daß sie da hinweg zu fliehen gezwungen worden, als obgenannter ausweiset. Solche Flädermäuß sollen auch in Vraba, der gröſten Insel deß newen Lands in einem Maß gefunden werden, nicht kleiner dann die obgenannten, thun auch gleichen schaden, als etliche Hispanier erfahren haben. Ancisus, der Vogt oder Feldtherr, so dann ausgeworffen war, als ich ihn fraget von diesem vergifften Bisß, sagt er mir, daß er Sommerszeit, als er von Hitz wegen den Schenkel entdeckt, von einer Flädermauß in eine Versen gebissen war, welches jm nicht mehr Schaden gebracht hab, dann wenn er von einem andern vnvergifften Thier verletzt worden. Andere sagen, der Bisß sei gantz vergifft, aber mit Meerwasser bestrichen, werde er von stund an heil, als der obgenannte lehret."

Genauere Berichte gibt der Spanier Azara, der die Blutsauger „Beißer" nennt. „Zuweilen", bemerkt er, „beißen sie sich in dem Kamm und in den Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn die Wunden, wie fast immer geschieht, sich entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maultiere und Kühe und zwar regelmäßig in die Seiten, die Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe tun sie mit den Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst viermal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, die sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie an den aufgetriebenen Rändern. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, das nach dem Bisse floß, etwa dritthalb Unzen. Allein bei Pferden und andern Tieren mag die Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dicken Felles größere und tiefere Wunden an ihm hervorbringen. Das Blut kommt weder aus den Hohl-, noch aus den Schlagadern, denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern bloß aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie unzweifelhaft es schlürfen und herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch am Gehen verhindert wurde. Weil

diese Fledermäuse aber keine Gefahr bringen, bloß in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andre Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich niemand vor ihnen."

Man sieht, daß Geßners Gewährsleute, ebensowohl wie Azara, das Blutsaugen noch wahrheitsgemäß schildern und sich kaum Übertreibungen zuschulden kommen lassen. Solche finden sich erst später in verschiedenen Berichten, und zwar, wie ich bemerken will, auch in solchen der neuesten Zeit. Verschiedene Reisende erzählen mit ersichtlichem Behagen wahre Schauergeschichten von Vampiren, unzweifelhaft einzig und allein in der Absicht, ihren gutwilligen und gläubigen Lesern gelindes Gruseln zu verursachen. Ich will nur einen dieser Berichte hier folgen lassen, um zu beweisen, wie unverantwortlich auch sogenannte Naturforscher sich über das Blutsaugen der Fledermäuse auslassen.

„Am unangenehmsten", so will Appun seine Leser glauben machen, „wurden die in leerstehenden Hütten zugebrachten Nächte, wo alle Bewohner derselben beschäftigt waren, meine Anwesenheit zur Erhaltung ihres kostbaren Lebens zu benutzen. Die Vampire beschränkten sich nicht auf eine oberflächliche Kenntnisnahme meiner Person, sondern waren so rücksichtsvoll und vorsorglich in ihrer eigentümlichen Weise, nach meinem Puls zu fühlen und eine Untersuchung meines Blutes anzustellen. Es gehört lange Gewohnheit dazu, unter so erschwerenden Umständen in Schlaf zu fallen. Ich hatte es jedoch bald soweit gebracht, mich durch dergleichen harmlose Vorkommnisse nicht stören zu lassen, woraus mir nur der einzige Nachteil entsprang, daß ich meist nach einer in einer einsamen Hütte auf diese Weise verlebten Nacht morgens beim Erwachen meine Kleider und Hängematten voller Blut fand, das aus kleinen an meinen Fingern und Zehen befindlichen Wunden, die von Vampiren verursacht waren, hervorströmte. Ich wurde einst in einer solchen Hütte an sieben Stellen, an Fingern und Zehen, während der Nacht gebissen und verlor dabei eine solche Menge Blut, daß dasselbe eine förmliche Lache unter meiner Hängematte bildete, wodurch ich mich so schwach fühlte, daß ich mich ungesäumt von meinen Leuten eine Entfernung von zwanzig Stunden zurückbringen lassen mußte, wo ich infolge des großen Blutverlustes mehrere Tage lang darniederlag."

Man braucht nicht in Südamerika gewesen zu sein, um diese Erzählung zum mindesten für höchst übertrieben zu erklären. Außer Appun haben auch noch andre und jedenfalls glaubwürdigere Reisende jahrelang in Südamerika sich aufgehalten, sorgfältig Blutsauger beobachtet

und ähnliche Erfahrungen nicht gesammelt. Gerade diejenigen Reisenden, die nicht allein den erforderlichen Willen, sondern auch die nötigen Kenntnisse besaßen, um Fledermäuse beobachten zu können, versichern übereinstimmend, daß nur äußerst selten ein Blutsauger auch an Menschen sich wagt. „Obgleich wir“, bemerkt Humboldt, „in den Ländern, wo die vampirähnlichen Fledermausarten häufig sind, so manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben, sind wir noch nie von ihnen gebissen worden.“ Auch Rengger, der viele Jahre lang in Paraguay lebte, kennt nur das von Azara angeführte Beispiel, daß Menschen von Blattnasen angezapft worden sind, und ebensowenig haben Burmeister und Hensel etwas Ähnliches in Erfahrung gebracht. Gleichwohl läßt sich die Tatsache, daß die Blattnasen schlafenden Menschen Blut aussaugen, nicht bezweifeln. Die Anzahl der Leute, die von ihnen geschröpft worden sind, ist jedoch sehr gering, und jeder, der durch die Tiere einen kleinen Aderlaß erhielt, verfehlt nicht, seine gerechte Entrüstung an den Tag zu legen.

Bates verlebte elf Jahre in Brasilien und wurde von Fledermäusen oft behelligt, auch von Vampiren gebissen. Während seines Aufenthalts in Caripe wohnte er in einem Zimmer, das seit mehreren Monaten nicht gebraucht und an verschiedenen Stellen offen war. In der ersten Nacht bemerkte er nichts Ungewöhnliches, in der zweiten dagegen wurde er durch das Rauschen erweckt, das ein im Innern des Raumes hin- und herfliegender zahlreicher Schwarm von Fledermäusen verursachte. Als unser Forscher die von den Tieren ausgelöschte Lampe wieder angezündet hatte, fand er das Zimmer von ihnen erfüllt. Sie flüchteten, weil er mit einem Stocke nach ihnen schlug, kehrten aber bald wieder zurück und umgaukelten das Licht in dichtem Gedränge. In der folgenden Nacht fanden sich mehrere in der Hängematte ein, Bates griff einige von ihnen, die auf ihm herumkrabbelten, und warf sie gegen die Mauer des Zimmers. Bei Tagesanbruch fand er an sich eine unzweifelhaft von Blutsaugern herrührende Wunde und ließ nunmehr von den Negern das Dach untersuchen, das jenen zur Zufluchtsstätte gedient hatte. Die Schwarzen fingen mehrere hundert ein und brachten die meisten von ihnen um.

Aus allen Angaben dieser glaubwürdigen Reisenden geht also mit nicht anzuzweifelnder Bestimmtheit hervor, daß der Mensch selbst dann keine Gefahr läuft, wenn die Blutsauger sich mit ihm zu schaffen machen, und daß alle die schauderhaften Berichte kaum mehr als ein Körnlein Wahrheit enthalten. Ein nicht näher bezeichneter Reisender ließ sich mit

vollster Absicht schröpfen, um die Vampire dabei beobachten zu können. Einer von diesen erschien um Mitternacht in seinem offenen Schlafzimmer, segelte geräuschlosen Zuges von einem Ende des Raumes zum andern, nahte sich sodann dem Ruhenden, flatterte anfänglich unter dem Betthimmel hin und her, verkürzte nach und nach seine Windungen, schwebte mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte seine Fittiche außerordentlich schnell, jedoch ohne jedes Geräusch, dem erwähnten Opfer eine höchst angenehme Kühlung zufächelnd, hierauf senkte er sich vollends herab.

Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in dem der Vampir biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war der Biß und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er doch ein leises Schmerzgefühl, wie wenn ein Blutegel sich angesaugt hätte, griff zu und erwürgte den Blutsauger. Diese Erzählung scheint glaubhaft, weil andre Beobachter, wenn auch nicht an sich selbst, so doch an Tieren Ähnliches beobachtet haben. Doch bemerkt Rengger ausdrücklich, daß er das Fächeln für unmöglich erachte, weil Fledermäuse nicht zu gleicher Zeit saugen und ihre Fittiche bewegen können, er auch stets gesehen habe, daß sie, wenn sie auf die Pferde sich niedersetzen, die Flügel einziehen.

In Gegenden, wo Blutsauger häufig sind, verraten sie ihre Anwesenheit vornehmlich an Reit- und Lasttieren, und namentlich in der kalten Jahreszeit, in der ihnen die Kerbtiere fehlen, bemerkt man die Bisse sehr regelmäßig. Zum Ansaugen wählen sie stets bestimmte Stellen, vor allen solche, wo das Haar des Tieres einen Wirbel bildet und sie leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Burmeister fand die meisten Bißwunden am Widerrist, besonders bei solchen Tieren, die daselbst nackte blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge am Becken, wo das Haar auseinandersteht, doch auch unten am Bein beißen sie gern, seltener dagegen am Hals und nur ausnahmsweise am Kopf, an der Nase und an den Lippen. Solange der Gaul oder Esel wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran, wird bei ihrem Kommen unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, der ihn umschwirrt. Schlafende Tiere aber lassen sich ruhig besaugen.

Wie Vampire beißen, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß sie sich mit halbgeöffneten Flügeln niedersetzen, das Haar etwas auseinanderschieben, das warzige Kinn niederdrücken und nun zu saugen beginnen. Die Wunde ist ein kleines, flaches Grübchen, das wie eine scharfe Stichwunde aussieht. Man bemerkt an ihr keinen

Eindruck von Zähnen, wie bei Bißwunden, der Rand dagegen ist immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Je nach dem Teile des Körpers hat sie eine Tiefe von ein bis zu zwei Linien, reicht aber niemals durch die Haut und auf die Muskeln. Die Schnittfläche ist nicht senkrecht gegen die Oberfläche der gebissenen Stelle gerichtet, wie es bei Wunden durch Eckzähne der Fall sein würde, sondern geht im ganzen parallel.

„Man könnte", bemerkt Hensel, „ähnliche Wunden hervorbringen, wenn man die Haut mit einer Kneifzange etwas in die Höhe ziehen und nun mit einem Messer, das man wie beim Rasieren über die Haut führe, die Stelle wegschneiden würde. Durch einen solchen Schnitt oder Biß, mit dem immer ein Stoffverlust verbunden ist, wird eine große Anzahl feiner Hautgefäße durchschnitten, und es tritt sofort eine reichliche und lange dauernde Blutung ein." Nach Beschaffenheit der Wunde glaubt Hensel, daß sie nur durch die Schneidezähne gewisser Arten hervorgebracht werden könne, und scheint deshalb geneigt, die meisten Blattnasen von dem Verdacht des Vampirtums freizusprechen.

Rengger glaubt nicht, daß die Blutsauger den Saumtieren die Wunde unmittelbar beibringen, vermutet vielmehr, daß sie vorher durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann erst mit den Zähnen eine kleine Öffnung zustande bringen, durch die sie ihre ausdehnbare Zunge bohren. Die Wunde hat an und für sich nichts Gefährliches. Da jedoch zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumtier ansaugen und dies sich oft mehrere Nächte hintereinander wiederholt, werden die Tiere durch den Blutverlust, den jene unmittelbar und mittelbar verursachen, sehr geschwächt und haben außerdem daran zu leiden, daß die Schmeißfliegen gern in solche Wunden ihre Eier ablegen und dann sehr bösartige Geschwüre hervorrufen.

Hensel nimmt an, daß die Blutsauger Südamerikas, da das Pferd hier nicht einheimisch ist, ursprünglich auf einen andern Nahrungszweig angewiesen sein müssen. Die größeren Tiere des Waldes sind durch ihre Lebensweise, zum Teil auch durch ihre Geschicklichkeit vor den Bissen der Blutsauger geschützt. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß letztere kleine warmblütige Tiere, Mäuse, Vögel und dergleichen fangen, um ihnen das Blut auszusaugen und daß sie bloß in Ausnahmefällen auf Pferde und Maultiere gehen. Diese Annahme ist unzweifelhaft richtig, wie auch daraus hervorgeht, daß man Blutsauger beobachtet hat, die andre Arten ihrer Ordnung anzapften.

Kolenati brachte aus einer Höhle Mährens mehrere Hufeisennasen und Ohrenfledermäuse mit heim, ließ die ganze Gesellschaft in seinem Arbeitszimmer umherfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen, übernachtete sodann mit den Fledermäusen, um sie genauer beobachten zu können, und fand, daß die beiden zu sehr verschiedenen Zeiten flatterten, die Hufeisennasen seinem Gesichte auch fast bis zum Berühren sich näherten. Als er wenige Tage später die Gefangenen einem Freunde vorführen wollte, bemerkte er zu seiner nicht geringen Überraschung, daß mehrere Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Flügel aufgefressen und eine von ihnen am Kopfe furchtbar verstümmelt war. Blutige Nasen und angeschwollene Bäuche verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und Untersuchung des Magens einer Getöteten beseitigten jeden etwa noch bestehenden Zweifel. Eine weitere Nachforschung ergab aber, daß auch die Ohrenfledermäuse gelitten hatten; denn Kolenati bemerkte auf ihren Flatterhäuten frische Wunden mit schwammig aufgetriebenen Rändern. Hier mußte also folgender Fall eingetreten sein: Die Ohrenfledermäuse waren, während sie ruhten, von den Hufeisennasen angefallen und angezapft worden, hatten sich aber der Blutsauger bemächtigt und sie einfach aufgefressen.

Günstiger für die Blutsauger gestaltet sich die Sache, wenn sie sich kleiner Fledermäuse bemächtigen können. Hierbei lassen sie es dann nicht einmal beim Blutsaugen bewenden, sondern verzehren nachträglich auch das gepackte Opfer. Dies hat neuerdings Blyth in Erfahrung gebracht. In der Vorhalle seines Wohnhauses in Indien bemerkte dieser Forscher eine ziemlich große Fledermaus und beschloß, sie zu fangen. Während der Jagd ließ die Fledermaus eine andre, nach Blyths Vermutung ihr Junges, fallen. Dasselbe wurde also zunächst ergriffen und einstweilen in einem Taschentuche untergebracht. Bald darauf glückte es auch, die größere Fledermaus, eine Leiernase, zu erlangen, und nunmehr ergab der erste Blick auf die beiden Gefangenen, das man es mit zwei gänzlich verschiedenen Arten zu tun hatte. Das vermeintliche Junge wies sich als eine andre Fledermaus aus, und eine genauere Untersuchung zeigte, daß sie am Halse verwundet und geschröpft, auch durch den Blutverlust bis zum äußersten geschwächt worden war. Als Blyth am nächsten Tage beide Fledermäuse in einem Käfige wieder zusammenbrachte, stürzte sich die blutsaugende Leiernase mit der Raubgier eines Tigers auf ihr Opfer, packte dieses wieder hinterm Ohre, versuchte wiederholt mit ihm davon-

zufliegen und hing sich endlich, als sie die Flucht nicht bewerkstelligen konnte, an den Hinterbeinen auf, sog von neuem Blut, solange solches floß, und fraß sodann die Verwundete bis auf den Kopf und einige Teile der Glieder auf.

Nach diesen Beobachtungen hätten wir es also in den Blutsaugern einfach mit Raubtieren zu tun, die ihre Beute mehr oder weniger ebenso behandeln wie ein Tiger oder Puma die seinige und nur in Ermangelung kleiner Beutetiere größeren für sie unbezwinglichen Geschöpfen Blut abzapfen. Das unheimliche Gebaren der Vampire verliert somit durch die Aufklärung dieser Tatsache sehr viel von seinem Abschreckenden und Entsetzlichen.

12. Das kleinste Säugetier.

Die Abbildung 2 auf Tafel 1 stellt das letzte Glied einer reichhaltigen Ordnung, einen Verwandten des gewaltigen Löwen, die etrurische Spitzmaus vor. Sie ist nicht größer als die Abbildung sie darstellt; 2½ Zoll Leibeslänge, 1 Zoll Höhe am Widerrist und 36 Gran Gewicht: das sind die Maße, die ihr zukommen. Und dieses kleine Geschöpf, der Zwerg der ersten Klasse, dieses dem Walfisch gegenüber geradezu verschwindende Säugetier ist ein Räuber, ein mindestens ebenso blutdürstiges Wesen wie der Marder, ein ebenso grausames wie der Tiger!

Kaum eine andre Ordnung des Tierreichs zeigt einen größeren Gestaltenreichtum, keine ist geeigneter, den Laien zu verwirren, als die der Raubsäugetiere. Alle nur denkbaren Umbildungen einer und derselben Grundgestalt treten in ihr vor das Auge, und dennoch wird die Grundgestalt überall festgehalten. Dem oberflächlichen Beobachter will es freilich nicht einleuchten, daß der anmutige, einhellig gebaute Katzenleib mit dem plumpen Körper des Maulwurfs, oder der schlanke Marder mit dem Igel, der Hund mit der zierlichen Spitzmaus, der Bär mit dem Wiesel Ähnlichkeit habe, und doch sind sie alle nicht bloß geistig, sondern auch leiblich innig verwandt. Ihnen allen ist eine große Gleichmäßigkeit des Leibesbaues gemeinsam. „Die Gliedmaßen der Raubtiere“, sagt Giebel, „stehen in gleichem Verhältnis zueinander und in einem einhelligen zum Leibesbau, Gewandtheit und Kraft in ihren Bewegungen verratend. Immer sind die Füße mit vier oder fünf starkbekrallten Zehen versehen, und so zeigen sie sich zum Graben, Klettern, Schwimmen und

Ergreifen ebenso geeignet als zum Gehen, ihrer eigentlichen Bestimmung. Alle Sinneswerkzeuge sind scharf und in einem gewissen Grade gleichmäßig entwickelt. Verzerrungen und Absonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Gestalten fehlen gänzlich unter ihnen; die Harmonie in ihren Körperteilen und die Entschiedenheit ihres Naturells, beide kennzeichnen sie als typisch vollendete Säugetiere."

Ein so vollendetes Säugetier muß auch unser Zwerg genannt werden. Er gehört einer ebenso bewegungsfähigen und gewandten als mordlustigen und blutgierigen Familie an. Alle Spitzmäuse sind unter den kerbtierfressenden Raubtieren dasselbe, was die Marder unter den fleischfressenden sind. Sie verstehen das Räubergewerbe in der ausgedehntesten Weise zu betreiben; sie besitzen alle Fähigkeiten, die ein echtes Räuberleben möglich machen; sie zeigen einen Mut, einen Blutdurst, eine Grausamkeit, die mit ihrer geringen Größe gar nicht im Verhältnis stehen. Ihr Gebiß hat Karl Vogt vortrefflich beschrieben, ihrer Lebensweise aber hat er nur so flüchtig gedacht, daß ich seiner Schilderung wohl noch einiges hinzufügen darf.

Die Spitzmäuse sind, mit Ausnahme Australiens, über die ganze Erde verbreitet und finden sich überall, in der Ebene wie im Gebirge, in Wäldern wie auf Wiesen, Auen und in Gärten, in Häusern, in der Steppe, in der Wüste, auf Bäumen wie im Wasser. Die meisten führen ein unterirdisches Leben, denn sie geben der Dunkelheit, wie alle Räuber, den Vorzug; doch kennt man auch einige, die angesichts der Sonne munter umherspringen. In ihren Bewegungen sind sie äußerst rasch und behend; sie huschen pfeilschnell dahin, klettern vortrefflich und stehen im Schwimmen keinem Binnensäugetiere nach. Einige springen sogar, gleich dem Känguruh, auf zwei Beinen flott dahin. Der Geruch ist ihr ausgebildetster Sinn; auf ihn folgt das Gehör und dann das Gefühl. Gesicht und Geschmack sind verkümmert. Ihre geistigen Fähigkeiten erscheinen uns ziemlich gering; doch mag dies wohl in unsrer Unkenntnis seinen Grund haben.

In sämtlichen Arten müssen wir höchst nützliche Geschöpfe erkennen, eifrige Arbeiter, die uns durch Vertilgung schädlicher Kerfe große Dienste leisten. Die größeren Arten wagen sich auch an Wirbeltiere, so die Wasserspitzmäuse an die Fische und deren Laich. Alle übrigen fressen hauptsächlich Insekten, und zwar täglich mindestens soviele, daß die Nahrung ihrem eignen Gewichte gleichkommt. Keine einzige Art kann den Hunger lange Zeit ertragen und keine hält Winterschlaf; sie sind das ganze Jahr hindurch in Bewegung und Tätigkeit.

Ein ziemlich starker Moschus- oder Zibetgeruch scheint ihre gemeinsame Schutzwaffe gegen größere Raubtiere zu sein. Leider aber ist diese Waffe keine unfehlbare; sie schützt bloß vor dem Gefressenwerden, nicht auch vor dem Tode durch Mord. Hunde und Katzen verwechseln die Spitzmäuse mit den ihnen wenigstens in der Größe ähnlichen Mäusen und machen im Jagdfeuer ihrem Leben durch einen raschen Biß ein Ende, obgleich ihnen der kleine Leichnam, eben jenes Geruches wegen, so widerwärtig erscheint, daß sie ihn ruhig liegen lassen. Nur die Eulen, deren Geschmack und Geruch nicht die Feinheit der Katzensinne haben, kennen derartige Bedenken nicht, sondern fressen die von ihnen erbeutete Spitzmaus ohne Umstände. Glücklicherweise gleicht die Fruchtbarkeit unsrer Tiere solche Verluste bald wieder aus. Die kleine Spitzmaus wirft zwischen vier und zehn Junge, die schon nach Monatsfrist imstande sind, ihr eignes Gewerbe zu betreiben und im nächsten Jahre bereits wieder Junge erzeugen. So kommt es, daß die schmucken Geschöpfe noch immer häufig genannt werden müssen.

In früheren Zeiten machte sich der Aberglaube viel mit ihnen zu schaffen. „Die Spitzmaus“, sagt der alte Topsel in seiner 1658 zu London erschienenen Tiergeschichte, „ist ein raubgieriges Vieh, heuchelt aber Liebenswürdigkeit und Zahmheit. Tief beißt und tödlich vergiftet sie, sobald sie berührt wird. Grausamen Wesens, sucht sie jedem Dinge zu schaden, und kein Geschöpf gibt es, das von ihr geliebt wird, keines, das sie lieben sollte; denn alle andern Tiere fürchten sie. Die Katzen jagen und töten sie, fressen sie aber nicht; es würde ihnen auch schlecht bekommen, sie würden vergehen und sterben! Zum Glück müssen viele dieser bösen Tiere ihr Leben lassen, denn wenn sie in ein Fahrgleis fallen, können sie nicht wieder weggehen, sondern erschöpfen sich bald ganz, als wären sie in Banden geschlagen. Deshalb haben auch die Alten Erde aus Fahrgleisen als Gegenmittel für den Mäusebiß verschrieben. Man hat aber noch mehr Mittel bei andern Krankheiten, um die Wirkung ihres Giftes zu heilen, und diese Mittel dienen zugleich auch noch, um allerlei andre Übel zu heben. Eine Spitzmaus, die man verbrennt und stampft und dann mit Staub und Gänsefett vermischt, gibt eine Salbe, die alle Entzündungen unfehlbar heilt. Eine Spitzmaus, die getötet und so aufgehängt worden ist, daß sie weder jetzt noch später den Grund berührt, hilft, wenn der Leib mit Geschwüren und Beulen bedeckt ist, wenn man die wunde Stelle dreimal mit dem Leichnam des Tieres berührt. Der zu Pulver verbrannte und zu Salbe benutzte Schwanz

ist ein untrügliches Mittel gegen den Biß wütender und toller Hunde." In diesem Tone fährt der alte spaßhafte Naturbeschreiber fort; er kennt noch eine ganze Menge solcher homöopathischer Mittel. Gegenwärtig sind die Spitzmäuse auch vor dem Menschen ziemlich sicher; man läßt sie gehen und beachtet sie nicht weiter.

Ich weiß nicht, ob auch unsere etrurische Spitzmaus (Crocidura etrusca) in früheren Zeiten als Heilmittel benutzt wurde. Plinius, der die alten Geschichten aufgebracht hat, hätte sie verwenden können, denn die Spitzmaus ist nach ihrer Heimat benannt worden. Doch scheint es, als ob die Alten sie übersehen hätten. Erst im Jahre 1822 wird sie von einem Italiener beschrieben. Der große Pallas kannte sie bereits elf Jahre früher; seine Beschreibung ist aber nur sehr unvollständig. Ihr bräunlichgrauer Pelz dunkelt auf der Oberseite und geht nach unten allmählich in lichtere Farben über. Lippen und Füße sind weißlich behaart. Von den 2½ Zoll ihrer Leibeslänge nimmt der Schwanz einen ganzen Zoll weg, so daß für den Leib nur 1½ Zoll übrigbleiben.

Gegenwärtig weiß man, daß das kleinste aller Säugetiere in allen Ländern rings um das Mittelländische und Schwarze Meer vorkommt: man hat sie in Nordafrika, in Frankreich, in Italien, in Dalmatien und in der Krim gefunden. Der nördlichste Punkt ihres Vorkommens scheint Triest zu sein. Sie fürchtet die Kälte und sucht sich für den Winter, auch in Südeuropa, ganz besonders warme Aufenthaltsorte aus. In ihrer Lebensweise ähnelt sie ganz ihren Gattungsverwandten. Sie zieht Gärten oder Gebäude den Feldern und Waldgegenden vor und betreibt also in unmittelbarster Nähe des Menschen ihr Gewerbe.

Die feine Nase schnüffelt nach allen Seiten umher. Jede Ritze, jede Höhle, jedes Blatt wird untersucht. Wehe dem Kerbtier, das sich blicken läßt: es ist verloren, auch wenn der Räuber nur von seiner Mordlust und nicht vom Hunger getrieben werden sollte. Und wenn ein kleines, junges, unerfahrenes Mäuschen sich zeigen würde? Dann springt ihm der Zwerg mit derselben Gier auf den Nacken, wie der Tiger der Antilope, der Löwe dem Stier. Rasch senken sich die Zahnnadeln ein paarmal in den Hals des Schlachtopfers, und wenn dieses auch samt dem Räuber dahinrennt — der läßt nicht von ihm ab, bis er die Beute erlegt hat. Nun geht es an das Zerlegen. Mit Mühe wird ein Löchlein in den Pelz gebissen, durch dieses aber nach und nach der ganze Leib ausgefressen. Endlich bleibt nur das entleerte Fell auf der Walstatt, und der Räuber leckt und putzt mit den zarten Füßchen sich höchst behaglich die Nase.

13. Vogelzug und Vogelleben in der Fremde.

„Werdet ihr wohl wiederkehren in unsre Gauen, werdet ihr ihn wohl wieder finden den weiten, weiten Weg? Ein ruheloses Sehnen treibt euch, die Heimat zu verlassen, ein nimmer trügendes Ahnen zwingt euch, von uns zu scheiden. Wo ziehet ihr hin? Wohin wandert ihr, ihr geflügelten ‚Segler der Lüfte‘, ihr fröhlichen Sänger der Wälder? Nach welchem Land der Erde geht euer Flug? O kehret wieder, kommt zu uns zurück!“

Mancher Freund der lieblichen Geschöpfe mag diese Worte den Scheidenden nachrufen, mag sie wenigstens ahnen; manches Herz mag es, wenn sich die Vöglein rüsten, eine gar bald öde, unwirtlich werdende Stätte zu verlassen, tief empfinden, daß diese auch ihm keine Freude mehr gewähren kann. Jedes Kind ist beglückt, wenn, von der weiten Reise heimgekehrt, der erste Star im Februar oder März wieder auf der Turmspitze erscheint. Dort sitzt er, hebt die Flügel und kleidet, trotz des ihn noch oft umwehenden Sturmgebrauses und Schneegestöbers des Frühlingsmondes, seinen Frühlingsgruß in Frühlingsmelodien.

„Da ist er wieder, aber wo kam er her, der fröhliche Bote einer lebenbringenden Zeit?“

„Nach Süden ging sein Zug, vom Süden kehrte er wieder.“

„Aber welches Land der Erde hat ihm, dem von dem eisigen Winter Ausgestoßenen, ein freundliches Asyl gewährt? Hat es ihm wohl auch gefallen in der Fremde?“

„O du Kindermund
Vogelsprachekund
Wie Salomo —

„Verstehst du denn nicht seinen jubelnden Sang? Verkennst du die Freude, mit der er seine Heimat wieder grüßt? Und du fragst, ob es ihm gefallen haben könnte draußen in der Fremde? Nein, gewiß nicht! Er war eiliger, seinen Winteraufenthalt, als seine Heimat zu verlassen. Und wie hat er sich gefreut, als ihm durch von uns ungekannte Boten Kunde ward, daß in seinem Vaterlande nun die Zeit des Frühlings gekommen! Wie hat er da vergnügt die Schwingen gehoben und seine Kehle versucht, gleichsam als wolle er beide erproben zu seiner bevorstehenden Reise und dem in der Heimat zu erhebenden Freudengesang. Und plötzlich ist er verschwunden. Alle Geselligkeit verschmähend,

hat er allein sich auf die Reise gemacht, sie um so schneller zu vollenden. Trauernd, so schien es, zog er von uns, freudig kehrte er wieder. Doch, wo er weilte, das will ich dir deuten."

In weit entlegene, südliche Länder wandern die Vögel. Ich bin ihnen nachgezogen, ich habe manchen von ihnen wieder gefunden, aber doch nur manchen. Wir, die an die Scholle Gebannten, wir bedenken freilich nicht, daß die gefiederten Bewohner der Erde keine Entfernungen kennen; wir wollen es uns nicht eingestehen, daß der Wanderer der Lüfte Länder und Meere, die wir in Wochen nicht zu durchreisen vermögen, in Stunden und Tagen durcheilt. Was wir Reisen nennen, erscheint ihnen, den Behenden, Flüchtigen vielleicht nur als lustige Wanderung. Aber doch will es uns dünken, als ob viele Zugvögel das, was sie in der weiten Ferne suchen, in größerer Nähe finden könnten. Der Zug der Vögel ist uns noch in mannigfacher Hinsicht dunkel und bleibt es, selbst nachdem uns das Land, das den einen oder den andern während des Winters beherbergt, bekannt geworden ist. Ich habe viele Vögel in ihrem Winterquartier beobachtet, aber noch ist mir eins nicht klar geworden: jenes Etwas, das die Zugvögel dazu bewegt, so ungeheure Wegstrecken zu durchwandern, ehe sie Ruhe finden; jenes Etwas, das sie treibt, Orte zu verlassen, die ihnen jahraus, jahrein, nach menschlichem Ermessen wenigstens, alles zu ihrem Wohlbefinden Erforderliche bieten.

„Die Vögel verlassen unsre Gegenden", sagt der vogelkundige Altmeister Naumann in seinem ausgezeichneten Werke, „um der eintretenden Kälte und dem Mangel an Nahrung auszuweichen, sie fliegen gemächlich in wärmere Länder, haben während ihres Zuges also immer dieselbe Temperatur der Luft und dieselben Nahrungsmittel in Überfluß bis zu dem Orte ihres Winteraufenthalts und kommen, sowie jene Ursachen sich allmählich verlieren, ebenso wieder von da zurück... So wie sie von der ihnen folgenden Kälte nach und nach von uns fortgetrieben werden, so muß sie im Gegenteil eine größere Wärme, als ihnen angenehm ist, zum Rückzuge bestimmen usw."

Meine Beobachtungen haben in mir Zweifel an der Wahrheit dieser Ansichten erregt. Der Mangel an hinreichender Nahrung und Wärme kann es nicht allein sein, der die Vögel zum Wandern treibt. Es muß noch andre Beweggründe dazu geben. Sagt doch Naumann, fast sich selbst widersprechend:

„Der Trieb, in wärmere Länder zu ziehen, ist dem Vogel angeboren, und die Eltern haben nicht nötig, ihren Kindern erst den Weg zu zeigen.

Jung aus dem Neste genommene und aufgezogene, in einer geräumigen Kammer frei herumfliegend unterhaltene Vögel beweisen dies hinlänglich. Sie schwärmen während ihrer Zugzeit des Nachts so gut in ihrem Gefängnisse umher, als wenn man alte ihrer Art darinnen unterhält."

Ja, dieser ihnen angeborne Trieb zu wandern, diese Sehnsucht, ferne Länder zu besuchen, dieses nur in seltenen Fällen geschwächte Streben, ihre Heimat zu gewissen Zeiten zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, in einem wunderbaren Ahnungsvermögen der Vögel von dem, was kommen wird, begründet. Das ist die Hauptursache des Zuges der Vögel. Sonst würden wir nur in kalten Ländern, nicht aber auch in jenen, unter einem ewig heiteren Himmel sich sonnenden Landstrichen einen Vogelzug bemerken. Wie wollten wir es uns sonst erklären, wenn wir unter dem zwölften Grade der nördlichen Breite noch immer jene Reiselust, die wir Ziehen nennen, bemerken; wenn der Pirol, die Schwalbe, der Bienenfresser und andre auch dort noch nicht Ruhe finden, den Winter zu verbringen?

In Ägypten weilen das ganze Jahr hindurch zwei Schwalbenarten und eine Bienenfresserspezies. Die Schwalben schreiten schon im Januar und Februar zum Bau ihres künstlichen Nestes und befinden sich unstreitig während des ganzen Winters wohl. Und unsre in einem weit kälteren Klima groß gewordenen Schwalben weilen gleichwohl auf ihrem Wanderfluge auch nicht einen Tag lang ruhig in Ägypten, nicht in Nubien, nicht in den insektenreichen Steppen- und Waldgegenden Ostsudans. Bis in das innerste Herz des fremden Erdteils müssen sie wandern, — aber warum so weit? In jedem Wäldchen, fast auf jedem Busche Oberägyptens wohnt ein Pärchen des kleinen niedlichen, grünen Bienenfressers (Merops viridissimus), aber nur während des Sommers erscheint dort ein andrer Gattungsverwandter des heiteren, behenden Vögelchens, Merops Savignyi; er brütet dort und verläßt das Land wieder, wenn er der Liebe Trieb gehuldigt, seine zahlreiche Familie großgezogen und in der Kunst, sich den Lebensunterhalt zu erwerben, unterrichtet hat. Ein andrer, der in Ungarn brütende und in Deutschland zuweilen vorkommende Merops apiaster (Taf. 7, Abb. 4) berührt das Nilland nur auf seinen Wanderungen. Beide teilen mit dem erstgenannten, die deutschen Schwalben mit den in Ägypten wohnenden dieselbe Nahrung, — warum bleiben sie nicht bei ihnen?

Der Naturforscher begegnet mit dem größten Erstaunen in Kordofan (16—13° nördl. Br.) der „daktylisch schlagenden" Wachtel und in den

Urwäldern dem deutschen Wiesenknarrer, der wahrscheinlich den größten Teil seines mehr als fünfhundert deutsche Meilen betragenden Weges laufend zurückgelegt hat. Er sieht, wie sich der sudanesische Storch zu gewissen Zeiten in Flüge zusammenschlägt und zum Wandern anschickt, obgleich unser deutscher Storch in kleinen und größeren Scharen — die Hauptmenge der Wanderer geht ebenfalls über den 12.° nördl. Br. hinaus — dort behaglich lebt. Er könnte, glaubt man, schon in Ägyptens Sümpfen ohne Nahrungssorgen weilen; er beobachtet, daß, während Tausende von Spießenten in den Seen und Brüchen Unterägyptens überwintern, andre Hunderte in langen, einem umgekehrten V ähnlichen Flügen den Nil hinaufziehen, seinen Lauf mit allen Krümmungen verfolgen, bei Ras-el-Chartum noch ebenso eilig weiter reisen als bei Kairo und vielleicht erst unter dem vierten Grade ausruhen von ihrem dem sechsten Teile des Erdumfanges gleichen Wege.

Das prachtvolle Purpurhuhn (Porphyrio chloronotos Nobis) verläßt die nahrungsreichen Reisfelder Ägyptens zu bestimmten, den Perioden des Zugs europäischer Vögel entsprechenden Zeiten und fliegt nach Süden. Der von Norden kommenden Nachtigall schließt sich ihre ägyptische Vertreterin, die Sylvia galactodes, den reisenden europäischen Würgern der in Ägypten brütende Maskenwürger an, obwohl von beiden Arten einzelne Exemplare in ihrer Heimat bleiben, und wandern mit ihnen in die Tropenländer. Der in Ägypten lebende Pelikan wird von der allgemeinen Reiselust mit fortgerissen und zieht ebenfalls in zahlreichen Flügen nach Mittag; und alle werden nicht durch Nahrungsmangel fortgetrieben. Was wollen sie denn aber in der Ferne, was suchen sie? Warum wandern sie, die ruhig in der Heimat leben könnten? Das sind Fragen, welche die bisher gegebene Erklärung des Vogelzugs nicht beantwortet. Doch wir wollen uns nicht länger mit noch unerklärlichen Dingen beschäftigen. Ich will die bekanntesten Wanderer aufzählen, die ich in ihren Winterquartieren antraf, und von ihrem Fremdenleben sprechen.

Die meisten Adler bleiben in Ägypten, nur wenige Arten, und zwar vorzugsweise die kleineren, gehen in südlicher gelegene Länder. Man begegnet ihnen an allen Seen und längs des Nils in den größeren, am öftersten in den von Dörfern entfernten Palmenwaldungen. Die Edelfalken sind ihre Gesellschafter. Eine gleich gute Aussicht auf Beute hält sie, die mit ersteren ohnehin nahe Verwandten, bei diesen fest, doch begegnet man einzelnen auch in den tropischen Wäldern Ostsudans; ihrer

Gewandtheit und Ausdauer im Fluge sind Hunderte von Meilen keine Hindernisse. Alle unedlen Falken wandern weiter als die edleren Arten. Man sieht die Turm- und Rötelfalken in Gesellschaften von dreißig bis hundert Exemplaren in die unzählbaren Scharen der Bäume und Felder verheerenden Wanderheuschrecke einfallen und sich diese zum leckeren Fraße erbeuten. Bussarde, Habichte und Sperber kommen nur einzeln vor und bleiben stets in Ägypten. Die Weihen verbreiten sich über ganz Nordostafrika und gleiten im geräuschlosen Fluge, der Rohrweih aber mit viel Geschrei über Rohrwälder, Felder und Steppen dahin. Eine Eulenart (Otus brachyotos) geht bis nach dem Sudan. Unser Ziegenmelker überwintert in den tropischen Wäldern zwischen dem 15. u. 10.° nördl. Br. Die Schwalben durchwandern alle mir durch meine Reisen bekannt gewordenen Länder Nordostafrikas; der Mauersegler scheint nicht so weit südlich zu gehen. Blaurake und Eisvogel kommen regelmäßig in Ägypten, erstere selbst in den tropischen Wäldern vor.

Die Sänger gehen bis tief ins Innere; nur die Laubsänger, Rohrsänger, Grasmücken, Blaukehlchen, Steinschmätzer usw. bleiben zum Teil in Ägypten. Die Bachstelzen und Schafstelzen scheinen überall in Nordostafrika den Winter zu verbringen, bloß die gelbe Bachstelze (Motacilla sulphurea) berührt Ägypten nicht. Von den Drosseln geht nur der herrliche Sänger der Wälder, die Zippdrossel dahin; sie lebt einzeln in den Gärten, Orangen- und Olivenwäldchen und ist ungemein scheu. Unser lieber Star sucht sich in Unterägypten seinen Aufenthalt — wahrscheinlich kommen bloß wenige bis dahin. Der goldgelbe Pirol ist selbst von den Urwäldern des 12.° nördl. Br., in die sich unsre Würger zurückziehen, noch nicht befriedigt und geht weiter. Unter den Krähenarten offenbart die Saatkrähe ihre Wanderlust; sie kommt in Flügen im Niltale vor. Sehr seltene Gäste sind dort der Edelfink, der Hänfling und der Stieglitz, häufiger erscheinen die fettleibigen Grauammern. Unsre Feldlerchen habe ich nie südlich vom 30.° nördl. Br. angetroffen, die Pieper, die rüstigere Wanderer sind, dagegen um so häufiger.

Von den Klettervögeln bekunden nur der Wendehals und der Kuckuck den Wandertrieb; ersterer geht bis nach dem Sudan hinauf, letzterer, wie die Schwalben, nach dem tiefsten, unbekannten Innern. Kiebitze und Regenpfeifer bleiben in Ägypten, die Uferläufer wandern südlicher. Unser Kranich zieht mit dem an der Wolga hausenden Jungfernkranich bis an die Ströme des Sudans, die Störche fliegen noch weiter, die

Reiher finden es überall wohnlich. Von den Schnepfenarten wandern nur die Bekassinen bis nach Ägypten; die Rallen, Rohrhühner und Wasserhühner fliegen, schwimmen und laufen bis zum 13.° nördl. Br. Jeden Winter erscheinen in Ägypten einzelne Schwäne und große Scharen weißstirniger Gänse, Enten, Scharben, Möwen u. Seeschwalben, von denen fast alle Arten dort auf dem Zuge vorkommen.

Es ist für den Naturforscher, der im Süden weilt, ein erhebendes, beseligendes Gefühl, wenn er die nordischen Vögel auf ihrem Wanderzuge ankommen sieht. Er begrüßt sie wie traute Bekannte, denn

„die Vögel sie kennen sein heimatlich Haus“;

ihm ist, als müßten sie ihm Grüße von der entfernten teuren Heimat bringen. Und wie bekannt, wie vertraut tun sie in der Fremde! Der Adler, der bei uns zu Lande sich die höchsten Föhren und Eichen erkor, hat sich bald eine schlanke Palme oder eine hochgewipfelte Sykomore zur Nachtruhe ausersehen; die Saatkrähe scheint auf Ägyptens Feldern so heimisch wie auf denen des Vaterlandes zu sein; die Sänger schlüpfen so geschickt durch die dornigen Mimosen- und dickverästelten Darfasträuche wie daheim durch Weißdorn- und Wacholderbuschhecken. Was kümmern den Mauersegler die schwarzen Bewohner der Städte? Wie um die altersgrauen deutschen Dome und Kirchtürme segelt er um arabische Moscheen und Minaretts. Die Steinschmätzer tummeln sich in dem Reich der Steine, der unabsehbaren Wüste. Die Pieperarten schwärmen lustig in dem ägyptischen Sumpf; einige Lerchenarten treiben sich auf den nubischen Äckern herum; die Wasservögel plätschern und schnattern auf allen vom Vater Nil gespeisten Kanälen und Brüchen.

Aber doch ist es das rechte Leben nicht. Die Vögel wissen, daß sie in der Fremde sind. Sie halten sich die Zeit ihrer Wanderung über immer in zahlreichen Gesellschaften zusammen, viele Gattungen mausern, alle sind still, kein Sänger läßt seine Lieder erschallen. Nicht ein einziger Wandervogel gründet sich in der Fremde einen zweiten Herd, nicht einer baut ein Nest, nicht einer brütet. Mit Ungeduld scheinen sie die Zeit der Heimkehr zu erwarten. Munter, fröhlich werden sie, wenn sie herannaht. Ein neues Leben scheint sie zu beseelen. Ist es das Gefühl der Liebe, das sie so mächtig ergreift, ist es die Freude, bald heimkehren zu können, das sie durchwogt? Ich weiß es nicht. Aber Kunde muß ihnen geworden sein, daß der Frühling ihrer Heimat naht, daß die Zeit gekommen ist, in der sie zurückwandern, denn wie vermöchte man sonst ihre unverkennbare Lebensfreudigkeit zu erklären.

Der fröhliche Star spiegelt sein Glanzgefieder in der Februarsonne Ägyptens, fliegt auf des Büffels Rücken und singt dort „sein heimatlich Lied“; die Lerche steigt trillernd in die Höhe; die Wachtel ruft im dichtbehalmten Weizenfelde wiederholt ihr schallendes „Pickperwick“.

Und wenn dann die Sonne noch höher gegen Norden hinaufsteigt, dann verstummen die lieblichen Gesänge; die Sänger sind fortgezogen und ihrem Vaterlande zugeeilt. Der Weizen Ägyptens neigt seine körnerschweren Ähren der Sichel entgegen, aber die Wachtel weilt nicht mehr in jenem Halmenwalde, sie flog schon längst der lieben Heimat zu. Einsamer und stiller wird es im Süden. Einer der Wanderer nach dem andern tritt seine Rückreise an; nur die in jenen Ländern heimischen Vögel bleiben zurück, bauen sich Nester und brüten. Wenn ihre Jungen groß geworden sind, haben sie alle ihre nordischen Gäste verlassen. Doch schon nach wenigen Monaten erscheint der Vortrab wieder, der Zug beginnt von neuem, schon langen die immer Flüchtigen wieder an, und unsre Blicke folgen ihnen sehnend nach.

„Durch des Äthers lichte Bläue
Eilen sie mit raschem Flug,
Nach des Südens sonn'gen Landen
Wendet sich der muntre Zug.
Vöglein mit dem Glanzgefieder
Wollt ihr wieder mir entfliehn?
Leiht mir eure leichten Schwingen,
Laßt, o laßt mich mit euch ziehn!“

14. Die Vögel als Wetterpropheten.

Es ist eine anerkannte Sache, daß die Tiere wirklich eine klarere Voraussicht der eintretenden Witterung besitzen, als der entweder zu wenig auf das Wetter achtende oder die Einwirkungen desselben nicht scharf genug erkennende Mensch. Die Landleute und namentlich die Schäfer, die viel mit den Tieren verkehren, verstehen sich gewöhnlich ausgezeichnet auf die in Voraussicht des Kommenden erfolgenden Kundgebungen derselben:

„'s kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde“,

sagt der Hirt,

„Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug“,

der Fischer im Tell. An dem wilden Herumspringen der Rinder, das man hier und da „Briefeln“ nennt, erkennen Erfahrene, daß an demselben Tage ein Donnerwetter sich entladen wird. Durch den niedrigen Flug der Insekten, den man durch den tiefen Strich der Schwalben wahrnehmen kann, ebenso auch durch das erpichte Blutsaugen der Bremsen und Schnaken wird eintretender Regen verkündet. Vor einem Gewittersturm in den Tropen sind, wie ich vielfach beobachtete, alle Tiere äußerst erregt, wenn auch noch kaum ein Wölklein am Himmel steht; lange Zeit vor dem Ausbrechen des gewaltigen Naturkampfes verkriechen sie sich bereits. In ähnlicher Weise benehmen sie sich vor Erdbeben. An die bekannte Tatsache, daß die Frösche gewöhnlich schon zwölf bis vierundzwanzig Stunden vor einem Regen lebhaft schwatzen und quaken, oder daß sie in ihren kristallnen Kerkern den höchsten Punkt zu erklettern streben, wenn gutes Wetter kommen will, brauche ich wohl kaum zu erinnern.

Jedenfalls ist es gar nicht unwichtig, wenigstens den Versuch zu machen, durch Beobachtung des Betragens der Tiere die kommende Witterung zu ergründen. Daß man daraus mehr lernen kann als aus dem gläubigen Hangen an den beliebten Mondschwärmereien, ist ebenso richtig, als es gewiß ist, daß sie sich vortrefflich auf Wetterprophetentum verstehen. Der Instinkt der Tiere ist so eine eigne Sache, mit der es den Forschern geht wie mit so vielen andern geistigen Kräften; man kennt ihn ganz genau oder — leugnet ihn vollständig, weiß aber in dem einen Falle nicht recht, wie viele von den wirklich beobachteten Tatsachen, die ihn zu beweisen scheinen, man auf seine Rechnung setzen, in dem andern nicht, welcher Ursache oder Kraft man diese Tatsachen zuschieben soll. Gewöhnlich wird angenommen, daß das Tier durch eine große Empfindlichkeit des Nervensystems in den Stand gesetzt werde, sich dem Kommenden gemäß einzurichten und daß die meisten instinktmäßigen Handlungen desselben hiervon abzuleiten seien. Aber diese Annahme erscheint insofern gewagt, als die Empfindlichkeit der Nerven der bezüglichen Tiere nicht auf Stunden und Tage, sondern auf Wochen und Monate hinausreicht, d. h. daß sich die Tiere auf Ereignisse vorbereiten, die erst Wochen und Monate später eintreten sollen, und daß sie, was mir noch viel merkwürdiger scheint, den Luftdruck- und Wärmemesserstand ihres Nervensystems sogar vortrefflich zu deuten wissen.

Ich bekenne meine Unwissenheit hierin, gestehe aber zugleich, daß mir

ein derartiges Feingefühl der tierischen Nerven mindestens ebenso wunderbar vorkommen will wie eine Geisteskraft, die in ihrem dunklen Drange das Tier zu seinem Heile leitet. Mag man übrigens die Sache fassen, wie man eben Lust hat, so viel steht fest: die Tiere verstehen sich besser auf die kommende Witterung als wir; wir können also von ihnen lernen, wenn wir auf sie achten wollen.

Die besten Wetterpropheten dürften unter allen Tieren die Vögel sein; wenigstens sind sie diejenigen, die unsrer Beobachtung am zugänglichsten sind. Denn wenn es auch sicher richtig ist, daß man einen strengen Winter zu erwarten hat, wenn sich die Regenwürmer tief in den Boden vergraben, oder die Roßameisen sich in die tiefsten Gänge ihrer Wohnung zurückziehen, oder die Wicklerraupen sich besonders dicht in Blätter einspinnen, so erfordert doch die Erforschung dieser Tatsachen mehr Arbeit, als ich meinen Lesern zumuten kann. Die Beobachtung der Vögel dagegen hat eben keine besonderen Schwierigkeiten. Man sieht oder hört sie kommen und gehen, ohne daß man sich gerade sehr mit ihnen beschäftigt. Und die ganze Kunst, aus ihrem Betragen auf die Witterung zu schließen, beruht einfach darin, ein wenig mehr auf sie zu achten, als man sonst zu tun pflegt. Einige Beispiele werden dies beweisen.

Wenn ein strenger Winter bevorsteht, sagt mein Vater, gestützt auf seine mehr als fünfzigjährigen Beobachtungen, erscheinen die nordischen Zugvögel ungewöhnlich häufig an den Küsten der Nord- und Ostsee und gehen oft tief in das Land hinein. Man sieht dann auf den weit von der Küste entfernten Seen und Teichen Sumpf- und Wasservögel, die in Jahren daselbst nicht vorgekommen sind. Selbst der Zug der nordischen Landvögel ist dann viel häufiger als in andern Jahren. Wenn die Drosseln und Ziemer, Edel- und Bergfinken sehr unruhig sind, beim Vogelherde nicht gut tun, wie die Vogelsteller sagen, dann kommt stürmische Witterung; eilen sie sehr, so daß sie sich zum Fressen kaum Zeit nehmen, dann ist frühzeitiger Schnee zu erwarten. Die nordischen wilden Gänse bleiben auf den getreide- und wasserreichen Ebenen unsres Vaterlandes, solange sie sich von der Wintersaat nähren können. Brechen sie aber auf und ziehen nicht bloß bei Tage, sondern auch des Nachts, dann kann man auf einen baldigen Schneefall rechnen, der ihnen die Saat unzugänglich machen wird. Sieht man hingegen im Dezember noch viele Edelfinken und einzelne Feldlerchen in Nord- und Mitteldeutschland, dann ist kein strenger Winter zu erwarten.

Auch der Zug der Saatkrähen ist wohl zu beachten. Gewöhnlich ver-

lassen sie unser Vaterland gegen Ende des November oder zu Anfang des Dezember. Vor einigen Jahren aber wanderten sie schon im Oktober von uns weg und taten sehr recht daran, denn der folgende ungewöhnlich frühe und im November strenge Winter hätte ihnen alle Nahrung entzogen.

Noch mehr aber läßt das Betragen der Vögel im Frühjahr die Beschaffenheit der künftigen Witterung erraten. So waren die nordischen Bergfinken, in Thüringen Buchfinken, an andern Gegenden unsres Vaterlandes „Quäker“ genannt, in nie gesehenen Scharen auf unsern Feldern und wollten, wie die nordischen Ziemer, gar nicht wegziehen. Das Frühjahr war aber auch eins der ungünstigsten, das wir erlebt haben. Wir hatten jedoch noch andre Anzeichen von der nassen Witterung. Die Eisvögel brüten gewöhnlich uns am nächsten in den steilen Stellen der Saaleufer (Taf. 7, Abb. 3). Hier legten sie damals ihre Nester oberhalb Oberrenthendorf an den schroffen Ufern der dort sehr kleinen Roda an. Meine Vermutung von kommenden Überschwemmungen traf ein, denn diese waren so arg, daß die Saale übertrat und dadurch alle an ihren Ufern befindlichen Eisvogelnester zugrunde gerichtet haben würde. An den Ufern der kleinen Roda aber konnte das Anschwellen des Wassers sie nicht erreichen.

Etwas Ähnliches erlebten wir im Frühjahre 1843. Im März erschienen auf unsern Bergebenen die Kiebitze und schlugen ihre Wohnung daselbst auf. Daraus schloß ich auf ein nasses Frühjahr und hatte mich nicht geirrt. Der Regen fiel so häufig und befeuchtete die Felder unsrer Berghöhen so sehr, daß die Kiebitze hinlängliche Nahrung auf ihnen fanden, während die Ufer des Frießnitzer und Tautendorfer Sees, die gewöhnlichen Brutplätze unsrer Kiebitze, so überschwemmt wurden, daß nicht ein einziges Kiebitznest unversehrt geblieben wäre. In demselben Frühling verkündete eine andre Erscheinung die Nässe des Frühjahrs und Sommers. In den Umgebungen Renthendorfs lebten im April jenes Jahres sechs Paar Turmfalken (Rüttelgeier). Sie begatteten sich, legten ihre Eier aber nicht in den Horst, sondern ließen sie fallen, zwei Paar ausgenommen, die einen Horst bauten und Junge ausbrüteten. Aber das Aufziehen derselben gelang ihnen nicht, denn die ungewöhnliche Nässe hatte Tausende von Insekten, die Hauptnahrung der Turmfalken, vernichtet (Taf. 6, Abb. 4). Sie konnten in jenem Frühjahre kaum so viel Futter auftreiben, als zur Erhaltung ihres eignen Lebens nötig war, und mußten ihre Jungen sterben lassen. Die in dem einen Horste gingen sehr früh zugrunde, die in dem andern, als sie zu kielen anfingen. Auch das Auftreten der Wiesenknarrer (Wachtelkönige, Schnerze) in unsern an

Riedgras reichen Tälern oder in unsern Kleeäckern bedeutet gewöhnlich ein nasses Jahr; denn in trockenen bewohnen sie die mit Riedgras bedeckten Niederungen unsres Vaterlandes.

Wie nun die Vögel nach dem Aufgeführten nasse Jahre andeuten, ebenso zeigen auch manche Wasservögel trockene Frühjahre an. Naumann erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel. Nicht weit von Ziebigk, dem durch Naumann weltberühmten Wohnorte desselben, brütete vor vielen Jahren eine Graugans, die Stammmutter unsrer Hausgänse, ihre Eier in einem großen Teiche aus. Beide Eltern führten ihre Jungen, sobald sie etwas herangewachsen waren, in einen viel kleineren Teich, was nicht geringe Verwunderung erregte. Das Rätsel löste sich indessen bald. Der ungewöhnlich heiße und an Regen arme Juni jenes Jahres trocknete den großen Teich, den Brutort der Gänse, aus, konnte aber den kleinen Teich, den jetzigen Aufenthaltsort der Graugänse, seines Wassers nicht berauben und gab der ganzen Gänsefamilie hinlängliche Nahrung. Wie sicher hatte der Instinkt diese Vögel geleitet.

Große Freude bereitete es mir, auf einer Rückreise von Berlin mit meinem verstorbenen Freunde, dem großen Ornithologen Freiherrn von Seyffertitz auf Ahlsdorf, eine und die andre Jagd auf dem eine Stunde langen Ahlsdorfer Bruch zu unternehmen. Allein da, wo sonst Tausende von Enten lagen, jagten wir einen Fuchs auf und schossen einen Hasen, denn der Bruch war gänzlich ausgetrocknet. Mein Freund sagte mir, er habe schon Anfang Mai gewußt, daß der Bruch austrocknen würde, denn im April seien die Fische durch die Abzugsgräben nach der Schwarzen Elster gezogen und die Enten und Wasserhühner seien, wie im Mai die später ankommenden Wasser-, Strand- und Kampfläufer (Totanus pugnax; Taf. 7, Abb. 1), Rohr- und Teichhühner sowie die schwarzen Seeschwalben, davon geflogen. Wenn das geschehe, könnte man jederzeit mit Gewißheit auf einen sehr trockenen Sommer rechnen.

Auch aus dem Brüten der Seeschwalben kann man auf die Beschaffenheit der Frühlings- und Sommerwitterung schließen. Nisten sie auf den in den Strömen liegenden niedrigen Sandinseln, dann kann man mit Sicherheit ein trockenes, von Überschwemmungen freies Jahr erwarten. Brüten sie aber auf hohen Sandbänken oder gar auf etwas hohen Uferstellen, so sind Überschwemmungen sehr zu befürchten.

Nasse Sommer kann man ferner aus der geringen Eierzahl der Kerbtierfresser bestimmen. So erinnere ich mich, daß z. B. vor mehreren Jahren die gemeinen Fliegenfänger anstatt fünf bis sechs Eier nur

zwei, höchstens drei, legten und sie hatten wirklich gerade genug mit Erziehung der aus denselben geschlüpften Jungen zu tun.

Es wäre leicht, noch eine Reihe ähnlicher Beobachtungen hier mitzuteilen. Ich glaube aber, schon mit dem Vorstehenden den Weg angezeigt zu haben, den man gehen muß, um eine möglichst hohe Stufe des Prophetentums zu erreichen. Diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, dürfte gewiß von Nutzen sein. Naturforscher, Naturfreunde, Land- und Forstwirte sind die rechten Leute, derartige Beobachtungen anzustellen. Sie möchte ich ersuchen, dieselben entweder selbst zu veröffentlichen oder mir mitzuteilen. Ich würde dadurch in den Stand gesetzt werden, eine ohne Zweifel höchst wichtige und interessante Zusammenstellung derartiger wertvoller und oft nur wenigen bekannter Erfahrungen veröffentlichen zu können.

15. Vögel in der Wochenstube.

So einfach der Hergang des Brutgeschäfts der Vögel im allgemeinen zu sein pflegt, so verschiedenartig sind Nestbau und Beteiligung der Eltern. Auf ersteren hier einzugehen, würde von der Aufgabe ablenken; hinsichtlich der letzteren aber muß bemerkt werden, daß die Sorge um Eier und Brut keineswegs immer einzig und allein der Mutter zufällt, vielmehr sehr regelmäßig auch den Vater in Mitleidenschaft zieht, ausnahmsweise sogar nur von ihm übernommen wird. Der strengen Geschlossenheit und Innigkeit der Vogelehe entspricht die Tätigkeit des Vaters bei Erbrütung und Erziehung der Jungen. Es gilt als Ausnahme, wenn er weder am Nestbau noch an der Bebrütung der Eier, weder an der Atzung noch an der Führung und Leitung seiner Sprößlinge teilnimmt. In der Regel hilft er brüten und atzen, oder aber füttert er die Gattin, während sie über den Eiern sitzt, und macht er sich später als Ernährer der Jungen ebenso wie die Mutter verdient.

Wer das Brutgeschäft unsrer gewöhnlichsten Hausvögel der Beachtung wert gefunden hat, ist mit Regel und Ausnahme bekanntgeworden. Der Tauber hilft, so wenig auch seine Gatten- und Vatertreue gerühmt werden kann, brüten und die Jungen atzen; die Henne erbrütet, führt, leitet und erzieht die Küchlein ohne jegliche Hilfe des Hahns; die Ente brütet allein und erfreut sich erst, nachdem die Jungen ziemlich erwachsen sind, wie-

derum der Gesellschaft des Gatten; die Gans endlich hat in letzterem den treuesten Wächter, Führer und Beschützer. Erwähne ich nach diesem noch, daß einzelne Vogelarten, wie beispielsweise die Kuckucke, ihre Eier fremder Pflege, andre diese einfach der Wärme verfaulender Pflanzenstoffe anvertrauen, so habe ich im großen und ganzen die hauptsächlichsten Regeln und Abweichungen der Brutpflege der Vögel wenigstens angedeutet.

Je nach Beschaffenheit des Nestes darf man von einer Kinderwiege oder auch wohl einem Kinderzimmer der Vögel sprechen; denn das leichte, an einem schwankenden Zweige befestigte Nest läßt sich mit einer schaukelnden Wiege, die von so vielen Arten benutzte Höhlung mit einem Zimmer vergleichen. Eine Wochenstube aber, wie ich sie im nachstehenden zu schildern versuchen werde, gehört zu den absonderlichsten Ausnahmen. Selbst diejenigen Vögel, die in tiefen Höhlungen verschiedenster Art ihr Nest anlegen und brüten, können Höhlung und Nest nach Belieben verlassen und dahin zurückkehren, ohne durch ihr Brutgeschäft behindert zu sein, tun dies auch regelmäßig, sei es um Nahrung zu sich zu nehmen oder um sich zu entleeren und zu reinigen. Ein und das andre Männchen treibt das Weibchen zum Neste und ruft es, wenn die Vaterpflicht von ihm erfüllt werden muß, ungeduldig, weil nach Freiheit verlangend, herbei. Kein einziges aber verfährt, soweit bis jetzt bekannt, wie der männliche Nashornvogel, der seine Gattin, selbstverständlich unter deren Zustimmung und Mithilfe, zwingen soll, die Wochen in des Wortes vollster Bedeutung in einem geschlossenen Raume zu verbringen.

Als die ersten Berichte über das Brutgeschäft der Nashornvögel zu uns gelangten, war der eine oder andre Naturforscher geneigt, sie für eine urteilslose Wiedergabe von Märchen der Eingebornen zu halten. Heutzutage zweifelt nur derjenige an der Tatsächlichkeit dieser Vogelwochenstuben, der das einschlägliche Schrifttum nicht kennt. Alle Mitteilungen glaubwürdiger Beobachter über das Brutgeschäft der Nashornvögel stimmen im wesentlichen überein, gleichviel ob sie aus Südasien oder Mittelafrika stammen, ob sie auf diese oder jene Art der Vögel sich beziehen.

Die Nashornvögel, eine über Südasien oder Indien und die Nachbarländer, die Sundainseln, Philippinen, Neuguinea und verschiedene Nachbar-Eilande sowie über Mittelafrika verbreitete Gruppe, bilden eine besondere Familie und kennzeichnen sich vornehmlich durch den außerordentlich großen, bei einigen Arten durch sonderbare Auswüchse verzierten Schnabel, die niedrigen Füße, gerundeten Flügel, den zehnfederigen Schwanz und andre mehr untergeordnete Merkmale. Der Homrai

(Buceros bicornis), der Indien, die Malaiische Halbinsel und Sumatra bewohnt, darf als Urbild der reichhaltigen Familie angesehen werden, weil er mit der größeren Anzahl seiner Verwandten im wesentlichen übereinstimmt, überhebt mich also auch einer eingehenden Beschreibung von Äußerlichkeiten, um die es sich hier überhaupt nicht handelt (Taf. 7, Abb. 2).

Hinsichtlich ihrer Lebensweise mag bemerkt sein, daß die Nashornvögel Waldungen bewohnen und teils von Baumfrüchten und Samen, teils von verschiedenem Kleingetier sich nähren, meist paarweise oder höchstens in kleinen Trupps zusammen gefunden werden, nur ausnahmsweise zum Boden herabkommen, im Gezweige dagegen mit mächtigen und sicheren Sprüngen geschickt sich bewegen, auch trotz der verhältnismäßig kurzen Fittiche vortrefflich, obschon in tiefen Wellenlinien, manchmal unter sausendem Geräusch ihres Weges dahinfliegen. Die Aufmerksamkeit des achtsamen Reisenden oder Forschers wissen sie unter allen Umständen auf sich zu lenken. Ihr Auftreten ist stets ein eigentümliches, ihr Gebaren auch außer der Brutzeit ein auffallendes. Kein Wunder daher, daß die Einbildungskraft der Eingebornen vielfach mit ihnen sich beschäftigt, daß man sie hier und da heilig spricht und Geschichten über sie in Umlauf setzt, die teilweise noch keine Bestätigung gefunden haben.

Im Urwalde spielen sie eine hervorragende Rolle, und zwar nicht allein wegen ihrer in das Auge fallenden Größe, der ungewöhnlichen Stellungen, die sie im Sitzen annehmen, oder des von dem andrer Vögel merklich abweichenden Flugbildes, sondern auch wegen eigentümlicher Stimmlaute, die zumal vor und während der Paarungszeit vernehmbar werden und durch absonderliche Gebärden eine ausdrucksvolle Begleitung erhalten. So setzt sich das liebeglühende Männchen des Tok, eines von mir vielfach beobachteten afrikanischen Nashornvogels, auf die Spitze eines Hochbaumes, ruft seinen Namen schallend durch den Wald und begleitet den Laut mit dem Neigen seines verhältnismäßig kleinen, des gewichtigen Schnabels halber jedoch groß erscheinenden Kopfes. Der Ruf wird anfangs langsam, später immer schneller und zuletzt so schnell wiederholt, daß der jedesmal nickende Kopf schließlich kaum folgen kann. Andre Arten brüllen wie zornige Schweine; andre wiederum unterhalten sich viertelstundenlang durch ein dumpfes „Bu“; andre endlich kreischen und krächzen abscheulich. Diesen auf Beobachtungen gegründeten Mitteilungen gegenüber erscheint eine Angabe Layards, daß eine Art einen klangreichen Gesang zum besten gäbe, vollkommen unglaublich; aus solchem Schnabel kommen sicherlich nicht melodische Töne.

In der Gefangenschaft sind die Nashornvögel weit weniger anziehend als in der Freiheit. Der größte Käfig erscheint zu klein für sie. Von ihren Fittichen können sie keinen Gebrauch machen, und ihre weiten Sprünge von einer Sitzstange zur andern werden schließlich langweilig. Um andre Vögel bekümmern sie sich nicht, mindestens nicht im guten Sinne. Wahrscheinlich darf man keinem einzigen von ihnen trauen; denn selbst diejenigen Arten, die vorwiegend Pflanzenfresser sind, bekunden zuweilen Mordgelüste, und einzelne größere Arten sind Raubmörder, vor denen kein kleiner Vogel sicher ist. Zur Fortpflanzung hat sich bis jetzt noch keine einzige Art in der Gefangenschaft bequemen wollen, und somit fehlt es uns bis jetzt noch immer an umfassender Kenntnis des Brutgeschäftes. Doch wissen wir einstweilen genug, um die oben gegebene Behauptung aussprechen, das heißt sagen zu können, daß sie hierin von allen übrigen Klassenverwandten sich unterscheiden.

Jene Töne oder Laute sind der Paarungsruf unsrer Vögel, vergleichbar dem wonnigen Schlage der Nachtigall oder der Balze des Huhns. Durch sie drückt der Gatte alle Gefühle der Zärtlichkeit aus, die in seinem Herzen wach werden, und sie klingen der Gattin unzweifelhaft ebenso beglückend in die Seele, wie dem Weibchen des Singvogels die köstlichen Lieder des Männchens. Ob sonst noch Spiele der Liebe, wie sie bei so vielen Vögeln beobachtet werden, das ohnehin nicht spröde Herz der geliebten Hälfte bestürmen und rühren, wissen wir nicht; denn die Beobachtung der meist scheuen und vorsichtigen Geschöpfe ist nicht leicht und einfach. Unruhiger als sonst gebärden sie sich vor der Paarung jedenfalls. Zunächst haben sie dafür zu sorgen, eine passende Baumhöhlung, die zur Wochenstube dienen soll, im Walde aufzufinden. Jedes Paar bewohnt ein verhältnismäßig sehr ausgedehntes Gebiet; aber auch in einem solchen gibt es nicht viele Bäume, die Höhlungen von einem Fuß Durchmesser und darüber aufzuweisen haben. In den meisten Fällen muß nachgearbeitet werden. So ungefüge der mächtige Schnabel aussieht, und so gebrechlich er zu sein scheint, zum Abspleißen beträchtlicher Späne vermag er zu dienen. Ein gefangener Nashornvogel, den Bernstein auf Java pflegte, hackte selbst in seinen aus gespaltenem Bambus verfertigten Behälter Löcher und später von einem halbzölligen Brette große Späne ab; obgleich bekanntlich gerade der Bambus ungemein hart ist und auch ein Brett den Arbeiten sehr fester Schnäbel lange widersteht.

Mühe genug mag es den Vögeln bereiten, die Wochenstube auszu-

zimmern. Alle Arbeiten werden mit größter Vorsicht ausgeführt, weil es den mißtrauischen Geschöpfen ganz besonders darauf anzukommen scheint, das Nest nicht zu verraten. Ist der Raum endlich fertig geworden, so beginnt das Weibchen seine Eier zu legen, bald darauf auch zu brüten. Und nunmehr wird es unter eigner Beteiligung vom Männchen eingemauert. Es wird Erde und verfaultes Holz, andre sagen Lehm und Kuhdünger, herbeigeholt, beides, vielleicht unter Beigabe des klebrigen Speichels, vermengt, daraus ein zu fester Masse verhärtender Baustoff gebildet und dieser über- und aneinander geschichtet, bis der Eingang der Höhle so weit geschlossen ist, daß nur eine kleine Öffnung übrigbleibt, durch die das Weibchen eben einen Teil seines Schnabels stecken kann.

Wie bei der Einmauerung verfahren wird, erzählt Horne, der Gelegenheit hatte, ein in der Nähe seines zeitweiligen Wohnhauses brütendes „Homrai"-Paar mit Hilfe eines guten Fernglases zu beobachten. In einem mächtigen Sissubaume (Dahlbergia sissoo) befand sich eine Höhlung, die bisher von Papageien und Raken bewohnt worden war, gelegentlich aber besagtem Paare ins Auge fiel und von ihm, unbekümmert um das Kreischen der Papageien und das Krächzen der Raben, gewaltsam in Besitz genommen wurde. Sie befand sich zwar nur drei Meter über dem Boden, war aber groß genug, dem Weibchen Arbeiten im Innern zu gestatten, und wurde deshalb auch trotz der Nähe des Hauses gewählt. Das Weibchen machte sich oft in ihr zu schaffen, und das Männchen beeiferte sich dann, es mit kleinen Pipulfeigen zu füttern.

Eines Tages begann das Weibchen mit dem Verkleben der Öffnung. Es nahm die dazu erforderlichen Stoffe von dem Boden der Höhlung auf und klebte sie rechts und links mit der Breitseite des Schnabels fest. Nach zwei oder drei Tagen war die Öffnung bis auf eine fingerbreite Spalte verschlossen. Horne sah das Männchen niemals etwas andres als Futter zutragen, sagt auch nicht, daß das Männchen beim Einmauern geholfen habe, während alle übrigen Beobachter und Berichterstatter angeben, daß dieses es sei, das die Arbeit des Verklebens der Öffnung besorge. Wieviel von den Angaben der letzteren auf Mitteilungen der Eingebornen beruht, lasse ich ungeachtet der Versicherung Tickells, mit eignen Augen gesehen zu haben, daß das Männchen sein Weibchen einmauere, unentschieden; Hornes Bericht scheint meiner Ansicht nach die meiste Glaubwürdigkeit zu verdienen.

In diesem abgeschlossenen Raume verweilt das Weibchen während der ganzen Brutzeit, mindestens zwei, vielleicht drei Monate lang, wird

bald häßlich und schmutzig, verliert, vielleicht infolge der innen herrschenden Hitze, einen großen Teil seiner Federn, mausert und kommt endlich nebst seinem oder seinen inzwischen aufgewachsenen Jungen wieder zum Vorschein. Das Männchen fliegt weit und breit nach Nahrung umher, erscheint mit solcher vor der Öffnung, hängt sich am Stamme fest, knackt mit dem Schnabel, um seine Ankunft anzuzeigen, und atzt sodann das Weibchen, das die Schnabelspitze durch die Spalte steckt. Während dieses samt den Jungen, die anfänglich einem Gallertklumpen mehr als einem Vogel gleichen, dick und fett wird, magert jenes infolge der aufreibenden Tätigkeit zugunsten seiner gefräßigen Familie zu einer Jammergestalt und verkümmert förmlich. Es gönnt sich weder Rast noch Ruhe, denkt kaum an seine eigne Ernährung und scheint einzig und allein das Wohlsein von Gattin und Kindern zu erstreben.

Das Nistgebiet wird nicht selten ausgeraubt und ausgeplündert; die Ausflüge müssen also immer weiter, selbst bis in bewohnte Gegenden, ausgedehnt werden, und mit der zunehmenden Anstrengung wächst hier erklärlicherweise auch die Gefahr für das eigne Leben. All dem unterzieht es sich willig und bekundet damit ein Pflichtgefühl, das ihm sicherlich zur höchsten Ehre gereicht. Ein Wunder wäre es nicht, wenn es, wie Horsfield ernsthaft als oft beobachtete Tatsache berichtet, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung etwaigen Undank für solche Aufopferung sehr übel aufnehmen und das Weibchen, das in seiner Abwesenheit mit einem andern Männchen verkehrte, einmauern und elendlich verkommen lassen sollte. Horsfields Erzählung ist jedoch sicherlich nur eine Wiedergabe unbegründeter Mitteilungen der Eingebornen, und der Ruhm des treuen Gatten steht ungeschmälert da.

Aus welchem Grunde der brütende Nashornvogel gegen die Außenwelt sich abschließt oder abgeschlossen wird, ist rätselhaft. Horsfield und ebenso Layard meinen, es geschähe zum Schutze gegen die Affen, die ebenso wie unsre verhätschelten Eichhörnchen abscheuliche Nesterplünderer sind; Bernstein glaubt, es finde lediglich aus Vorsorge statt, um zu verhüten, daß das fluglos werdende Weibchen aus dem Nest falle. Ich vermag weder der einen noch der andern Erklärung beizustimmen. Gegen Affen weiß sich ein Nashornvogel sehr wohl zu verteidigen. Muß doch selbst der Mensch, der ein brütendes Weibchen ausheben will, durch besondere Vorkehrungen, Umwickeln der Hand und des Armes mit Tüchern und Lappen z. B., vor dem kräftigen Schnabel sorgfältig sich schützen, falls er nicht ernstlich beschädigt werden will. Auch würde dem

bedrohten Weibchen unzweifelhaft sehr bald die Hilfe des Männchens werden; wenigstens fürchten dieses die Eingebornen als nicht ungefährlichen Verteidiger seiner Gattin und Brut.

Ein Mann, der für Tickoll ein brütendes Homrai-Weibchen aus dem Nest holen wollte, wurde, als er den Arm in die von ihm in die Wand vor dem Baumloche gebrochene Öffnung steckte, so heftig von dem innen sitzenden Vogel gebissen, daß er fast vom Baume herabgestürzt wäre, schien auch von dem Männchen, das unter röchelnden Lauten bis dicht an ihn herankam, bedacht zu werden. Wie sollte es also einem Affen oder sonstigen als Feind auftretenden Bewohner des Waldes anders ergehen? Ebensowenig dürfte das Weibchen in Gefahr sein, aus der Bruthöhle zu stürzen, und wenn dies wirklich der Fall wäre, würde eine einfache Schutzmauer zur Verhütung dieser Gefahr genügen. Es muß sich also um etwas andres handeln in dieser Wochenstube, und ich meine, daß die einfachste Erklärung vielleicht in dem Bedürfnis nach stetiger Wärme für Mutter und Kinder zu finden sein möchte. Noch wissen wir hierüber bestimmte Auskunft nicht zu geben und dürfen deshalb Wallace beistimmen, wenn er die Tatsache des Einmauerns wunderbar nennt; denn das Wunder beginnt da, wo das Verständnis aufhört.

16. Ein Geiermahl in Süd-Nubien.

Wir hatten die Wüstensteppe Bahiuda hinter uns und zogen längs des Nils durch die öde, aber malerische Enge des Wadi-Rherri. Die Regenzeit war nahe und die Hitze fürchterlich; mehr noch als sie drückten, behinderten uns aber die glühenden Sandstürme, die den heranziehenden Frühling einzuleiten pflegen. Ein solcher Glutwind beendete eines Morgens kurz nach dem Aufbruche unsern Ritt, und wir waren äußerst froh, bald nach Beginn der rasenden Windsbraut ein kleines Dorf zu erreichen. Hier lag eine aus Mittelnubien gekommene, im höchsten Grade entkräftete Karawane vor uns, die sich vor der Weiterreise nach dem unfernen Chartum erst einigermaßen erholen wollte. Ihren Ausrüster, einen reichen türkischen Kaufmann, fanden wir in der besten Strohhütte des Dorfes; er teilte sie aber sogleich bereitwilligst mit uns.

Wie es bei solchen Begegnissen zu geschehen pflegt, erzählten wir uns gegenseitig ausführlich unsre letzten Erlebnisse, und so erfuhren wir denn,

daß unsre neuen Bekannten einen Brunnen der Steppe verfehlt und ihre Kamele deshalb ungemein gelitten hatten.

„O Herr“, sagte Hawadje Hussëin, „es ist sehr traurig, wenn man sehen muß, daß die Nissúr[1] das beste Kamel zerfleischen mit ihren furchtbaren Schnäbeln und von dem guten Tiere kaum die Knochen übriglassen. Zwei Stück haben wir bereits eingebüßt; aber mir tut bloß ein armer Knabe aus Dongola leid, der sein ganzes Besitztum, eine treffliche Kamelstute, wohl heute noch verlieren wird, denn sie schleppt sich schon seit drei Tagen, obwohl ledig, nur mit Mühe neben uns her. Bewahre der Prophet jeden Gläubigen vor den Giftwinden, die uns betrafen! Nur bei Gott, dem Erhabenen, allein ist die Stärke: sonst wären auch wir erlegen. Denn der Arm des Todes griff nach uns allen, und die Pforten der Hölle waren geöffnet. Aber — el hamdu lillahi! (Gott sei Dank!) wir haben wieder Nilwasser getrunken!“

Unser Mann würde gewiß noch länger in diesem Tone fortgefahren haben, wäre nicht der erwähnte Kameltreiber soeben in die Hütte getreten. Auf seinem Gesicht war die Anzeige eines großen Verlustes zu lesen; aber er sprach kein Wort.

„Nun, Mann, wie geht es, was tun die Kamele?“ fragte Hawadje Hussëin.

„Nädjedi maht, ja sidi“ (Meine Kamelstute ist tot, Herr). Nur bei Gott ist die Stärke; gelobet sei er und sein Prophet: aber ich bin ein Bettler geworden! Hauen Allah aleïhi! (Möge Gott mir helfen!)

„Amin ja radjel! (So sei es, Mann!) Du Gläubiger, erhebe dein Haupt und schüttle den Trübsinn von dir; Gott wird weiter helfen, denn bei ihm ist die Hilfe!“

Aber der Arme wollte sich nicht trösten lassen. Wir gaben ihm Geld; er nahm es dankbar an und schwieg. Hin und wieder perlten ihm einzelne Tränen über die dunklen Wangen herab, dann und wann seufzte er tief. Endlich sagte er noch höchst betrübt:

„Zehn Jahre lang besaß ich das vortreffliche Tier; jetzt liegt es draußen in dem Bauche der Felsen, und die Geier werden es fressen!“

„Aber Mann“, erwiderte ich ihm, „wo sollen denn hier die Geier herkommen? Weit und breit ist nichts zu sehen als eine Einöde, in der man kaum einen Raben antrifft, warum also fürchtest und hassest du jene?“

„Weil sie“ — der Kameltreiber beantwortete den letzten Teil meiner

[1] Plural von „Nissr“ — Geier — wörtlich „der Zerfleischende“.

Frage zuerst und dann den ersten zuletzt — „nedjes (unrein) sind vom Uranfang an, und der Gläubige, der die Gesetze des Propheten — Gottes Frieden über ihn! — achtet, sie von sich fernhält; weil sie den ermüdeten Wanderer in der Steppe anfallen wie ein totes Aas; weil sie den Reisezügen des Menschen folgen wie der Teufel, vor dem der Herr seine Erwählten beschützen möge! Nur ihre Leber besitzt heilsame Kraft, aber es ist dem Gerechten verwehrt, sich ihrer zu bedienen, und bloß dieser oder jener verruchte Zauberer benutzt sie zu seinen höllischen Werken. Woher sie kommen, fragst du? Sie werden erscheinen ohne Zahl und den Himmel bedecken mit ihrer Menge."

Diese in unsern Augen höchst angenehme Voraussetzung wurde von allen Eingebornen so einstimmig bestätigt, daß wir beschlossen, hier zu bleiben und die Geier zu erwarten. Das Aas war zur Beobachtung und Jagd der Vögel sehr geeignet; es lag allerdings „im Bauche der Felsen", wie der Nubier sagte, und die Felsen boten uns vortreffliche Verstecke dar. Um etwaige Raubversuche der Hyänen abzuhalten, wurde unser Jäger beordert, nachts in der Nähe des gefallenen Tieres Wache zu halten. Er ging jedoch nur mit größtem Widerstreben auf seinen Posten, denn „die verruchten Zauberer nehmen ja leider nachts die Gestalt der Hyäne oder des Nilpferdes an, und ein Zusammentreffen mit ihnen ist dem Gläubigen höchst schädlich. Der böse Blick aus dem Auge des Zauberers kann das Blut in den Adern des Gerechten zum Stocken, das Herz zum Stillstehen bringen, die Eingeweide ausdörren und den Verstand verwirren"; andrer Gefahren gar nicht zu gedenken! Unser Jäger war aus allen diesen Gründen von der Bedenklichkeit seiner Lage, den verwandelten Hyänenmenschen gegenüber so durchdrungen, daß ihm nur unsre Versicherung, auf einen Schuß von ihm zu seiner Hilfe herbeizueilen, einige Beruhigung gewährte. Er ging also; es erschienen keine Hyänen; der Mann hatte die erflehte Hilfe des Gottgesandten erhalten!

Am andern Morgen lösten wir ihn frühzeitig ab, weil wir glaubten, daß die Geier wohl in den ersten Stunden erscheinen würden. Wie wir jedoch heute zum erstenmal erfuhren, irrten wir uns sehr.

Es war noch kühl, einsam und still in der Nähe des fahlen Sterbebettes, als wir bei dem Kamele ankamen. Nur einige Steinschmätzer und Ammerlerchen, die Bewohner auch des Innersten der Wüste, sangen ihr Morgenliedchen, sonst sah und hörte man nichts Lebendiges. Bald nach Sonnenaufgang aber entdeckte Alis scharfes Auge einen eben in unsern Gesichtskreis gelangten Raben, dessen weiße Brust uns den wirk-

lich schönen Corvus scapulatus des Innern Afrikas erkennen ließ. Er flog erst langsam, schien aber plötzlich das Aas zu sehen und näherte sich ihm nun mit raschen Flügelschlägen. Bei seiner Ankunft umkreiste er es mehrere Male schreiend in immer geringerer Höhe, senkte sich dann schief herab, schwang sich nach vorn und oben und betrat, die feinen spitzen Flügel zusammenlegend, in einiger Entfernung von demselben den Boden. Jetzt schaute er sich vorsichtig um, stolzierte ernst auf den Leichnam zu und umging ihn, scheinbar sehr zufrieden, mit bedächtigen Schritten. Ein Wüstenrabe (C. umbrinus) gesellte sich zu ihm, und bald folgten von beid.n Arten mehrere nach; in kurzer Zeit mochten über ein Dutzend Raben versammelt sein. Nun erschienen immer neue Gäste. Die hier sehr häufigen schmutzigen Aasgeier (Neophron percnopterus und N. pileatus) hatten die Rabenversammlung bald ausgewittert und eilten aus allen Richtungen der Windrose in Scharen herbei. Schmarotzermilane (Milvus parasiticus) kreisten schreiend über der Gruppe, dann ließ sich auch von ihnen einer nach dem andern zur Erde nieder. Nach Verlauf einer Stunde war eine sehr zahlreiche Gesellschaft zusammengekommen. Alle Mitglieder derselben blickten lüstern auf das Aas; aber nur die Aasgeier versuchten es, die Augen auszuhacken und von der heraushängenden Zunge einige Bröckchen abzupicken, obgleich ihnen dies nur in geringem Maße gelang. Die Schnäbel sämtlicher hungrigen und sehr eßlustigen Tischgäste waren viel zu schwach, als daß sie die starke Lederhaut des Kameles hätten zerreißen können.

Da schoß plötzlich ein großer Raubadler (Aquila raptor), den wir nicht hatten kommen sehen, auf den Kopf des Kameles nieder und riß mit einigen Schnabelhieben die Augenhöhle auf, um das Auge auszulösen. Er hatte aber kaum diese Arbeit beendet, als sich von allen Seiten die Schmarotzermilane schreiend und stoßend auf ihn stürzten, um das von ihm Errungene zu ihrem eignen Nutzen auszubeuten. Es entstand ein unglaubliches Getümmel und ein wahres Zetergeschrei um den Adler, der, entrüstet über die zudringliche Bettlergesellschaft, schließlich ihnen seine Beute stolz zuwarf und es ihnen überließ, sich nun unter sich um dieselbe zu balgen und zu verfolgen. Er wandte sich von neuem zu seiner Tafel, aber nunmehr war auch die Zeit erschienen, in welcher die eigentlichen Vorleger der Speise auf dem Schauplatze ankamen.

Meines Dieners Falkenauge entdeckte fern von uns in sehr bedeutender Höhe den ersten in Schraubenwindungen sein Jagdgebiet absuchenden Ohrengeier (Vultur auricularis). Ich fand den Vogel erst nach

langem Suchen auf; er erschien mir als kleiner schwarzer Punkt am dunklen Himmel, viel kleiner, als uns ein in den höheren Luftschichten sich tummelnder Mauersegler vorzukommen pflegt. Dieser Punkt nahte sich uns ungemein rasch, ohne irgendwelche Flügelbewegung, kreiste zwei- oder dreimal über dem Aase und zog plötzlich die Schwingen ein. Jetzt schwebte er nicht mehr, sondern fiel wie jeder andre schwere Körper mit der bekannten, sich von Augenblick zu Augenblick vergrößernden Geschwindigkeit sausend nieder. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, das gewaltige Tier mit solcher fabelhaften Schnelle näher und näher kommen zu sehen. Der dunkle Punkt verwandelte sich während einiger Sekunden in einen Vogel, der den Schwan an Größe übertrifft! Es schien, als müßte der Geier bei seiner Luftfahrt zerschmettert werden, allein er wußte dem vorzubeugen. In einer Höhe von etwa dreihundert Fuß über der Erde breitete er seine Schwingen wieder aus und minderte dadurch die Schnelligkeit des Falles, bis er schließlich gemächlich herabschwebte.

Sein Erscheinen auf dem Aase scheuchte das kleine Gesindel augenblicklich zur Seite, wie die Ankunft des amerikanischen Königsgeiers (Vultur Papa) die dortigen Aasgeier (Vultur aura und Vultur Jota) selbst mitten im Fressen von der Tafel jagt. Entsagend saßen alle Schwächlinge um den Gewaltigen; der Adler allein nahte sich ungescheut. Der Geier lief mit raschen Schritten auf das Aas zu, schwang sich auf dessen Leib, blickte stolz in die Runde und begann seine Mahlzeit. Mit zwei bis drei Schnabelhieben hatte er die starke und feste Haut zerrissen und wühlte nun in dem Fleische. Bei jedem Bissen, den er abriß, schleuderte er größere oder geringere Brocken zur Seite; diese wurden von dem Bettlergesindel, nach manchem Kampf unter sich, begierig aufgefangen. Währenddem hatte sich die Gesellschaft um mehrere andere Geier (Vultur Rüppellii und Vultur fulvus) vermehrt, die, wie der Ohrengeier, mit unbeschreiblicher Gier dem Aase zueilten. Da trat ein neuer Ankömmling auf: der Marabu (Leptoptilus crumenifer). Er schien gewillt, den Geiern ihre Mahlzeit streitig zu machen. Mit weitgeöffnetem Schnabel stelzte er heran; der Ohrengeier richtete sich stolz auf und bereitete sich vor, den Frechen nachdrücklich zu empfangen. Er sah wahrhaft königlich aus, während er sich rüstete. Die Schwingen gebreitet, den nackten Hals und Kopf in Zornesfalten gelegt, den furchtbaren Schnabel geöffnet, erwartete er den gefräßigen, mit riesigem Keilschnabel bewehrten Gegner. Dieser schien diesmal nicht gesonnen, einen Kampf anzunehmen, sondern blieb in seiner Fechterstellung stehen, und die Mahlzeit der Geier ging weiter.

Unser treffliches Versteck gestattete uns zwar einen ganz vorzüglichen Überblick der Gesellschaft, schien uns jedoch noch etwas zu entfernt, um später mit Erfolg unter die Schmausenden zu feuern. Ich vertraute also endlich den Versicherungen meines Dieners, daß man sich fressenden Geiern bis auf zwanzig Schritte nähern könne, ohne sie in die Flucht zu jagen, und schlich mich, durch die Felsen gedeckt, bis auf etwa dreißig Ellen an die Vögel heran. Der Erfolg zeigte, daß Ali wahr gesprochen; zugleich aber machte ich die später oft wiederholte Bemerkung, daß die noch herbeifliegenden Geier, wenn sie ihre Genossen auf einem Aase sitzen sehen, ohne die geringste Scheu dicht über und neben dem heranschleichenden Jäger vorbei nach dem Schmause fliegen.

Von dem Gewimmel, das jetzt am Aase stattfand, kann ich nur eine sehr dürftige Beschreibung geben, weil mir die Worte fehlen, es gehörig zu schildern. Die Geier zeigen während ihrer Mahlzeit eine Gier, als wollten sie sich auf Monate mit Speise versorgen. Mit wagrecht vorgestrecktem Halse, erhobenem Schwanze und schleppenden oder ausgebreiteten Flügeln eilen sie in mächtigen Sätzen auf das Aas zu, und hier beginnt nun ein Getreibe, ein Arbeiten, Streiten, Zanken, Beißen, Schlagen mit den Flügeln, Kreischen und Schreien, das man gesehen und gehört haben muß, um imstande zu sein, sich eine Vorstellung davon machen zu können. Die Ohrengeier halten sich mehr an die äußeren Fleischlagen des Aases; die langhalsigen Geier aber öffnen mit ein paar Hieben die Bauchhöhle, stecken ihren Hals bis zur weißen Krause in dieselbe und wühlen in den Eingeweiden herum (Taf. 3, Abb. 3). Manchmal reißt einer einen Darm heraus, sucht sich soviel als möglich davon zu sichern und zieht denselben, hastig vom Aase weglaufend, ellenlang aus dem Leibe. Da stürzen sich dann die andern wütend auf diesen leckern Bissen, helfen den Darm noch länger ausziehen, suchen ihn für sich zu gewinnen, werden von andern ihrer Art wütend angefallen; und es entsteht nun allemal ein heftiger Kampf, ein tolles Lärmen und ein wahrhaft babylonisches Wirrsal von Tönen und Gestalten. Alle Waffen gelten bei solcher Balgerei. Die Vögel gebrauchen nicht bloß Schnabel und Klaue, sondern auch die Flügel, um das Erworbene damit zu decken oder andre Gierige durch Schläge mit ihnen zu vertreiben.

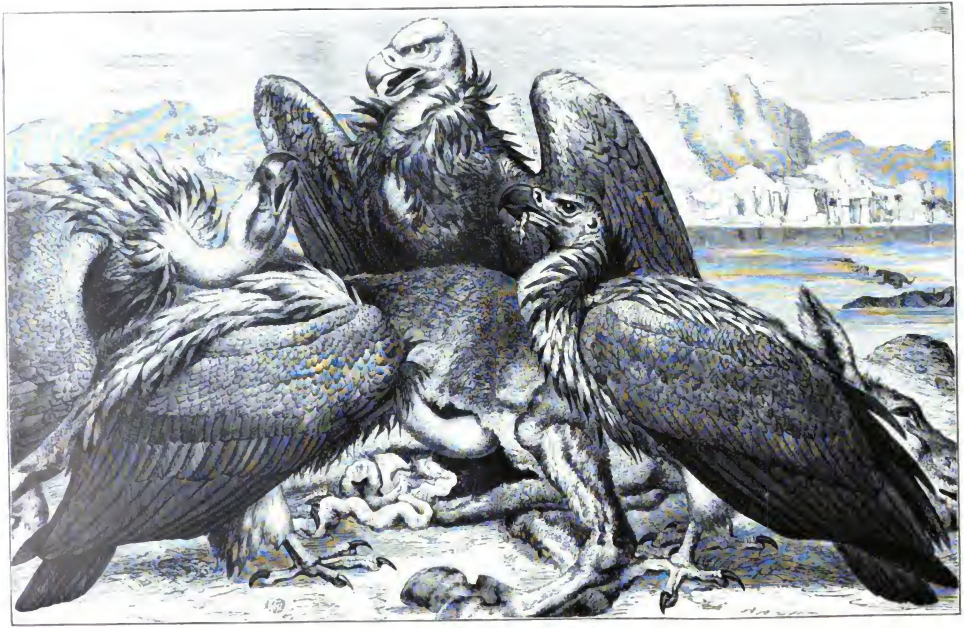
Beständig langen hungrige Gäste an und beginnen sofort Kampf und Streit mit den Fressenden, die sich unter ingrimmigem Gekreische ihrer Haut wehren. Die Marabus und, wenn das Aas in der Nähe bewohnter Ortschaften liegt, auch alle Hunde des Dorfes benutzen solchen Zwiespalt



1. Der Vampir (Phyllostoma spectrum).



2. Die Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum).



3. Ein Geiermahl in Süd-Nubien.

und nahen sich während des Kampfes der Speise. Die ersteren schlingen dann rasch ungeheure Bissen hinab und füllen in einer Minute ihren Kropfsack so an, daß er fußlang ausgedehnt wird; die Hunde eilen zähnefletschend zwischen den gefährlichen Vögeln hindurch und reißen, mit ihren Füßen sich einstemmend, rasch ein Maul voll Fleisch herunter, denn die Geier dulden keine Beeinträchtigung ihres Gewerbes. Kaum erblicken sie die fremden Eindringlinge, so lassen sie von allem Zwist und Hader unter sich ab und stürzen sich auf jene.

Jetzt beginnt ein neuer Abschnitt des Kampfes. Weder die Hunde noch die Kropfstörche weichen gutwillig, sondern beide verteidigen sich nach Kräften. Knurrend und bellend springen und schnappen die Hunde nach den auf sie zustürzenden Geiern, diese weichen dem Biß aus und hauen nun ihrerseits mit dem Schnabel nach den Vierfüßlern. Gelingt es ihnen, einen derselben zu treffen, dann hört man lautes Geheul und gleich darauf wütendes Bellen, Knurren und Kreischen, bis zuletzt der Hund seine Tracht Hiebe weg hat und mit eingeklemmtem Schwanz heulend das Feld räumt. Der Marabu haut mit seinem schweren Schnabel rücksichtslos in solches Getümmel und sucht sich nach allen Seiten hin das Feld freizuhalten; aber auch er wird gar nicht selten von den Geiern besiegt. Über der ganzen Gruppe schweben und flattern während eines solchen Kampfes alle kleineren Schlecker beobachtend umher, nur darauf lauernd, für einen Augenblick eine freie Stelle des Aases zu erspähen, auf die sie dann im Nu herabstürzen, um hier bis zu ihrer Verdrängung sich gütlich zu tun.

Auf ein solches Schauspiel waren jetzt unsre Blicke gerichtet. Der Marabu hatte uns erspäht und spazierte, scheinbar mit der größten Seelenruhe, auf und davon; die Geier aber waren viel zu sehr mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, als daß sie uns beachtet hätten. Ich gebot Ali, sein Gewehr zu spannen und so bereit zu halten, daß ich es sofort erhalten könnte, wenn ich das meinige abgeschossen haben würde. Nun suchte ich mir das dichteste Gewimmel aus und zielte auf die Köpfe von sechs bis acht eifrig beschäftigten Geiern. Die ersten beiden Schüsse brachten eine außerordentliche Wirkung hervor. Zwei oder drei Geier sanken im Feuer zusammen; die übrigen erhoben sich nach einem Anlaufe von zwei senkrechten Sprüngen in die Luft. Das Gewimmel war aber so arg, daß einer den andern durch seine Flügelschläge am Fliegen hinderte und hierdurch ein wirrer Klumpen durcheinander flatternder Vögel entstand. Ich feuerte ohne allen Erfolg unter dieses Wirrsal der Vögel und war in so

hohem Grade überrascht, daß ich beinahe versäumt hätte, einem der Verwirrung entronnenen und ganz niedrig über mich wegfliegenden Ohrengeier die ganze Ladung des letzten Rohres in die Brust zu jagen. Trotz der geringen Entfernung schien der wohlgezielte Schuß wirkungslos geblieben zu sein. Der Geier zog ruhig weiter, hatte sich bereits in ziemliche Höhe erhoben und schien uns verloren zu sein; da legte er plötzlich seine Schwingen zusammen und stürzte, schon in der Luft verendet, senkrecht zur Erde. Seine übrigen Genossen schienen mehr erstaunt als erschreckt zu sein.

Die Raben und Milane hatten schon längst die Höhe gewonnen und schrien uns aus Leibeskräften ihre Verwünschungen zu, die Geier dagegen waren nur teilweise verschwunden. Eine große Anzahl hatte sich nach den Schüssen sofort wieder niedergelassen und saß ruhig auf den nächsten Felsenzacken und auch im Tale selbst. Der Versuch, sich ihnen zu nahen, war jedoch vergeblich. Sie hatten bloß die Ursache der Unterbrechung ihrer Tafel erforschen wollen und ergriffen scheu die Flucht, als wir mit frischgeladenen Gewehren auf sie zugingen. Bloß zwei von ihnen liefen ganz unbefangen auf und nieder; ihre hängenden Flügel belehrten mich, daß sie flügellahm geschossen waren. Als sie mich auf sich zukommen sahen, erbrachen sie zunächst alle im Kropfe aufbewahrte Nahrung und flüchteten dann laufend. Ich holte den einen mit Mühe ein und schickte mich an, ihn zu ergreifen. Dies war aber keine leichte Aufgabe. Der Verwundete kehrte sich gegen mich, duckte sich etwas nieder und lauerte mit eingezogenem Hals blitzenden Auges auf den Augenblick, mich mit seinem furchtbaren Schnabel ergreifen zu können. Meine Bemühungen, ihn mit dem Gewehrlaufe niederzudrücken, waren umsonst, denn er wußte sich immer freizumachen. Da kam mir Ali zu Hilfe und fing den Vogel mit leichter Mühe, indem er ihm sein Umschlagetuch über den Kopf warf und ihn darin verwickelte. Er wurde gebunden und auf den Rücken gelegt; dann gingen wir dem zweiten nach. Dieser schien sich fast erholt zu haben und wäre uns sicher entkommen, wäre einer seiner Flügel nicht unbedeutend verletzt gewesen. So wurde auch er eingeholt und zu den andern gebracht. Das Ergebnis der Jagd war sehr zufriedenstellend: wir hatten zwei Ohren-, drei langhälsige und einen armen schmutzigen Aasgeier erbeutet und zogen stolz auf unsre stinkende Beute dem Dorfe zu, um dort das mühselige Geschäft des Abbälgens und Ausstopfens vorzunehmen.

17. Ein zweiter Graf Gleichen.

In Schleswig erzählte man mir eine allerliebste Geschichte, und glaubwürdige Leute verbürgten deren Wahrheit. Ich will sie wiedererzählen so gut ich kann; sie ist folgende: „Auf einem der großen Güter des von der Natur so reich gesegneten Landes lebte seit mehreren Jahren ein Storchpaar in glücklicher Ehe. Beide Gatten erschienen in jedem Frühjahre kurz nacheinander; das Männchen kam, wie fast bei allen Vögeln, zuerst, das Weibchen einige Tage später an; dann wurde das Nest ausgebessert und die zärtliche Liebe beider Gatten bald durch Nachkommenschaft belohnt. Wiederum hatte der Frühling seinen Einzug gehalten, als Herr Storch zur gewöhnlichen Zeit erschien. Sprechende Bewegungen des edlen Hauptes sandten tausend Grüße zu den Schutzherren des Sommergastes hinab, und noch sprechenderes Schnabelgeklapper gab der Freude, nach der langen Reise wieder daheim zu sein, beredten Ausdruck; kurz, Freund Storch war glücklich, sehr glücklich. Aber nur einen, — zwei, — drei Tage lang, denn seine teure Hälfte, die Mutter seiner früheren Kinderscharen, die sie in früheren Jahrgängen, alle, alle

an der treuen Brust
wachsen sah mit Mutterlust —

sie, die Zierde des Nestes, erschien nicht! Lag hier ein Fall von Untreue vor? Hatte ein andrer jugendlicher Storch die schöne Alte verlockt? Oder war gar ein Mißgeschick ihr, der Geliebten, zugestoßen? Ach, alle diese Fälle waren möglich. Sogar unter den gefiederten Schönen kommt leider, leider — und deshalb noch immer nicht zur Entschuldigung andrer Weibchen —, auch unter den Vögeln sogar kommt Untreue vor. Es gibt treulose Vogelgattinnen, welche die heiligsten und mit den glühendsten Worten vorgekrächzten oder geklapperten, geschwatzten, gepfiffenen, geflöteten, gesungenen Liebesschwüre vergessen können; es gibt Gatten, deren Gedächtnis zuweilen die unzweifelhaftesten Beweise inniger Liebe und Zärtlichkeit, die sie von ihren Gemahlinnen erhielten, entschwinden können! Und was das Unglück anlangt: ach, ich weiß selbst nur zu gut, wie weit die Reise bis in die Winterherberge der Störche ist, wahrscheinlich hatten sie zwischen den einzelnen Dohlenbüschen der Felder Ostsudans, wo ich im Frühling stets Tausende von Störchen sitzen sah, voneinander Abschied genommen und sich seitdem nicht wieder gesehen; möglicherweise war ein müßiger nilbefahrender Engländer auf den unseligen

Gedanken gekommen, seine Büchse auf einen Storchhaufen abzuschießen und hatte merkwürdigerweise auch getroffen; möglicherweise — doch das kann ich ja kürzer sagen:

> Doch mit des Geschickes Mächten
> Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
> Und das Unglück schreitet schnell.

„Der arme Storchmann! Traurig saß er am vierten oder fünften Tage auf seinem Neste; kein Gruß wurde in den Hof hinabgenickt, keine Bachsche Fuge abgeklappert; nur zuweilen schien er aus tiefen Träumen zu erwachen oder von zudringlichen Wesen, vielleicht von dem abscheulichen Philopterus incompletus, erweckt zu werden, und nestelte dann zerstreut an seinem Federwamse herum. Er war tiefbetrübt, das sah ihm jedermann schon von weitem an; es geht sogar die Rede, daß er drei Tage lang nicht gefressen habe, woran ich jedoch zweifeln muß, weil der Storch ein verständiges Tier ist.

„Endlich aber schien es, als ob ein Lichtstrahl in das trübe Dunkel seiner bekümmerten Seele gefallen, als ob ihm ein guter Gedanke gekommen wäre. Er erhob das Haupt, sah etwas freier in die schöne Welt hinaus oder hinab und schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Urplötzlich erhob er sich und stieg mit gewohnter Meisterschaft in herrlichen Schraubenlinien zum Himmel auf, wandte sich dann einer entschiedeneren und bestimmteren Richtung zu und verschwand. Leider fehlen alle sicheren Berichte über den Weg, den er nahm, und man weiß eben nur soviel, daß der Bekümmerte getröstet heimkehrte, und zwar in Gesellschaft der liebenswürdigsten Störchin der Erde, allem Anschein nach sogar einer Storchjungfrau (Taf. 4, Abb. 1). Daß diese sich entschlossen hatte, das dem weiblichen Geschlechte so tief verhaßte Joch der Ehe auf sich zu nehmen, konnte nicht bezweifelt werden; denn sie erwiderte nicht nur jedes Liebesgeklapper ihres Anbeters mit einem beifälligen, aber noch zarteren andern, sondern begann auch sofort das Nest wieder herzurichten, und es war wohl bloß Zufall, falls es überhaupt begründet ist, daß dabei ein Kräutlein mit kleinen blauen Blumen, das früher von der Tochter des Gutsherrn zart gepflegt, später aus Überdruß aber weggeworfen war, und dennoch auf dem Storchneste wieder Wurzel geschlagen hatte, herausgerissen und dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine Unvertilgbarkeit nochmals zu beweisen.

„Das verödete Nest war nach kurzer Arbeit in guten Stand gekommen, und schon am folgenden Tage lag das erste Ei, die erste Frucht der neuen

Liebe, in ihm. Man kann sich die Freude des neuvermählten Paares denken! Überselig erhob Er das Haupt und klapperte eine Idylle nach der andern zum Himmel; Sie aber saß, noch etwas erschöpft von der Anstrengung des Legens, ruhig auf ihrem Wochenbett und wärmte einstweilen das Pfand ihrer Liebe. Doch nur noch ein Tag des Glückes sollte dem Paare beschieden sein: der folgende. Er verging unter wechselseitiger Zärtlichkeit. Am nächsten lag die junge Gattin wieder auf ihrem Bett und war im Begriff, ihrem Hause einen neuen Sprossen zu schenken: da erschien hoch über den Friedlichen ein Feind ihres Bundes. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel stürzte sich plötzlich — die erste Gattin des Nestbesitzers herab auf ihr Haus und schien willens zu sein — natürlich unter aller Berücksichtigung der weiblichen Sanftmut und Friedfertigkeit — ihr altes, gutes, von Papa Storch beschworenes Recht zu beanspruchen. Eine halbe Stunde großer Verlegenheit für den Hausvater folgte. Das Geklapper der Neuangekommenen war sehr entschieden, anklagend, vernichtend, das des Nestbesitzers entschuldigend, verlegen, unsicher. Die junge Gattin schwieg im Bewußtsein ihres Wertes und der Deckung, die ihr der Gemahl vor etwaigen Angriffen der Nebenbuhlerin durch den einen über sie gebreiteten Flügel gewährte. Ohne Unterbrechung verhandelte das alte Paar; sie klapperte wütend den so beliebten Stoßseufzer her:

„‚Ach, ich armes unglückliches Weib! Treuloser, Abscheulicher!‘

„Er antwortete männlich bescheiden und versöhnend:

„‚Aber so nimm doch nur Vernunft an, Weib; es wurde mir gar zu öde in dem alten, lieben Hause; ich dachte, du wärest mir untreu geworden oder gar gestorben — —.‘

„Neues Geklapper der Störchin; neue Entschuldigungen von seiner Seite; hartnäckiges Schweigen der kreißenden Lieblingsgattin! Aber, o Wunder! Milder, versöhnlicher wird die Beleidigte, Ehrverletzte, freundlicher der Herr Gemahl. Die schützende Schwinge wird eingezogen (weil er sich sonst nicht in seinem ganzen Anstande zeigen kann), und das Klappern spricht unzweifelhaft von alten Erinnerungen. Die Liebe ist allmächtig, die weibliche Herzensgüte erhaben: Sie verzeiht; man vereint sich, und die freilich jetzt etwas unzurechnungsfähige junge Störchin scheint damit zufrieden zu sein. Vor ihren Augen überhäuft der Herr Gemahl seine alte Gattin mit Zärtlichkeiten und Liebesbeweisen, wie nur die Ehe sie rechtfertigen kann; bevor sie noch ihr zweites Ei gelegt, haben die Geschiedenen sich wieder vereinigt fürs Leben. Und — ewigen

Ruhm der Seelengröße des weiblichen Geschlechtes! — am andern Tage beginnt das alte Paar die Grundlagen eines zweiten Nestes herbeizuschaffen und dicht neben dem ersten zu verbauen — und die junge Gattin hilft ihrer Vorgängerin und Mitschwester getreulich! Und fertig wird der stolze Bau, und gelegt werden auch dort die Eier; und beide Störchinnen brüten in Frieden nebeneinander, und Papa Storch-Gleichen steht glückselig dazwischen und klappert bald Frau Ottilia und bald der schönen Melechsala seine Liebesgrüße zu und freut sich des reichen Kindersegens.

„So ist es geschehen, gewiß und wahrhaftig geschehen", wie man mir sagte; aber so hübsch als es mir erzählt wurde, habe ich es doch nicht wiedererzählen können! Den Erzähler aber grüße ich hiermit von Herzen!

18. Die schwarze Familie.

Die Freundschaft der Menschen zu den Tieren beruht auf eigentümlichen Gründen. In den allermeisten Fällen ist das Tier dem Menschen gegenüber der leidende Teil, d. h. es muß sich plagen und quälen lassen, muß arbeiten, zollen, geben, das eigne Kleid zu Nutz und Frommen des Gewaltherrschers liefern. Eine Ausnahme davon machen die Vögel, obschon keineswegs alle. Im allgemeinen sind sie aber die Lieblinge des Menschen und außerordentlich gut bei ihm angeschrieben. Sogar ihre unangenehmen Eigenschaften erträgt er mit Geduld. Er läßt den Papagei z. B. kreischen und schreien wie er will, ohne ihm seine Liebe zu entziehen; findet das Geknarr und Gequak des großen Rohrsängers allerliebst, während er das homerische „Brekekekek koax koax" der Frösche schonungslos verdammt, ohne zu bedenken, daß sie die hauptsächlichsten Lehrmeister des Vogels waren. Er duldet das dummstolze, bramarbasierende Gebaren des Truthahns ohne Anstand. Dagegen stehen nun einzelne wiederum in dem schlechtesten Rufe. Gegen sie wird stets offenes Buch gehalten und das „Soll" mit Wucherzinsen verzeichnet, während das jenes sooft übersteigende „Haben" gar nicht in Anschlag kommt. Bei ihnen trifft der beliebte Stoßseufzer vom „Undank der Welt" dann wirklich einmal ein; sie werden scheel angesehen, geschuppt, gestoßen, verfolgt, getötet, wo sich nur irgendein passender Vorwand findet: und der Herr der Welt hat selbstverständlich immer recht.

Eine derartig gemißhandelte Familie ist die der **Raben** (Taf. 5, Abb. 1). Sie ist allerdings eine „schwarze Familie“, steht jedoch noch zehnmal schwärzer in der meisten Augen da, als sie stehen sollte. Jedermann weiß von Häßlichkeit, Widerwärtigkeit und Spitzbüberei der Raben zu berichten. Selbst der ausgezeichnete Verstand, den sie alle besitzen, wird ihnen, wie die Fabel mit dem nach dem Käse verlangenden Fuchs lehrt, rundweg abgesprochen, und von ihren guten Eigenschaften spricht nun sicherlich kein Mensch. Ihnen gegenüber gibt es keine Liebe, keine Duldung; jung und alt geht gegen sie zu Felde; man mordet sie, raubt ihnen Eier und Brut, zerstört ihre Wohnungen! „Ganze Bürgerbanden ziehn umher“, auf sie zu fahnden; ein hochwohlweiser Rat bietet sogar die bewehrte Mannschaft auf, sie im regelrechten, wenn auch zuweilen erfolglosen Kriege zu vertreiben. Ja es wird behauptet, daß man wirklich und wahrhaftig die rote Blutfahne des Umsturzes gegen sie aufgezogen habe, zum Entsetzen aller friedliebenden Bürger einer guten Stadt!

Diese schwarze Familie verdient wohl einer eingehenden Besprechung und — man erschrecke nicht! — einer gewissen Beschützung und Vertretung. Ich versichere im voraus, daß ich die schwarze Gesellschaft gar nicht weiß zu waschen versuchen will; sonst würde sich auch gewiß ein bedeutender Teil meiner mir hoffentlich geneigten Leser mit Bedauern von mir wenden. Ich verlange nur, daß man mich anhöre, wenn ich nach bestem Wissen und Gewissen für Recht und Gerechtigkeit in die Schranken trete.

Um meine Unparteilichkeit zu beweisen, beginne ich mit der Herzählung der in Wahrheit verwirkten Sündenschuld meiner Schutzbefohlenen.

Die schwarze Familie nimmt eine weltbürgerliche Stellung ein, in jeder Bedeutung des Wortes. Ihre Mitglieder sind über die ganze Erde verbreitet; sie wohnen im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen, in der Höhe wie in der Tiefe. In unserm Vaterlande sind ihrer fünf seßhaft: der **Kolkrabe**, die **Raben-**, **Nebel-** und **Saatkrähe** und die **Dohle**, wozu wir noch die **Alpenkrähe** und **Alpendohle** rechnen können, vornehmlich deshalb, weil auch sie mit Leib und Seele der schwarzen Familie angehören, und damit die unheilvolle Zahl Sieben voll werde. Wenn wir diese böse Sieben kennengelernt haben, wissen wir genug von der ganzen zahlreichen Sippschaft.

Also „Rabe“, „Krähe“, „Dohle“ lauten die Namen der in Deutschland die schwarze Familie vertretenden Mitglieder. Welche Namen! Kein einziger von ihnen hatte und hat einen guten Klang. Einem römischen Augur konnte die ganze Opferfreude verbittert werden, wenn

ein Rabe zu unpassender Zeit erschien oder nicht nach Wunsch flog. Die Bibel stellt dem Sünder den Raben als Geist der Rache hin: „ihm sollen die Raben am Bache die Augen aushacken!“ Die Neuzeit urteilt nicht besser. Galgen und Rad sind ohne Raben geradezu undenkbar: daher der Name „Rabenstein“; ein abscheuwürdiger Mensch ist ein „Rabenaas“; die Nacht ist „rabenschwarz“, wenn sie einmal so recht nordisch unfreundlich ist. Das Sprichwort hilft selbstverständlich treulich mit, die Verdächtigungen gegen die schwarzen Brüder zu vermehren. „Er stiehlt wie ein Rabe“, „er ist ein wahrer Rabenvater“, heißt es von einem, „keine Krähe hackt der andern die Augen aus“, von dem zweiten, „er schwatzt wie eine Dohle“, von dem dritten der Gesellschaft, andrer übler Nachreden gar nicht zu gedenken. Selbst der abscheulichsten Erfindung des ungesunden Modeverstandes, der peinlichen „Angströhre“, wird der Name „Dohle“, des zierlichen, klugen Tieres, beigelegt; und Krächzen, die Bezeichnung der unangenehmsten Laute, erinnert doch auch stark an Krähe!

Sollten denn wirklich alle diese sprachgebräuchlich gewordenen Verunglimpfungen auf sicherem Grunde beruhen? Wir wollen sehen.

Ich nannte die Raben Weltbürger und will nun auch von ihrer weltbürgerlichen Denk- und Handlungsweise sprechen. Ihre Ansichten über manche Dinge sind allerdings sehr freisinnig. Sie erkennen die hemmenden Schranken des Zunftwesens z. B. nicht an, lassen sich deshalb auf kein bestimmtes Gewerbe ein, sondern ernähren sich, wie es eben gehen will, ehrlich und redlich, oder mit List und Gaunerei. Ja, es ist leider begründet, daß sie zuweilen Handlungen begehen, die man in gewissem Sinne „Diebstahl“ zu nennen berechtigt sein dürfte. Ihre Nahrung besteht, wie fast auch die des Menschen, in allem, was genießbar ist. Sie verzehren die Leichname selbst erbeuteter und zufällig tot aufgefundener Wirbeltiere geradeso gern, wie sie Würmer, Weich- und Gliedertiere verspeisen; sie lieben Früchte, Sämereien, Beeren und Getreide; sie verschmähen selbst Auswurfstoffe und Abfälle der Küche nicht. Ihr Jagdgebiet ist ebenso ausgedehnt, wie ihre Jagd mannigfaltig ist. Sie morden, plündern Nester aus, rauben schwächere Tiere, stehlen und betteln im Wald und Feld, in Städten und auf dem Lande, auf der Erde wie im und auf dem Wasser. Da sie durchaus keine Kostverächter sind und ihr Appetit ein gesegneter genannt werden muß, können sie bei dieser umfassenden Berufstätigkeit sehr schädlich und sehr nützlich werden. Und dies ist in der Tat der Fall: aber der Nutzen, den die ganze Familie stiftet, überwiegt den Schaden, den einzelne Mitglieder anrichten, weit.

Diese schädlich werdenden Mitglieder sind der **Kolkrabe** (Corvus Corax) und die **Raben-** und **Nebelkrähe** (C. Corone und C. Cornix). Ersterer ist allerdings ein vollendeter Schelm, ein hinterlistiger Gauner, ein arger Spitzbube, ein kühner Räuber; er hat auch eine schwarze Seele! Er erwürgt zu allen Jahreszeiten jedes Tier, das er bezwingen kann. Angeschossene oder von Kälte und Hunger ermattete Hasen, Fasanen, Hühner und andres Geflügel sind seine sichere Beute; er fängt sie sogar wie ein Raubvogel mit den Klauen. Junge, unbeschützte Lämmer, Hasen, Gänse, Enten und Hühner liebt er außerordentlich; die Eier aller Nester, die er findet, trinkt er mit Vergnügen aus; die Fischereien beunruhigt er ohne Unterlaß und wird durch all dieses zum Erzfeinde des Menschen. Die Raben- und Nebelkrähen ahmen ihm nach, so gut sie können, d. h. sie rauben und plündern in demselben Verhältnis, in dem ihre Körperkraft zu seiner steht. Dazu kommt nun noch, daß alle Raben an dem gleißnerischen Mammon dieser Erde ein besonderes Wohlgefallen finden und namentlich für Trauringe, silberne Löffel und andre glänzende und glitzernde Dinge eine wahre Leidenschaft hegen, wodurch schon manche Ritter, Bischöfe, Dienstherren und andre grausame Menschenkinder zu Eifersucht, Mißtrauen, falschem Urteil, Rache und Mord verleitet und später zu quälender Reue verdammt worden sind.

Damit ist aber auch ihr Sündenverzeichnis vollständig geschlossen. Denn der Umstand, daß sie menschliche Leichname am Galgen und auf dem Rade angehen, darf doch ihnen wahrlich nicht zur Last gelegt werden, sondern spricht eben nur ein Verdammungsurteil gegen die scheußliche Barbarei einer Zeit aus, in der man dem „von Rechts wegen vom Leben zum Tode gebrachten Verbrecher“ nicht einmal eine Grube in der Erde oder ein Grab in den Sälen der Anatomie gönnte. Wenn der Mensch den Menschen als ekelhaftes Aas betrachtet, kann er doch wahrlich nicht verlangen, daß der Rabe vernünftiger denke und handle!

Nun aber wollen wir auch die guten Taten der Raben ihren getreulich aufgezählten Sünden gegenüberstellen. Alle, ohne Ausnahme, nützen unsrer Wirtschaft durch ihre Tätigkeit ganz außerordentlich. Die **Saat-** und **Alpenkrähen**, **Turm-** und **Bergdohlen** bringen uns so gut als gar keinen Schaden, sondern nur Nutzen und zwar ganz unschätzbaren Nutzen. Rechnet man nun den der andern Arten hinzu und bedenkt, daß bei Raben- und Nebelkrähe der Nutzen den Schaden aufwiegt, so bleibt eben nur ein Mitglied der schwarzen Familie, der Kolkrabe, als Hauptsünder übrig, während die übrigen sechs unsre Wohltäter werden. Ein flüch-

tiger Blick auf die Berufstätigkeit der Gesamtheit und der einzelnen der Familie mag die Wahrheit des aufgestellten Satzes beweisen.

Alle Raben vertilgen eine unzählbare Menge von Tieren, die unsrer Feld- und Forstwirtschaft höchst verderblich werden können. Mäuse aller Arten (auch Hamster sind Lieblingskost der stärkeren, Kerfe die der schwächeren). Daneben werden Schnecken und Amphibien weggefangen; sämtliche großen Raben fangen und fressen z. B. die giftige Kreuzotter, wo sie dieselbe nur immer erblicken. Die Saatkrähe (Corvus frugilegus) aber ist das alleinige und einzige Geschöpf, das dem verderblichen Wirken der Mai-, Brach- und Rosenkäfer Einhalt tun kann. Was dem Menschen mit all seinem Verstand und seinem unerschöpflichen Schatz von Mitteln vollkommen unausführbar sein würde, wird von seinen treuen Gehilfen, den Saatkrähen, mit Geschick und Ausdauer vollbracht. Sie gehen bei Vertilgung der Engerlinge und Käfer ganz regelrecht und höchst verständig zu Werke. Vertraulich nähern sie sich, wie auch Raben und Nebelkrähen, dem Pflüger; achtsam spazieren sie hinter ihm her. Auf ihrem Wege bleibt kein Engerling liegen, keine Maus unangefochten. Der eine wird aufgelesen oder mit dem Schnabel noch aus der Erde gebohrt, die andern mit einigen geschickten Sätzen erhascht und verspeist. Diese Beschäftigung währt so lange, als ein Pflug in Bewegung gesetzt wird.

Aber es gibt noch mehr zu tun. So lange Gras und Kraut auf Wiesen und Feldern stehen, haben alle Krähenarten volle Beschäftigung, um Schnecken, Heuschrecken, Raupen usw. zu vertilgen. Der Mai ist die Hauptarbeitszeit. Die zahlreiche Nachkommenschaft ist groß geworden und verlangt, im vollsten Wachstum stehend, viermal soviel Nahrung auf den Kopf als die Eltern. Diese müssen deshalb eine wahrhaft verheerende Jagd anstellen. So ein Fresser will seine sechs bis zehn Mäuse oder viermal soviel Maikäfer haben. Letztere werden hauptsächlich aufgesucht. Die geselligen, scharfblickenden Tiere haben bald einen Baum erspäht, der diese garstigen Früchte trägt. Wie auf Verabredung teilen sie sich in zwei Haufen; der eine liest auf dem Baume ab und schüttelt durch oftmaliges starkes Hüpfen die Käfer ab, der andre sammelt die herabfallenden ein. Zehn bis fünfzehn Stück bilden für jeden Sammler eine Ladung. Sie wird in der dehnbaren Speiseröhre aufbewahrt, schleunigst zu Neste gebracht, verfüttert, und nach kaum zehn Minuten ist der Arbeiter wieder an Ort und Stelle, um von neuem sein nützliches Werk zu beginnen. Der Erfolg desselben muß jedem klar werden, der zu rechnen versteht und beobachten kann.

Die Saatkrähen nisten stets in Gesellschaften von zwanzig bis zu drei- und vierhundert Paaren. Nimmt man eine ihrer Ansiedlungen etwa zu achtzig Paaren an und rechnet auf jedes Paar nur vier Junge, so gibt das schon gegen fünfhundert Krähen, von denen jede täglich mindestens zwanzig Maikäfer vertilgt. So werden außer Schnecken, Raupen, Larven, Mäusen und anderm Ungeziefer also täglich zehntausend dieser verheerungssüchtigen Kerfe vernichtet. Von dem hierdurch herbeigeführten Nutzen kann man sich leicht überzeugen, wenn man ein Feld mit getöteten Krähen behängt. Die lebenden halten die aus ihren getöteten Kameraden bestehenden Scheuchen in so hoher Achtung, daß sie niemals ein so geschütztes oder besser preisgegebenes Feldstück besuchen. Da kann nun sämtliches Ungeziefer ungestört sein Werk verrichten und der Besitzer bald zu klarer Einsicht gelangen, wie viel er den Raben verdankt.

Man muß nur immer festhalten, daß der Kolkrabe, das einzige überwiegende schädliche Mitglied der schwarzen Familie, nur paarweise in Deutschland lebt, ziemlich selten ist und immer seltener wird, während die nützlichen Arten in Scharen von Hunderten leben; dann wird man die ganze Familie sicherlich achten lernen. Und wer nun erst ihr geistiges Wesen beobachtet, der ist nicht imstande, ihnen gram zu sein.

Die Klugheit der Raben ist allen Jägern wohlbekannt, die Fabeldichter mögen sagen, was sie wollen. Ihre Sinne und Sinneswerkzeuge sind sämtlich vortrefflich ausgebildet. Sie sehen, hören, riechen ausgezeichnet scharf und sicher, sind zartfühlend und feinschmeckend, wenn sie auch den „haut-gout" etwas mehr als billig schätzen. Die durch die Sinne empfangenen Eindrücke werden nun von ihrem durchdringenden Verstande vollständig verarbeitet. Niemals gibt sich der Rabe einer Täuschung achtlos hin. Er untersucht, prüft, vergleicht mit bereits gewonnenen Erfahrungen, ehe er vertraut. Sein vorzügliches Gedächtnis bewahr. ihm treulich alle Wahrnehmungen und die durch sorgfältiges Durchdenken derselben erlangten Ergebnisse zur Lehre und Warnung auf. Er versteht zu rechnen und zu messen; er denkt, bevor er handelt, er vervollkommnet sich von Jahr zu Jahr und erfindet neue Listen und Künste. Alle Gefühle, nur nicht seine umfassende Kindes- und Gattenliebe, müssen sich dem Verstande unterordnen.

Von frühester Jugend an lernt er, daß jeder am besten selbst für sich einsteht. Deshalb ist er selbstsüchtig und nimmt jeden Vorteil wahr, um sich, wenn auch zum Nachteil des andern, zu sichern und zu bereichern; gleichwohl aber macht sich sein gutes Gemüt zuweilen bemerklich. Bei

Erbeutung seiner Nahrung gebraucht er jede List und jedes Mittel. Lauernd und behend wie der Fuchs, betrügt er die Wirbeltiere, die sich übertölpeln lassen; keine Mühe scheuend, gräbt, scharrt und sucht er mit dem Schnabel in jedem nahrungversprechenden Orte. Berechnend und verständig wird er fremden Eigentums Herr oder macht sich Tiere nutz- und genießbar, die durch ihre Gestalt und Wesen gegen ihn geschützt zu sein scheinen. Die Krähen jagen Raubvögeln und ihren eignen Mitschwestern das von ihnen Ergriffene ab. Der Kolkrabe wirft Muscheltiere und Schildkröten (wie der gewissenhafte Faber berichtet) aus großer Höhe auf Felsen herab, um ihr Gehäuse zu zerschellen, da er sonst dem delikaten Fleische nicht beikommen könnte.

Die Jagd aller Raben ist eine der schwierigsten und ärgerlichsten, die es gibt. Sie wissen den Verstand des Menschen lächerlich zu machen, denn sie setzen seiner List größere List, seiner Schlauheit größere Schlauheit entgegen. Ihnen ist der unschuldige Pflüger wohlbekannt, der sich noch so unschuldig stellende Jäger nicht minder. Deshalb nähern sie sich dem einen arglos, während sie den andern aus jeder Verkleidung richtig herauswittern.

Man glaubt gewöhnlich, daß alle Raben ernste, fast mürrische Geschöpfe seien, hat aber unrecht. Sie sind zu Spiel und Scherz wohl geneigt und belustigen sich auf verschiedene Weise, narren und foppen, überlisten und bestehlen einander aber auch wechselseitig. Sie sind gesellig in hohem Grade, achten jedoch die Gleichheit der Gesellschaftsmitglieder für die erste Bedingung. Raben- und Nebelkrähen halten sehr gern zusammen und vermischen sich sogar fruchtbar miteinander. Die Saatkrähen leben immer in großen Flügen beieinander, und die behenden Dohlen mäßigen ihren raschen Flug, um mit ihnen eine Strecke weit fliegen zu können. Die Stare werden anstandslos unter allen Krähen geduldet und mittelbar geleitet und beschützt. Der stolze starke Kolkrabe aber gilt allen als hochmütiger, ungeschliffener Gesell, dessen Nähe höchstens Unheil bringen kann. Deshalb verläßt die zahlreichste Saatkrähenverbindung augenblicklich ihre liebe Ansiedlung, wenn ein Kolkrabenpaar unter ihnen Wohnung nimmt. Deshalb weichen alle andern an Aasplätzen usw. jedem Kolkraben ärgerlich, ja fast ängstlich aus. Überhaupt lassen sie sich nur mit Vögeln ein, denen sie gewachsen sind. Sie kennen ihre Feinde und machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, sie zu ärgern und möglichst zu belästigen; dabei unterscheiden sie höchst genau zwischen denen, die ihnen den Spaß des Neckens bezahlen könnten, und denen, die nichts gegen sie auszurichten vermögen.

Die eigentlichen Geier werden nie von ihnen behelligt, wohl aber Adler, Habichte und Bussarde. Solch einem Räuber geht es schlimm. Er wird von einem Raben erblickt, der ruft mit Geschrei sofort seine Sippschaft heran; unter Umständen sind schnell alle Glieder der schwarzen Familie vereinigt, und nun beginnt eine Jagd oder vielmehr eine Hatze voll Spottes und Hohnes, daß es dem gestrengen Herrn angst und bange werden möchte. Mit einem ganz eigentümlichen, höhnischen „Kurr" stechen sie ihm von oben herab auf das Fell, daß die Federn stieben; er wende sich rechts — sie kommen von daher, links — sie erwarten ihn: kurz es bleibt ihm eben nur die Flucht übrig.

Ebenso ergeht es dem Fuchs, noch weit schlimmer dem Uhu. Der ungewöhnliche Verstand der Raben bewährt sich glänzend bei einem Zusammentreffen mit diesem tückischen Schurken. Sie sind Lichtfreunde in vollster Bedeutung und mutige Burschen, die ihren Schnabel auftun, wenn die Galle ihnen rege wird: da ist dies nicht anders zu erwarten. Jener von der Finsternis begünstigte, die Augen verdrehende, scheinheilige Heuchler fliegt leise im Dunkel heran und nimmt sich eine schlafende Krähe oder Dohle weg — beim Kolkraben läßt er es wohl bleiben —, um sie zu fressen. Die Arme schreit zwar noch einmal auf, aber die Klauen der Dunkelmänner sind umso schärfer, als ihr Auftreten leiser ist; sie muß erliegen!

Bei Tage nun, angesichts der Sonne, wo es heißt Mann gegen Mann, Waffe gegen Waffe, da sind die Raben wach und rührig, solchem Eulengezüchte standzuhalten. Sie fallen dann ihren Erzfeind mit unglaublicher Wut und Ausdauer an und stechen auf ihn, ohne die Gefahr zu beachten, der sie sich aussetzen, wenn der arglistige Mensch sich mit dem Vogel der Nacht verbindet, sie zu erlegen. Ihre Mitglieder stürzen neben ihnen schreiend und blutend herab, getroffen von dem tödlichen Blei des hinterlistigen Schützen; sie achten es nicht. Gilt es doch, den verhaßten Heuchler wenigstens zu zausen, da sie zu schwach sind, ihn zu bezwingen! Ganz anders benehmen sie sich, wenn ein großer Edelfalk sichtbar wird. Mit solchem Gesellen ist nicht zu spaßen. Er würde sofort eine der ihn verfolgenden Krähen beim Schopfe fassen und sie mit dem Tode für ihre Kühnheit strafen. Das wissen sie gar wohl, und deshalb lassen sie sogar von der Verhöhnung des Uhus ab, wenn sich solch ritterlicher Kämpe zeigt.

Das tägliche und häusliche Leben der Raben ist für denjenigen, der sie zu schätzen weiß und nicht mit mißgünstigem Auge betrachtet, sehr anziehend. Sie gehören zu den Vögeln, deren Stimme man am Morgen

zuerst hört. Bei Sonnenaufgang sind sie bereits in Tätigkeit; bis gegen Mittag währt die Arbeit, dann geht es zum Trinken. Dabei wird aber ein etwa in seichtes Wasser geratenes Fischlein oder sonstiges Wassertier keineswegs übersehen oder als nicht zeitgemäße Speise betrachtet, denn jeder Rabe frißt so lange, als er etwas zu fressen hat. Im Hochsommer halten sie in den heißesten Stunden Mittagsruhe; im Winter setzen sie sich hoch auf Bäume und schwatzen während der Verdauungszeit zusammen. Nachmittags wieder Arbeit, gegen Abend der Nachttrunk; dann geht es zu Bett. Ein andrer Vogel tut das ohne besondere Umstände; er singt allein oder in Gesellschaft, und darauf fliegt er schnurstracks seinem Ruheorte zu. Nicht so der Rabe. Solch ein gescheuter Bursch verrichtet alles mit dem nötigen Anstande.

Alle Raben versammeln sich vor dem Schlafengehen auf Feldern, Lehden, einzeln stehenden Bäumen, Felsen und Kirchtürmen, zweifelsohne, um die Erlebnisse des vergangenen Tages gegenseitig auszutauschen; wenigstens hört man stets bei solchen Versammlungen ein höchst eindringliches, verständiges Gespräch. Mit Einbruch der Nacht bricht die Gesellschaft zum Schlafplatze auf, nicht aber zugleich, sondern unter Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln. Man sieht einzelne sich erheben und nach dem beliebten Schlafplatze fliegen. Das sind alte erfahrene Häupter der Gesellschaft, scharfblickend, vorsichtig, mißtrauisch im höchsten Grade; ihnen entgeht so leicht nichts. Auge, Ohr und Nase durchsuchen die Gegend genau, bevor es nur an das eigentliche Spähen geht. Anfangs umfliegen diese „alten Häuser" den seit Jahren allnächtlich benutzten Schlafplatz in weiten Kreisen und in großer Höhe, nach und nach ziehen sie ihre Kreise enger und steigen tiefer herab, schließlich durchfliegen sie den Wald, zwischen den Kronen der Bäume dahinziehend, oder streichen hart an den Felsen hin, auf den ihre Ruhe stattfinden soll. Nach gehaltener Umschau kehren sie zur Versammlung zurück und berichten dieser das Ergebnis ihres Spähens. Aber noch bricht diese nicht auf; sie sendet noch einmal andre und mehr Kundschafter aus, um ganz sicher zu sein. Erst wenn diese die Aussage der ersten bestätigen, verfügt sich die ganze Gesellschaft würdevoll und geräuschlos zur Nachtherberge.

Die Zeit der Liebe bringt auch im Rabenleben einige Veränderungen dieses täglichen Treibens hervor. Sie beginnt sehr früh im Jahre. Aus dem verständigen Raben wird ein zärtlicher, girrender Liebhaber. Zuerst sondern sich die einzelnen Paare schärfer von dem großen Haufen ab, als dies früher möglich war. Nun beginnen die Spiele der Liebe: Männchen

und Weibchen wetteifern in Darlegung ihrer Zärtlichkeit. Die Kolkraben erheben sich in herrlichen Kreisen himmelan und wiegen sich scherzend in der ewigen Bläue, gleichsam sich gegenseitig durch die Himmelsgabe des Fluges erfreuend; die Raben- und Nebelkrähen schnäbeln sich oft und zärtlich wie die Tauben; die Saat- und Alpenkrähen, Turm- und Felsendohlen üben ihre Flugkünste, steigen hoch empor und stürzen sich plötzlich sausend Hunderte von Fuß erdab oder setzen sich ganz nahe nebeneinander, schnäbeln sich und kosen vertraulich.

Hierauf denken sie nun an den **Hausbau**. Die alten Nester werden regelmäßig wieder benutzt und bloß ausgebessert. Allein da sich die Zahl der Tiere vermehrt, müssen auch neue erbaut werden. Dies macht nun zwar den nicht unmittelbar in engster Gesellschaft brütenden Kolkraben, Raben- und Nebelkrähen, trotz der Größe des mühsamen Baues der Nester, keine besonderen Schwierigkeiten, wohl aber den gesellschaftlicher lebenden andern Arten. Es ist ein wahres Lustspiel für den Beobachter, Saatkrähen und Dohlen beim Nestbau zuzuschauen. Erstere siedeln sich, wie bereits erwähnt, in oft höchst zahlreichen Scharen in Feldhölzern, letztere in altem Gemäuer, hohlen Bäumen und Felsspalten an. Da möchte nun jeder der schlauen Burschen gern den besten Platz und die geringste Mühe für sich beanspruchen. Es herrscht beständig Streit und Zank unter den Bauenden; man betrügt und bestiehlt sich gegenseitig nicht nur um die Baustellen und Baustoffe, sondern sogar um die fertigen Nester.

Die alten erfahrenen Paare nehmen bei ihrer Rückkehr von der Winterreise sofort die besten Plätze der alten Nester ein und beginnen den Aus- und Umbau derselben. Das Nest ist verloren, sobald es beide Gatten zugleich verlassen. Ein noch obdachloses Paar nimmt es sofort in Besitz, oder aber die Gesellschaft holt die Baustoffe zu eigner Verwendung ab. Deshalb muß beständig einer der Gatten Wache halten und täglich zahllose Zweikämpfe bestehen, um Herr des Eigentums zu bleiben. Bei frisch angelegten Nestern ist das schwieriger als bei alten. Die Rabennester bestehen nämlich aus einer Unterlage von starken Reisern, die halbe Stunden weit herbeigetragen werden müssen, dann kommt eine Schicht dünner Zweige, sodann eine Tenne aus Lehm und Erde behufs der Befestigung des Ganzen, worauf endlich der innere Ausbau, ein aus feinen Reisern, Wurzelfasern, Moos, Flechten, Borsten und Haaren bestehendes Nest im Neste in Angriff genommen wird. Ein solches Gebäude ist bei allem Fleiß unter vier bis sechs Tagen nicht herzustellen, und solange dauert auch die Not, es zu behaupten.

Erst nachdem das Weibchen seine fünf bis sieben graugrünlichen, dunkel gefleckten Eier in das Wochenbett gelegt und schon zu brüten begonnen hat, bleibt es unbehelligt. Beim Brüten und der Erziehung der Kinder zeigt sich der Rabe in seiner ganzen sittlichen Größe. Die Redensart „Rabenvater“ und „Rabenmutter“ enthält die schändlichste Verleumdung, die jemals über die schwarze Familie ausgesprengt werden konnte. Man spricht von der Treue der Tauben und ist geneigt, diesen unbeständigen Geschöpfen auch die größte Kindesliebe beizulegen, während der Rabe geschmäht und verdächtigt wird. Jede Wildtaube verläßt Eier und bereits ausgekrochene Junge, wenn sie am Neste beunruhigt wird; der Rabe kehrt mit dem tödlichen Blei in der Brust zu seiner Brut zurück. Wir haben beobachtet, daß eine zum Tode wunde Krähe noch brütete, und wissen nach hundert Erfahrungen, daß kein einziger Rabe jemals seine Mutter im Stich läßt. Der Ausdruck „Rabenmutter“ ist in dem gewöhnlichen Sinne grundfalsch angewendet; eine Rabenmutter kann mancher Menschenmutter zum Muster und Vorbild hingestellt werden; ein Rabenvater verläßt nie und nimmermehr Weib und Kind, wie es so viele Menschenväter tun! Die Raben zeichnen sich durch unwandelbare Treue gegen Weib und Kind höchst vorteilhaft vor ungemein vielen andern Geschöpfen aus.

Und auch die herrliche Tugend Barmherzigkeit ist ihnen nicht fremd. Ich freue mich noch heute, auf meinen Reisen in Afrika die Entdeckung gemacht zu haben, daß die in Ägypten wohnenden Nebelkrähen die Eier des Straußkuckucks ausbrüten und die jungen Fremdlinge an Kindes Statt annehmen, erziehen und verteidigen. Man bedenke nur, ein Rabe füttert einen Kuckuck auf! Liegt in dieser Handlung allein nicht die kräftigste Widerlegung der Verleumdung, die der Mensch, wer weiß es aus welchem Grunde, auf diese vorzüglichen Tiere geschleudert hat?

Ich kann dieses Mal nicht weiter auf das Einzelleben der Raben eingehen, wie ich wohl tun möchte. Noch habe ich genug über diese prächtigen Geschöpfe zu berichten, noch eine Reihe charakteristischer Züge aus ihrem Leben zu erzählen. Einstweilen glaube ich folgendes bewiesen zu haben: Die Raben lassen sich Funddiebstähle und Räubereien zuschulden kommen, bezahlen aber den dadurch uns zugefügten Schaden hundertfach durch ihre Arbeit. Sie sind äußerst nützliche Glieder der großen Kette, in der ja auch wir stehen, und ihr geistiges Wesen stellt sie hoch über viele andre Geschöpfe.

19. Purpurhühner und ihre Küchlein.

Die Purpurhühner des Berliner Aquariums und bezüglich Vivariums gewährten mir und allen regelmäßigen Besuchern der von mir geleiteten Anstalt die Freude, über das Fortpflanzungsgeschäft der schönen Vögel Beobachtungen anstellen zu können. Ich spreche nicht von dem ersten bekannten Fall der Vermehrung gedachter Hühner oder richtiger Rallen im Zustande der Gefangenschaft; denn sie haben bereits einige Male in den Tiergärten zu London und Antwerpen gebrütet. Aber immerhin gehört ein solches Vorkommnis zu den seltneren und hat meines Wissens in keinem deutschen Tiergarten stattgefunden, sowie auch eine ausführliche Schilderung desselben noch gänzlich mangelt.

Die Purpur- oder Sultanshühner (Porphyrio) bilden eine über alle Erdteile verbreitete Gruppe der Rallen im weiteren oder der Sumpfhühner im engeren Sinne, bewohnen Brüche, Sümpfe, Zuckerrohr- und Reisfelder Südeuropas (Spaniens und Süditaliens), Afrikas, Asiens, Amerikas und Australiens, führen nach Art ihrer Verwandtschaft ein ziemlich verstecktes Leben, schreiten mit ihren langzehigen Füßen leicht über schlammigen Boden dahin, klettern geschickt an Rohrstengeln und Zweigen in die Höhe, schwimmen recht gut, fliegen aber schwerfällig und schlecht.

Wie alle Rallen Allesfresser, begnügen sie sich keineswegs mit den Pflanzen, die ihnen ihre Wohnorte bieten, und dem Kleingetier, fügen vielmehr den Reisfeldern oft beträchtlichen Schaden zu und plündern außerdem in rücksichtslosester Weise alle Nester der mit ihnen in demselben Gebiet brütenden Vögel, sei es, daß sie deren Eier zertrümmern, um sich des Inhalts zu bemächtigen, sei es, daß sie die bereits ausgeschlüpften Jungen mörderisch überfallen, durch einige Hiebe ihres kräftigen Keilschnabels töten und sodann unbekümmert ob des Klagegeschreies der Alten zerstückeln und fressen. Tristam sah sie junge Enten verzehren; ich beobachtete sie in der Gefangenschaft wiederholt beim Fangen oder richtiger Erlegen der Sperlinge, die sich erdreisteten, von ihrem Futternapfe zu schmausen, und mußte auch im Berliner Aquarium erleben, daß sie wiederholt Mordtaten an dem mit ihnen zusammenwohnenden Geflügel verübten, dafür sich freilich auch durch Verminderung der so lästigen Mäuse Verdienste erwarben, so daß ich mich bewogen gesehen habe, ihnen einen ganzen und vollständigen Ablaß zu verleihen. Hierbei

war freilich nicht bloß die Schwere ihrer Untaten maßgebend, vielmehr kam auch ihr Aussehen und Betragen wesentlich mit in Betracht. Nicht nur, daß sie vier bis sechs schöne weiße Eier legen: die ungeachtet einer gewissen Ungefügigkeit ansprechende Gestalt, das glatte, in lebhaften Farben, vorherrschend in grün, blau und samtschwarz prangende Gefieder, die stolze und selbstbewußte Haltung, die damit verbundene Eigenschaft, sich leicht zähmen zu lassen, machen sie zu einer wahren Zierde aller Sammlungen, Tiergärten, und in Indien oder Sizilien zu einem Schmuck der Hühnerhöfe, erwerben ihnen auch allerorten Freunde, die hinsichtlich ihrer Übeltaten ebenso nachsichtig denken mögen wie ich.

Die Art der Gruppe, die man am häufigsten in unsern Höfen sieht, ist das Sultanshuhn aus Nordafrika. Außerdem erhalten wir eine indische und eine australische Art ziemlich regelmäßig, ebenso zwei durch ihre geringe Größe etwas abweichende Samthühnchen aus Afrika und Amerika, niemals oder doch nur äußerst selten das europäische Purpurhuhn, aus dem der Laienwelt vielleicht auffallenden, uns jedoch sehr erklärlichen Grunde, weil Südeuropa uns überhaupt äußerst wenig Käfigvögel liefert. Alle Arten zählen zu den ausdauerndsten Gefangenen, die ihre Familie aufzuweisen hat, und geben sich, wenn man ihre Ansprüche einigermaßen befriedigt, als genügsame Vögel zu erkennen. Verschiedene Getreide- und Körnerarten, als da sind: Mais, Weizen, Gerste, Hanf, Grünzeug (Kohl, Salat, Kraut, Teichlinsen), in genügender Menge, Rüben und Möhren, ein wenig Fleisch, am liebsten solches von Fischen oder Fröschen, decken ihnen den Tisch zur vollsten Genüge und verbannen in der Regel auch so ziemlich die ihnen natürlichen Mordgedanken. So leicht sie sich bei solchem Futter an die Gefangenschaft gewöhnen, so gut sie in ihr aushalten, so selten schreiten sie übrigens zur Fortpflanzung, ohne daß man dafür eine wirklich befriedigende Erklärung zu geben wüßte. Anscheinend mit dem ihnen Gebotenen vollständig zufrieden, lassen sie doch in der Regel den liebeweckenden Lenz an sich vorübergehen, ohne entsprechende Frühlingsgefühle zu äußern. Es kommt vielleicht zu etwas Kampf und Streit zwischen zwei Männchen, zu einer Absonderung der Paare und gegenseitigem Schöntun zwischen Männchen und Weibchen: das aber ist auch alles.

Es war im April, als sich unter der ziemlich starken Gesellschaft der Sultanshühner des Berliner Aquariums eine besonders auffallende Unruhe zeigte, die bald zu einer gehobenen Stimmung einzelner Stücke und sodann zu ungewöhnlicher Kampfluft führte. Namentlich eines der

Männchen tat sich in absonderlicher Weise vor den übrigen hervor, stolzierte mit kühnerhobenem, zuweilen wippend bewegtem Schwanz im Käfig auf und nieder, gesellte sich inniger denn je zuvor zu einem Weibchen, begleitete dasselbe auf Schritt und Tritt, ließ es nicht eine Minute aus den Augen und betrachtete alle übrigen Männchen mit entschieden feindseligen und herausfordernden Blicken.

Der Lockruf und vielleicht einzige Stimmlaut unsrer Vögel, ein eigentümlich dröhnendes und dabei doch klagendes „Tröö" wurde jetzt öfters als sonst vernommen und erhielt, wie wir uns bald überzeugen sollten, die Bedeutung des Schlachtrufes, mindestens der Aufforderung zum Kampf. Denn ohne eigentlich erklärliche Ursache stürzte sich das rufende Männchen urplötzlich auf ein andres, das seine Eifersucht erregt haben mochte, verfolgte es, mit weit ausgeholten Schritten dahinlaufend, durch den ganzen Raum, brachte es endlich zum Stehen und begann nun den Zweikampf nach der bei den meisten Sumpfhühnchen üblichen Art auszufechten. Es prügelte mit seinen langläufigen und langzehigen Füßen tüchtig auf den Gegner los und erhielt in derselben Weise seine Tracht Prügel zurück.

Da nun aber die Liebe bekanntermaßen ganz absonderliche Fähigkeiten und Kräfte weckt, war es nicht zu verwundern, daß der angegriffene und wider seinen Willen zum Kampf gestellte Gegner stets nach kurzer Prügelei zu Boden geworfen wurde, die Stellung jedes Besiegten einnehmen mußte und sich sodann, endlich glücklich wieder freigekommen, in eine entfernte Ecke des Raumes flüchtete, ohne seinerseits auch an Revanche zu denken. In demselben Maße, wie sein Mut abnahm, erhöhte sich das Selbstgefühl des siegenden Männchens, und es betrachtete sich fortan als entschiedenen Selbstherrscher im Käfig, fand auch keinen Gegner mehr, der es wagte, die Herrschaft ihm streitig zu machen.

Das Gebaren der Vögel, insonderheit des in Rede stehenden Männchens, hatte in mir lebhafte Hoffnung erweckt, und als nun das Pärchen sogar begann, zum Neste zu tragen, wußte ich, woran ich war. Unsre Vögel hatten sich eine Niststelle erwählt, auf die wir mit unserm erhabenen Menschenverstand gewiß nicht gekommen wären, und die trotzdem als die günstigste des ganzen Käfigs erscheinen mußte.

Abweichend von ihrer Gewohnheit, im freien Sumpf sich einen möglichst von Wasser umgebenen Hügel zur Niststelle zu suchen, erkoren sie sich in dem Gefelse des Käfigs die höchstgelegene Nische, aus dem einfachen und auch für uns schlagenden Grunde, weil sie bei der täglichen Spülung des Käfigs und der Felsen insbesondere am meisten von dem reinigenden

Wasser verschont blieb. Zu dieser Nische hinauf trugen sie in Ermangelung geeigneter Niststoffe zunächst die ihnen zur Nahrung gereichten Pflanzenteile, und als ihnen allerlei Baustoffe geboten wurden, diese letzteren. Hierbei beteiligten sich beide Geschlechter, und das streitlustige Männchen vergaß über der Arbeit allen Kampf und Streit. Schößlinge unsres gewöhnlichen Schilfes, die ich reichen ließ, wurden dankbar angenommen und verbaut. Indessen schien mir die Arbeit denn doch zu lange zu dauern, und ich beschloß, helfend einzugreifen, nämlich mit eigner Hand ein Nest zu errichten. Einige gröbere Reiser als Unterlage, darauf Strohhalme und endlich aus grobem Heu die Nestmulde, das war der Bau, den ich errichtete.

Zum Schutz gegen die übrige Bewohnerschaft des Käfigs, unter der sich ein amerikanischer Löffelreiher und ein Scharlachibis durch nicht zu zügelnde Neugier und mutwillige Zerstörungslust des Nestes, oder richtiger vielleicht durch unnütze Spielerei mit den Stoffen desselben, hervortat, ließ sich durch Dornengeflecht eine schützende Decke über die Nische anbringen und wartete des Erfolges nicht ohne Besorgnis; denn das Nest war, so sehr es der rohen Menschenhand auch Ehre machen mochte, im Grunde genommen doch nichts andres als ein Heuhaufen mit eingedrückter Mulde.

Beide Purpurhühner erschienen, sobald unser Bau vollendet war und wir den Käfig verlassen hatten, an altgewohnter Stelle, betrachteten anfänglich neugierig, sodann prüfend die getroffenen Vorkehrungen und fanden sich bewogen, unser Werk dadurch gutzuheißen, daß sie es einfach in Besitz nahmen. Das Weibchen ordnete die Halme der Mulde, glättete sie bis zu einem gewissen Grade, indem es sich wiederholt um sich selbst drehte, und blieb dann längere Zeit auf derselben Stelle sitzen, gleichsam als freue es sich des erworbenen Besitzes. Das Männchen saß währenddem außen vor dem Neste und verließ den gewählten Platz erst, nachdem das Weibchen ebenfalls aus dem Neste gegangen war. Seine Aufregung erreichte ihren Höhepunkt. Mit hochgestelztem Schwanz, der gelegentlich wippend bewegt wurde, um dem Vollgefühl geeigneten Ausdruck zu geben, schritt es durch den Käfig, fiel wütend über jedes andre Purpurhuhn her, das sich nahte, war auch unhöflich gegen jedes andre Weibchen. Nebenbuhler, die sich erdreisteten, jetzt noch standzuhalten, wurden nicht allein mit den Füßen geprügelt, sondern auch mit Schnabelhieben und Flügelschlägen angegriffen. Die Folge davon war, daß es sich die unbedingteste Herrschaft zu sichern wußte, da sich schließ-

lich kein andres Purpurhuhn mehr getraute, dem kühnen Gesellen entgegenzutreten.

Das Weibchen legte am 30. Mai das erste Ei in das Nest und so einen Tag nach dem andern, bis das Gelege von vier Stücken beisammen war. Schon während des Legens brachte es täglich mehrere Stunden im Neste zu, vom 6. Juni ab begann es regelmäßig zu brüten. Möglicherweise wechselten beide Geschlechter während des Brütens ab; wenigstens behaupteten die Wärter, dies gesehen zu haben, und zwar soll das Männchen niemals länger im Neste geweilt haben, als das Weibchen Zeit bedurfte, sich zu sättigen. Im übrigen behielt es seinen Stand in der Nähe des Nestes und ließ sofort seine dröhnende Stimme vernehmen, sobald sich ein andres Huhn dem Neste näherte, während es der neugierigen Zudringlichkeit des gedachten Löffelreihers und Ibisses nicht entgegenzutreten wagte.

Nach siebenundzwanzig- oder achtundzwanzigtägiger Brutzeit schlüpften zwei prächtige Junge aus — ein Ei hatten die Vögel selbst eingedrückt, ein andres war faul. Beide Junge wurden mehrere Tage lang vom Weibchen im Neste erwärmt, während das Männchen Ätzung zutrug. Da ich Störung durch andre Vögel befürchtete, ließ ich in einem andern Käfig ein Nest errichten und das Pärchen, nachdem es vorher durch Anspritzen mit Wasser gezeichnet worden war, herausfangen und mit seinen Küchlein in den andern Käfig bringen. Letztere waren in der Tat reizende Geschöpfchen, den Jungen unsres Wasserhuhnes in Größe und Färbung so ähnlich, daß man sie auf den ersten Blick wohl für solche hätte halten können, in ihrem Gebaren noch sehr ungeschickt und deshalb der sorgfältigsten Pflege im höchsten Grade bedürftig.

Diese Pflege gewährten ihnen nun freilich die besorgten Eltern im vollsten Maße. Das verständige Weibchen schien auch, ohne daß wir die Jungen in das Nest gesetzt hatten, sehr bald unsre gute Absicht zu erkennen, führte die Jungen, die mehr watschelnd als laufend unter beständigem Piepen der Mutter schwerfällig folgten, zunächst in das Nest, überdeckte sie vorsichtig mit den Seitenfedern der Brust und den etwas gespreizten Flügeln und schien sie zunächst an den neuen Aufenthaltsort gewöhnen zu wollen. Die Ätzung der unbehilflichen Kleinen geschah in einer überaus zarten Weise, anfänglich so gut wie ausschließlich durch die Mutter, später, als die Jungen etwas herangewachsen waren und den Alten bereits folgen konnten, durch beide Eltern.

Wir hatten diesen ein nach bestem Wissen zusammengesetztes Mischfutter

gereicht, das sich auch als durchaus zuträglich erwies. Frische Ameisenpuppen und etwas feingehacktes rohes Fleisch mußten die tierische Nahrung, feingeriebene Semmel, gewiegter Salat und Teichlinsen die Pflanzenstoffe ersetzen, die unsrer Annahme gemäß von freilebenden Purpurhühnern zur Fütterung der Jungen verwendet werden, und wie der Erfolg zeigte, hatten wir uns nicht getäuscht. Beide Eltern näherten sich dem Futtergeschirr, suchten sich aus dem Gemisch das für ihre zarten Sprossen Tauglichste heraus, indem sie mit dem Schnabel das Futter durchwühlten, bald von diesem, bald von jenem Stoff ein Bröckchen nahmen, oft auch das bereits gefaßte wieder fallen ließen und ein andres wählten, packten endlich ein kleines Bröckchen mit der Spitze des Schnabels so behutsam, daß es an dieser mehr zu kleben als von ihr gehalten zu sein schien, bogen sich hierauf zu den untenstehenden Küchlein herab und hielten ihnen das Nahrungsbröckchen vor, bis das Junge sich entschloß, es vom Schnabel abzupicken.

Anfänglich trugen beide Eltern die Ätzung bis in das Nest. Schon mit dem achten Tage ihres Lebens aber verließen die Jungen unter Führung der Eltern ihre Sitzstelle und trippelten bis zum Futternapfe, später auch wohl weiter und weiter, bis sie endlich den Boden des ganzen Käfigs durchmaßen und über Stock und Stein wegstolperten. In der Regel führte auch jetzt noch die Mutter beide Sprossen. Später aber geschah es nicht selten, daß diese sich trennten und eines hinter dem Männchen, das andre hinter dem Weibchen herlief. Und es war ein wahrhaft erbaulicher Anblick, zu sehen, wie beide Eltern miteinander zu wetteifern schienen, den ihnen eben folgenden Küchlein ihre Liebe und Sorgfalt zu beweisen. Je größer unsre Hühnchen wurden, um so selbständiger zeigten sie sich; doch daurte es sehr lange, bevor sie sich entschlossen, von dem vorgesetzten Futter ohne Mithilfe der Alten etwas aufzunehmen; sie waren schon mehr als halbwüchsig, und noch immer mußte ihnen Bröckchen für Bröckchen gereicht werden. Doch bemühten sich die Alten ersichtlich, sie weiter und weiter zu bringen, mehr und mehr zu unterrichten.

Die Futterstoffe des Gemenges wurden auch jetzt noch mit dem Schnabel dargeboten, größere Stoffe aber, die wir anfänglich eigentlich zur Nahrung der Alten gereicht hatten, nicht mehr zerstückelt, sondern nur mit einer Klaue gepackt und so vorgehalten. Besonders hübsch sah es aus, wenn eines der Eltern einen kleinen Fisch den Jungen darreichte. Durch ein paar kräftige Hiebe des starken Schnabels wurde der Fisch zunächst an einer Seite entschuppt, hierauf durch einige Bisse gewissermaßen vorgeschnitten, die so mundrecht gemachte Stelle sodann aber dem

Jungen vorgehalten, bis dieses sich entschloß, ein und andre Bröckchen loszupicken. Viele Minuten lang konnte man bei dieser Gelegenheit die Alte auf einem ihrer Füße stehen und mit dem andern die Nahrung vorhalten sehen, bis endlich beide Küchlein gesättigt sich abwandten und damit die sorgsamen Eltern bewogen, ihnen zu folgen.

So wuchsen die Vögel zu aller Freude gedeihlich auf und gaben uns vollste Gelegenheit, ihr kindliches Treiben sowohl, wie ihre eigentümliche Umfärbung zu beobachten. Im Dunenkleide sahen sie bis auf den lebhaft rostroten Flügelrand und einige zimtrote Stellen am Kopfrande kohlschwarz aus, der Schnabel und der Ansatz zur Stirnplatte waren hellblau, die plumpen Beine schwarzblau.

Später, noch lange vor erreichtem Wachstum, verschwand das Rostrot ganz allmählich, und auch das Schwarz wurde auf der Unterseite durch deutlich hervortretende weißgraue Längsstreifen unterbrochen, während es auf der Oberseite der Vögelchen noch vorherrschend blieb; gleichzeitig begannen die Füße sich rötlich zu färben. Anfangs August hatten sich Rücken und Flügel schon ziemlich dicht befiedert, und zwar ganz wie bei den Eltern, nur daß die Färbung der Federn etwas trüber war; auf der Unterseite dagegen verschwanden die erwähnten Streifen ganz allmählich und gingen in einen bräunlich fahlgrauen Farbenton über, der nach und nach sich in Blau oder Graublau verwandelte, ohne daß dabei eine Feder vermausert worden wäre. Je weiter diese Färbung vorschritt, um so deutlicher wurde das Blau, so daß man alle Übergänge durch Fahlgrau, Schmutzig- oder Graulich-Violett bis zum Graublau beobachten konnte. Die Umfärbung des Schnabels und der Füße ging ebenso allmählich vor sich, und erst Mitte Oktober hatten diese Teile eine Röte erlangt, die der bei allen Vögeln vorhandenen fast gleichkam. Im Dezember endlich trat die Mauser ein, durch welche die Jungen ein ihren Eltern vollständig gleiches Kleid erhielten, und damit endete auch das innige Zusammenleben zwischen Eltern und Kindern.

20. Der Wasserschmätzer (Cinclus aquaticus, L.).

Es ist grimmig kalt, und Wald und Feld, Flur und Heide sind dick eingeschneit, Seen und Teiche mit harter Eisdecke belegt; nur der Wildbach allein hat es nicht dazu kommen lassen, daß der eisige Winter auch ihn gänzlich in Fesseln schlug. Hier und da gibt es Stellen, die noch lustig dahinrieselndes oder brausendes und schäumendes Wasser sehen lassen. Öde und still ist es ringsum; kaum vernimmt man das leise Gezwitscher der Meisen und Goldhähnchen, die hastig von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig fliegen, um sich ihre dürftige Nahrung zu erspähen. Da hört der einsame Wanderer plötzlich einen recht gemütlichen Gesang, aus vollen, leise schnarrenden und zwitschernden und hell pfeifenden Tönen gemischt, in den laut gesungene mit leiser vorgetragenen Strophen abwechseln, so daß man den Gesang fast ein Geschwätz nennen könnte. Es ist aber so fröhlich, daß man es recht gern hört und begierig wird, den munteren Schwätzer kennenzulernen, der so strenger Kälte, so traurigem Wetter Trotz zu bieten und Hohn zu sprechen scheint. Wer nun ein gutes, scharfes Auge hat, der wird den Sänger auch bald wahrnehmen. Ein ungeübter oder kurzsichtiger Mensch kann lange suchen, ehe er ihn da findet, wo er ihn sicherlich nicht vermutet hat.

Dicht am Rande des offenen Wassers, auf einer Eisscholle oder vielleicht auch in einer Höhlung im Gestein des Ufers sitzt ein zierlicher, graulicher Vogel mit blendendweißer Brust, der, wenn er nur halbwegs versteckt ist, so sehr mit den Farben seiner Umgebung übereinstimmt, daß man ihn kaum unterscheiden kann. Er ist ungefähr von der Größe eines Stares und wird deshalb auch häufig Wasserstar genannt. Seine Gestalt hat mit den Drosseln einige Ähnlichkeit, und deshalb heißt unser Vogel hier und da Wasserdrossel oder Wasseramsel. Allein von allen den Vögeln, deren Namen ihm wenigstens zur Hälfte gegeben wurden, unterscheidet er sich so wesentlich, daß der Beobachter ihn gar nicht damit verwechseln kann. Nur einen Vogel gibt es, mit dem er verglichen werden kann: das ist der lustige König im Schnee. Seine Gestalt trägt er, sein mutiges Herz besitzt er, sein lustiges, ewig zufriedenes, munteres Wesen ist ihm eigen. Jener ist König der Hecken, dieser ist König des Wassers. Das ist ein frischfröhliches Leben, das er führt, und ein frisches, starkes, kräftiges Herz muß er in der kleinen Brust tragen. Ich meinesteils will nur gleich vorweg gestehen, daß es einer meiner ganz

besonderen und erklärten Lieblinge ist. Aber ich behaupte dreist, daß jeder, der ihn kennt, ihm ebensosehr Freund werden muß, wie ich es bin.

Es dürfte wenig Vögel geben, die eine gleiche Rührigkeit und Beweglichkeit zeigten, wie der Wasserschmätzer. Keinen Augenblick kann das kleine Geschöpf ruhig sein, und wenn es scheinbar noch so still sitzt, dreht und wendet es wenigstens den Kopf oder hebt und senkt es das zierliche Stumpfschwänzchen. Gewöhnlich aber bleibt es gar nicht lange auf ein und derselben Stelle sitzen. Bald rennt es behenden Schritts über die glätteste Eisfläche weg, bald stürzt es sich kopfüber in die klaren Wellen, lange Zeit in ihnen verweilend, auf dem Boden unter ihnen dahinlaufend, in ihnen sie durchschwimmend, selbst unter dem Eise auf weite Strecken wegkriechend, bald läuft es rasch längs der Uferwand dahin, jede Höhlung durchspähend, vor jeder einen Augenblick verweilend und fast in jeder etwas findend. Endlich erhebt es sich in die Luft und schießt nun mit raschen, schwirrenden Flügelschlägen rasch geradeaus, dicht über dem Wasser fort, um einen andern, ähnlichen Platz sich auszusuchen.

Der Beobachter hat an ihm allein genug zu schauen, denn sehr bald nimmt es die gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist kein Schwimmvogel und treibt sich doch in den tollsten Strudeln, gerade da, wo es recht ordentlich braust und schäumt, mit einer Gleichgültigkeit herum, als verachte es das Drohen des brausenden, sich überstürzenden Wassers aus vollster Seele. Auch ist es kein Taucher und taucht doch mit den vollendetsten dieser Künstler um die Wette; es ist kein Läufer und läuft doch mit der Behendigkeit einer Wachtel; es ist kein Flieger und fliegt doch so rasch, daß ein recht geübter Schütze dazu gehört, um es zu erlegen. Hurtig, gewandt, behend, aufmerksam, vorsichtig bewegt es sich ohne Unterlaß. Das helle Auge späht rastlos in die Nähe und Ferne, jeder Feind wird rechtzeitig wahrgenommen, und für jede Gefahr gibt es einen Ausweg. Nur der heimtückische Mensch allein besiegt ihn mit seinen weittragenden Geschossen: sonst dürfte es wohl schwerlich ein Tier geben, das jemals den treuen Freund des Wassers, das seinen Liebling jederzeit zu beschützen weiß, erlangen könnte. Solch ein ewigfrohes, zierliches, schmuckes Geschöpf verdient von jedem gekannt zu sein und ist doch so unbekannt! Jede Beschreibung von ihm ist leicht, denn auch die trockenste Aufzählung seiner Eigenschaften gewährt ein höchst anmutiges Lebensbild eines sehr begabten Geschöpfes.

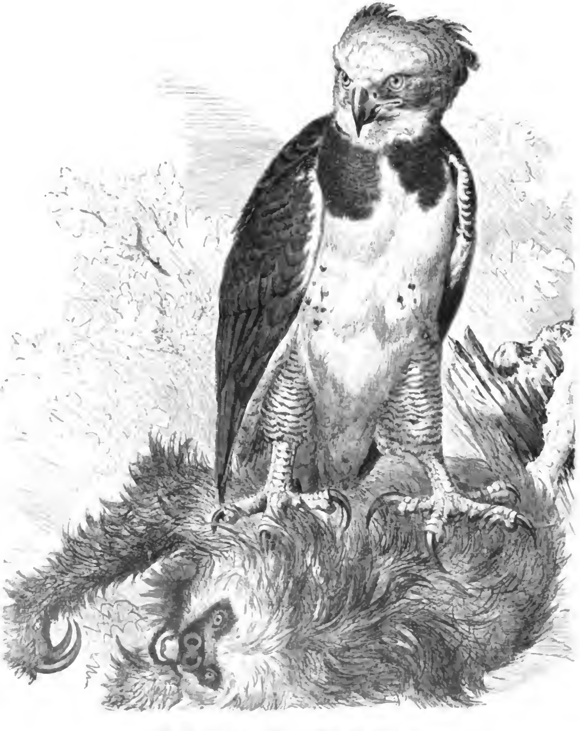
Unser Wasserschmätzer bewohnt die Gebirge der Alten Welt und ist überall zu finden, wo klare, schäumende und brausende Gebirgsbäche von

der Höhe zur Tiefe stürzen. Die Alpen der Schweiz und die Norwegens, die Pyrenäen und die Karpathen, unsre deutschen Mittelgebirge sind seine wahre Heimat. Bäche, in denen es Forellen gibt, beherbergen auch ihn; denn er liebt nur klares, reines, schönes Gebirgswasser. Hier lebt er jahraus, jahrein, ohne seinen Platz sehr zu verändern. Er liebt es nicht, in Gesellschaft von andern seiner Art zn sein, sondern lebt einsiedlerisch, höchstens mit seinem Weibchen zusammen. Sogar die jungen Vögel werden von den Alten, nachdem sie selbständig geworden sind, ohne weiteres aus dem Gebiete getrieben, das einzig und allein ein Stück des Baches ist; denn rechts und links kümmert unsern Wasserfreund nicht im geringsten. Sein Leben beginnt, verfließt und endet unmittelbar an oder in dem Wasser.

Mit der besprochenen Regsamkeit treibt er sich beständig in seinem Gebiete umher, von unten nach oben streichend und von der einen Grenze zur andern zurückkehrend. Hervorragende Steine oder im Winter Eisschollen, Höhlungen in dem überhängenden Ufer usw. sind seine Warten; auf Bäume setzt er sich nie. Man erkennt die Lieblingsplätze von weitem, denn sie sind über und über weiß bekleckst. Hier sitzt er, der ewig rege, muntere Gesell, und schaut nach allen Seiten hin. Ruhig sich selbst überlassen, beobachtet er mit gespannter Aufmerksamkeit die Oberfläche oder die Tiefe des Wassers, bis er irgend etwas für ihn Genießbares wahrnimmt. Dann geht's blitzschnell in das Wasser hinein, entweder stoßtauchend oder watend oder schwimmend, wie es eben gehen will. Er durchfliegt oder durchschwimmt, durchwatet und durchläuft den tollsten Wassersturz von unten nach oben, und es ist ihm vollkommen gleichgültig, ob er auf dem Grunde des Wassers herumspazieren oder mit Hilfe seiner Flügel, die als Flossen benutzt werden, in der Mitte des Wassers dahinschwimmen muß. Bis zwei Minuten lang kann er recht gut unter dem Wasser aushalten und unter anderm große Strecken unter dem Eise weglaufen. Dabei erhascht er alles Genießbare, was im Wasser schwimmt oder von ihm abwärts getrieben wird: Kerfe in allen Lebenszuständen, Eintagsfliegen, Mücken, Schnaken, kleine Käferchen und allerlei Würmchen. Man hat ihn in dem Verdacht gehabt, daß er auch Fische oder namentlich deren Brut verspeise; kein Beobachter jedoch hat bis jetzt dies noch gefunden. Wegen dieser Nahrung liebt er Bäche, die von Bäumen besäumt sind, ganz besonders; denn von den Bäumen herab fällt immer etwas Genießbares ins Wasser, und dieses trägt ihm alles getreulich zu.



1. Ein zweiter Graf Gleichen: Der Hausstorch (Ciconia alba)



2. Die Harpyie (Thrasaëtus harpyia).

Zu seinem Fischfang ist er ganz vortrefflich ausgerüstet und rückt seiner Beute auf den Leib, ehe diese ihn nur gewahrt. In herrlichster Vollendung trägt er die Hauptfarben des Baches an sich: die weiße Brust gleicht einem dahinschwimmenden Schaumballen, der bräunlichrote Bauch einem im Grunde des Baches liegenden Stein, der blaugraue Rücken hat ganz die Farbe des Wassers, und der braungraue Kopf und Nacken ähneln in ihrer Färbung allenfalls den Ästen oder Wurzeln oder Steinen. Dazu hat er ein dichtes, überall gut anschließendes Federkleid, das keinen Tropfen Wasser bis auf seine Haut kommen läßt. Da ist es nun freilich keine Kunst, zu fischen, zumal wenn man sich im Wasser so geschickt, so flink, so gewandt zu benehmen weiß wie unser Vögelchen. Er leidet deshalb auch niemals Not, sondern findet selbst in dem härtesten Winter noch immer genug, um seine allerdings bescheidenen Ansprüche zu befriedigen. Daher mag wohl die große Fröhlichkeit und Beweglichkeit kommen, die ihn so vorteilhaft auszeichnet.

Überrascht, stürzt er sich gewöhnlich wie ein Frosch ins Wasser, läuft und schwimmt rasch ein tüchtiges Stückchen auf dem Grunde fort, taucht ziemlich weit oberhalb wieder auf, holt einmal Atem, sieht sich um und, wenn er nicht recht traut, geht die Flucht unter Wasser noch ein andres gutes Stückchen fort, bis er dann plötzlich auf einem Stein in die Höhe klettert und nun entweder fliegend weitergeht oder sich für geborgen erachtet und ruhig seinen Fischfang wieder aufnimmt.

Er geht hoch ins Gebirge hinauf. Ich fand ihn in der Sierra Nevada bis zu 7000 Fuß hoch überm Meer, und mein Freund Georgy erzählte mir, daß es ein allerliebstes Schauspiel sei, unsern Vogel zu beobachten, wenn er in die Gletschertore hineinspaziert und in jenen unterirdischen, märchenhaften Eishöhlen nach Nahrung späht.

Anfangs oder Mitte März beginnt er den Bau seines ersten Nestes; denn er brütet regelmäßig zweimal im Jahre. Die Wohnung steht immer in einer Höhle nahe am Wasser, gewöhnlich so, daß man sehr schwer zu ihr gelangen kann. Der kluge Gesell benutzt jedes Ortes Gelegenheit in höchst geschickter Weise: eine günstig gelegene Höhle, ein Loch in dem Mauerwerk von Brücken, selbst die Schaufeln alter, unbrauchbarer oder längere Zeit stillstehender Räder werden von ihm ausersehen, die Wiege seiner Jungen zu bergen. Sehr gern benutzt er das Gestein höherer Wehre, zumal wenn er erst den vom Wehre herabstürzenden Wassersturz durchfliegen muß, um zu seinem Neste zu gelangen. In einer der Ritzen der Steinwand, über die das Wasser hinwegbraust, steht die Wohnung

natürlich vollkommen geschützt und bei nicht allzu hohem Wasserstand auch hinreichend trocken. Durch den Wassersturz hindurchzufliegen, wie er, tut ihm so leicht kein Feind nach, und so hat er seine Brut vor Räubern hinlänglich gewahrt. Leider ist das Wasser dieser nicht so freundlich als ihm; denn die meisten aller Wasserschmätzer gehen in der Jugend durch Hochwasser, das sie aus den Nestern schwemmt, zugrunde.

Die Bauart des Nestes ist so verschieden, wie die dazu verwandten Stoffe es sind. Eine Decke muß es immer haben, und wenn die Decke der Höhlung hierzu nicht dienen kann, muß er oft ein ungeheures Gebäude aufführen, um diesen Zweck zu erreichen. Der Eingang ist eine enge, der Größe des Vogels angemessene Röhre, das Innere ist eine halbkugeltiefe Mulde. Grünes Erdmoos bildet den Hauptbestandteil; es wird höchstens noch mit wenigem Stroh, Graswurzeln und Reiserchen gemischt und innen mit etwas dürrem Laub und zarten Hälmchen ausgefüttert. Die vier bis sechs Eier sind rundlich, zart und glattschalig und einfarbig weiß. Nach vierzehn- bis sechzehntägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus. Sie werden von den Alten sehr geliebt nnd reichlich gefüttert und bleiben sehr lange im Nest. Bald nach dem Ausfliegen aber treiben sie die Alten an, sich selbständig zu machen, indem sie dieselben einfach aus ihrem Gebiet verjagen und sie so zwingen, sich selbst ein solches zu erstreiten. Im nächsten Jahre sind sie ausgefärbt und zeugungsfähig.

Man behauptet, daß der Sperber die alten Wasserschmätzer zu fangen imstande sei, ebenso daß die Jungen von Iltissen, Wieseln und Wasserratten weggeschnappt würden; jedoch ist das Wasser ihnen jedenfalls viel gefährlicher als diese Feinde. Auch dem Menschen entgehen sie in den meisten Fällen. Ihre Vorsicht verhindert diesen gewöhnlich, sich an sie in Schußnähe heranzuschleichen, und der fliegende Vogel ist, wie bemerkt, keineswegs so leicht herabzudonnern. Der Fang ist noch schwieriger. Man kann ihre Lieblingssitze mit Leimruten belegen oder Fußschlingen dahinstellen; auch fängt man sie manchmal im Hamen oder auch wohl vom Neste weg, da das Weibchen zuweilen so festsitzt, daß es sich mit Händen greifen läßt. In der Gefangenschaft sind sie nur mit Nachtigallfutter hinzuhalten; denn klares, frisches, fließendes Wasser ist ihnen viel zu sehr Bedürfnis, als daß sie es längere Zeit missen könnten. Das Wasser muß ihnen ihr Wiegenlied singen und ihren Gesang herausfordern und begleiten. Wenn sie das Rauschen und Brausen des Baches nicht mehr hören, welken sie sichtlich dahin und gehen langsam, aber sicher dem Tode entgegen.

21. Unter allen die Giftigste.

Ein Teil des Fluches, den nach der morgenländischen Schöpfungssage der Schöpfer auf sein eignes Geschöpf schleuderte, wirkt heute noch fort: die Feindschaft nämlich, die gesetzt worden sein soll „zwischen der Schlange und dem Weibe und ihrem und des Weibes Samen". Noch immer erregt „die Schlange" im Herzen des Weibes Entsetzen oder Schaudern und in des Weibes Samen die Lust, ihr „den Kopf zu zertreten", auch wenn sie vollkommen unfähig sein sollte, „in die Ferse zu stechen".

Ich bin weit entfernt, den Unkundigen oder Ängstlichen deshalb verurteilen zu wollen, weil er in jeder Schlange einen Feind sieht, den er seiner Meinung nach vernichten muß; denn ich weiß, daß die Ängstlichkeit eben nur in der Unkunde ihren Grund hat, und mag es demjenigen nicht verargen, der, um von sich und andern Angst und Schrecken abzuwenden, die unschuldige Natter wegen der schuldigen Viper leiden läßt. Wohl aber verüble ich es den Lehrern und denen, welche die Lehrer beeinflussen, daß sie nicht alljährlich einige Stunden daran wenden, um ihre Schüler die drei Vipern Europas oder wenigstens die einzige Giftschlange Deutschlands kennen zu lehren. Man würde sie dadurch am wirksamsten schützen vor der Gefahr, die solche Schlangen bringen können; man würde auch den Schlangen mehr gerecht werden, als dies bisher geschieht.

Freilich trägt die Schlange die Last jenes Fluches mit Unempfindlichkeit. Sie geht zwar „auf dem Bauche", sicherlich aber ohne alle und jede Beschwerde, hat sich auch bis heute noch nicht dazu bequemt, „Erde zu essen", wie sie dies, laut der mosaischen Erzählung, tun soll, „ihr Leben lang", ist überhaupt ein ganz andres Wesen, als die Überlieferer der morgenländischen Sage, die überall Engel und Dämonen witterten, mit Göttern und Teufeln auf dem vertrautesten Fuße standen, darüber aber nicht selten die Tatsächlichkeit aus dem Auge ließen, schildern und beschreiben. Selbst die zwischen ihrem und des Weibes Samen gesetzte Feindschaft ist nicht unüberwindlich. Ganz abgesehen von den Indern, die keine Schlangen töten, oder westafrikanischen Negerstämmen, die einzelne Schlangen verehren, gibt es auch unter uns nicht wenige, welche die Schlangen insgesamt durchaus nicht mit Feindschaft, sondern mit reger Teilnahme betrachten, weil — sie dieselben kennengelernt haben.

Dies gilt auch für diejenigen Arten, die mit Recht gefürchtet werden, weil sie, wenn schon nicht vor, so doch von allem Vieh und von

allen Tieren auf dem Felde verflucht sind: den Giftschlangen. Es wäre sonst, meines Erachtens, undenkbar, daß man sie, die bei Gelegenheit wirklich „in die Ferse stechen“, einfängt und in Gefangenschaft hält, anstatt ihnen ohne weiteres „den Kopf zu zertreten“. Und zwar sind es keineswegs allein und ausschließlich die Naturforscher unsrer Tage, die sich mit dem „giftigen Gewürm“ abgeben, sondern auch Leute, die in unserm Sinne nicht das geringste Verständnis für Naturwissenschaft haben, wie die indischen und ägyptischen Schlangenbeschwörer zur Genüge beweisen. Mit derselben Schlange, die Moses zu seinen „Wundern“ vor Pharao benutzte, gaukelt der Haui Ägyptens oder der Psylle Ostindiens heute noch vor dem unverständigen Volk. Es liegt eben ein eigner Reiz in dem möglichst vertrauten Umgange mit den gefährlichen Tieren.

Im Berliner Aquarium sind den Schlangen eine Anzahl von zweckmäßig eingerichteten Käfigen eingeräumt und diese reich besetzt worden, mit giftigen wie mit harmlosen Arten. Die einen wie die andern üben die vollste Anziehung auf die Besucher aus, sogar auf diejenigen unter ihnen, die sich anfangs mit Abscheu von den gewohnheitsmäßig gehaßten Geschöpfen abwenden. Am meisten fesseln die größeren Arten, und unter ihnen insbesondere die giftigen. Die Kreuzotter, als einzige Giftschlange Deutschlands, und die Hornviper, als letzte Freundin der liebeskranken Kleopatra, erregen zwar auch eine gewisse Aufmerksamkeit; mehr aber wendet sich diese den Riesen unter den Giftschlangen zu: der berüchtigten Klapperschlange oder der erzleibigen Mokassinviper und vor allen der gewaltigen Puffotter (Vipera arietans), in der auch der Laie sofort das Urbild, gleichsam die Giftschlange in ihrer Vollendung sieht (Taf. 8, Abb. 4). Dickleibig, gelbbraun, dunkler gezeichnet, wird sie bis 1,6 Meter lang. Sie verdient, ihrer keineswegs ansprechenden Eigenschaften ungeachtet, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, schon weil sie unbedingt als die gefährlichste Schlange Afrikas und als eine der giftigsten, wenn nicht als die giftigste der Erde bezeichnet werden muß.

Über ihr Freileben ist wenig bekannt, vielleicht auch wenig zu berichten. Ich habe erst durch Gustav Fritsch, den Verfasser des trefflichen Werkes: „Drei Jahre in Südafrika“, ein Lebensbild der Schlange erhalten. „In Südafrika“, so berichtet mein verehrter Freund, „ist die Puffotter am eigentlichen Kap selten; häufiger kommt sie in den östlichen Provinzen vor, am häufigsten in den Freistaaten und weiter im Innern. Sie zeichnet sich auch im Freien durch ihre Trägheit aus, bewegt sich äußerst langsam und schnellt sich nur beim Beißen blitzartig auf ihre

Beute, wobei sie sich meist mehr oder weniger um ihre Achse zu drehen pflegt. Die Leute behaupten, daß sie so hoch vom Boden emporspringen könne, um einen Reiter zu Pferde noch zu erreichen. Bei Tage liegt sie gewöhnlich still in Büschen oder unter Grasbüscheln versteckt; nachts kriecht sie umher und kommt dann, der Mäuse wegen, gern in die Nähe der Wohnungen, richtet hier auch nicht selten Unheil an. Noch gefährlicher wird die Schlange dem weidenden Kleinvieh oder den Jagdhunden, da sie sich, wenn ihr Sträucher Deckung gewähren, fest- und zur Wehre setzt. Ein Herr in Bloemfontein büßte durch sie gleichzeitig zwei seiner Hunde ein, und zwar starb der eine innerhalb zehn Minuten, der andre einige Stunden nach dem Biß.

„Ein sehr zuverlässiger Beobachter ging", wie er mir selbst erzählte, „im Felde spazieren und bemerkte zu seiner Verwunderung, daß eine der großen südafrikanischen Feldmäuse wie festgewurzelt in geringer Entfernung von ihm sitzen blieb. Als er sich verwundert nach der Ursache umschaute, die das scheue Tier abhielt, vor ihm die Flucht zu ergreifen, erblickte er dicht vor sich eine große Puffotter, welche die Maus zu ihrer Beute ausersehen hatte und nicht aus dem Auge ließ. Einige Zeit später machte die Schlange plötzlich einen Sprung auf die Beute, ergriff sie und war mit ihr in einem dicht daneben befindlichen Loche verschwunden, ehe der überraschte Zuschauer imstande war, seinen Stock mit Erfolg zu gebrauchen. Es scheint, daß die Schlange ihren Feind wohl gesehen hatte, aber nicht gewillt war, von ihrer Beute abzulassen, weshalb sie dieselbe mit sich wegnahm, anstatt zu beißen und den Tod nach dem Biß abzuwarten. Der letzte Akt des kleinen Trauerspiels vollzog sich sehr schnell, und die sonst so träge Puffotter führte eine Reihe rascher Bewegungen aus, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

„Eine derartige Regsamkeit des Tieres gehört übrigens zu den seltenen Ausnahmen. Ich selbst habe einmal im Betschuanenlande neben einer halbwüchsigen Puffotter, die sich unter hohem Grase zusammengerollt hatte, über eine halbe Stunde gelegen, ohne daß sie sich rührte. Als ich, um der Sonne zu entgehen, mich etwas weiterschieben wollte und gerade im Begriff war, den Ellenbogen auf sie zu stemmen, bemerkte ich sie. Ich erhob mich vorsichtig, um mich meines zolldicken Sjamboks zu bemächtigen, und auch jetzt noch blieb die Schlange regungslos liegen. Ein kräftig geführter Schlag mit dem umgekehrten Sjambok machte sie für immer unschädlich."

Soweit mein Gewährsmann.

Die beiden Puffottern des Berliner Aquariums kaufte ich von einem eifrigen Schlangenliebhaber in Berlin, der sie schon seit geraumer Zeit gefangen gehalten und bis zu einem gewissen Grade gewöhnt hatte. Von einer eigentlichen Zähmung war natürlich nichts zu bemerken. Die blinde Wut, die so viele Giftschlangen an den Tag legen, äußerte sich, sobald man sich dem Käfig näherte, durch Fauchen und Blasen; doch unterließen die Tiere es wenigstens, wie sie früher getan, nach dem sich ihnen Nahenden zu beißen. Ihre Überführung in den für sie bestimmten Käfig des Schlangenganges war ein schweres Stück Arbeit. Mit eisernen Zangen konnten die riesigen Tiere nicht sicher genug gepackt werden; Netze anzuwenden, erschien zu gefährlich: es blieb also nichts andres übrig, als sie von ihrem Kasten aus in den Käfig zu treiben. Dies aber erregte den höchsten Zorn der Schlangen und ihr entsetzliches Fauchen wiederum nicht geringe Unbehaglichkeit im Herzen der beauftragten Wärter. Milde Maßregeln führten endlich zum Ziele: die Puffottern wurden so lange mit einem starken Drahte gekitzelt und mit einem Blasebalg so hartnäckig angeblasen, bis sie sich entschlossen, freiwillig den gewohnten Raum zu verlassen.

Ob sie jemals zu der Erkenntnis gekommen sind, daß sie sich durch Besitznahme des neuen Käfigs wesentlich verbessert, lasse ich unentschieden; soviel aber scheint mir sicher zu sein, daß sie sich in dem ununterbrochen geheizten Raume bald behaglich und heimisch fühlten. Eine gewisse, allerdings sehr beschränkte Neugier machte sich bemerkbar. Sie krochen auf dem Boden langsam hin und her, betasteten alle Ecken und Winkel mit der Zunge, entdeckten dabei das Wasserbecken, benutzten es sogleich, indem sie gierig tranken, setzten hierauf ihre Entdeckungsreise fort und nahmen endlich von einer sie bergenden Steingrotte Besitz. Im Verlaufe der ersten Nacht hatten sie sich mit allen Örtlichkeiten des Käfigs vertraut gemacht und damit eingerichtet.

Wenn man diesen Schlangen menschliche Tugenden zusprechen will, muß man sagen, daß sie deren zwei im ausgeprägtesten Grade besitzen: Genügsamkeit und Enthaltsamkeit. Beide sind freilich in der hervorragendsten ihrer Eigenschaften, der für so hochstehende Wirbeltiere fast beispiellosen Trägheit, begründet.

Fast alle Giftschlangen — soviel mir bekannt, nur die Brillen- und Seeschlangen nicht — sind vollkommene Nachttiere. Dies beweist ihr Auge mit dem gespaltenen Stern, dies ebenso ihre Trägheit während der Tages- und ihre verhältnismäßige Regsamkeit während der Nachtstun-

den, dies beweist jede schärfere Beobachtung der Tiere überhaupt. Einige Naturforscher haben das Nachtleben der Giftschlangen mehr geahnt als erkannt. Ich bin meines Wissens der erste gewesen, der, dank meiner in Afrika gesammelten Beobachtungen, dieses Nachtleben als unzweifelhaft hingestellt hat. Die nächtlichen Besuche der Hornvipern am Lagerfeuer oder im Innern der Wohnungen belehrten mich über die Zeit der Tätigkeit gedachter Schlangen zur Genüge, und die in Afrika gesammelten Erfahrungen wurden später entsprechend vermehrt. Das nächtliche Treiben der Vipern und Lochottern (Klapperschlangen und Verwandten) erklärt auch die im Verhältnis zur Häufigkeit der Giftschlange seltenen Unglücksfälle. Die Tiere liegen eben während des Tages meist gut verborgen im Schlafe und kommen mit Menschen und andern größeren Säugetieren nur dann in Berührung, wenn diese sich zufällig ihrem Schlafplatze nähern.

Unter allen mir bekannten Giftschlangen ist die Puffotter wohl die trägste. Ohne Veranlassung, um nicht zu sagen ohne Not, verläßt sie den mit Anbruch des Tages gewählten Schlafplatz nicht. Unsre Gefangenen liegen oft vom Morgen bis zum Abend regungslos in irgendeiner Lage auf einer und derselben Stelle. Nachts dagegen kriechen sie langsam in ihrem Käfig hin und her und zwar mit einer gewissen Ausdauer, wie wir unter anderm daran erkennen können, daß sie frisch aufgeschütteten Sand schon in der ersten Nacht an allen Stellen glatt gedrückt haben. Um die Schlangen in den Nebenkäfigen, die sie durch die Glaswände der letzteren sehen können, bekümmern sie sich nicht im geringsten, lassen es sich ebenso gefallen, wenn man ihnen eine andersartige Schlange in ihren Käfig setzt und diese unmittelbar vor ihnen sich bewegt oder über sie wegkriecht, ohne auch nur Miene zu machen, die ihnen aufgedrungene Gesellschaft zu befehden.

In gleicher Weise sind sie abgestumpft worden gegen die vor dem Käfig sich befindenden Beschauer, ja sogar gegen manche ihnen doch entschieden lästige Vornahmen der Wärter, beispielsweise gegen gewaltsame Nötigungen vermittelst eines langen Stockes, um sie zum Verlassen eines bestimmten Platzes oder das Vertauschen ihres Käfigs mit dem zur Absperrung dienenden Nebenraume zu bewegen. Noch mehr: sie haben mit der Schlange Afrikas, „die jedes Tier ohn' Ursach' biß", nichts gemein, denn sie beißen die ihnen zur Nahrung gereichten Kaninchen, Meerschweinchen und Ratten bloß dann, wenn sie wirklich hungrig sind. Nur ein- oder zweimal haben wir das Gegenteil beobachtet, dann aber auch stets gesehen,

daß sie sich unmittelbar nach erfolgtem Tode des gebissenen Opfers auf die Beute stürzten und sie gierig verschlangen. Gerade die Enthaltsamkeit, die sie ihrem Opfer gegenüber an den Tag legen, macht ihre Fütterung zu einem ungemein aufregenden Schauspiel.

Wir haben erfahrungsmäßig festgestellt, daß ein halbwüchsiges Kaninchen wöchentlich zur Ernährung einer vollkommen ausgewachsenen, sechs Fuß langen und fast mannsschenkeldicken Puffotter ausreicht. Nicht selten vergehen zwei bis drei Wochen, ohne daß eine unsrer Schlangen frißt; zuweilen nimmt sie auch zwei Kaninchen nacheinander. Früher fand die Fütterung nach Schluß des Aquariums statt. Auf allgemein ausgesprochenen Wunsch lasse ich jetzt jeden Mittwoch nachmittag vor den Augen der Besucher Nahrung reichen. Das zum Opfer bestimmte Kaninchen wird in einem Netzsacke, sogenanntem Kätscher, von oben herab in den Käfig gebracht und hier freigelassen. Ein- oder zweimal ist es bis jetzt vorgekommen, daß die Schlange nach ihrer Beute biß, noch bevor sie den Boden des Käfigs erreicht hatte; in der Regel benimmt sie sich anders. Ihre Trägheit scheint auch jetzt noch nicht sogleich überwunden werden zu können.

Das Kaninchen hat von der ihm drohenden Gefahr keine Ahnung. Besäße es „Instinkt“, ein nicht zum Bewußtsein kommendes Vorgefühl von seinem Schicksal, es würde sich anders benehmen. Die „höhere Kraft“, die „Einwirkung von außen“ müßte sich jetzt bemerklich machen, müßte dem unschuldigen Nager es eingeben, daß von jetzt an sein Leben ungleich mehr bedroht ist, als angesichts des vierfüßigen Raubtieres, vor dem es flüchtet. Wahrhaftig, jetzt wäre Gelegenheit für den Instinkt, sich zu äußern. Jetzt droht Gefahr, die äußerste, furchtbarste. Es handelt sich um ein fußweites Vorschnellen des Kopfes der Schlange, um ein linientiefes Einhauen der Gifthaken: und der Lebensfaden ist durchschnitten. Das Opfer hat von all dem keine Ahnung; sein „Instinkt“ läßt es unverantwortlicherweise vollkommen im Stich.

Es nähert sich neugierig der Schlange. Niemals hat es eine solche gesehen; die Neugier ist erklärlich, ist zu entschuldigen. Es beschnuppert seinen Feind. Noch weiß es nicht, daß es mit einem solchen zu tun hat. Die Schlange erhebt den dreieckigen Kopf, beugt den Hals zurück, nimmt eine schauerlichschöne Angriffsstellung an: das Kaninchen ahnt nichts. Es wird höchste Zeit für die „höhere Kraft“, vermittelnd einzuschreiten. Nichts von alledem. Das Kaninchen schnuppert nochmals, erschnuppert nichts, wird dreister, nähert sich dem Schlangenkopfe. Die Schlange

züngelt tastend. Ihre Zunge und die Schnurrhaare berühren sich. Das Kaninchen, ein Bild der Arglosigkeit, steht noch immer ahnungslos vor dem entsetzlichen Räuber. Die Schlange wird mehr und mehr erregt. Sie atmet in tiefen Zügen, so daß sich der Leib hebt und senkt, weitet und verengert; sie faucht zwar nicht eigentlich, aber sie schnauft, hörbar genug für das Kaninchen, gleichsam als wollte sie es warnen. Aber auch diese Drohung ist vergeblich: der Nager achtet ihrer nicht.

Die Schlange läßt das Haupt wieder sinken, um eine andre Stellung einzunehmen. Ihre Rippen stemmen sich gegen den Boden, diese, Hunderte von Fußpaaren, arbeiten, sie gleiten langsam über den Boden weg. Das Kaninchen wird stutzig, springt zur Seite, richtet die Augen scharf auf den ihm unbekannten Gegenstand, spitzt die Ohren und stellt sie nach vorn, schnuppert, dreht die Schnurrhaare nach allen Richtungen und — beruhigt sich wieder. Sein unerfahrenes Hirn ist nicht imstande, die ersprießliche Gedankenreihe zu bilden. Wiederum liegt die Schlange regungslos, wiederum nähert sich das neugierige Opfer, wiederum erhebt jene angriffsfertig das Haupt, züngelt, droht, wiederum verläuft die Begegnung wie früher. Jetzt findet der Nager das Wasserbecken und trinkt; hierauf macht er es sich behaglich, streckt sich auf dem warmen Sande, frißt wohl auch ein wenig von einer ihm zugeworfenen Rübe. Es scheint ihm in dem Käfig zu gefallen: er wird übermütig, springt auf und nieder, über die Schlange weg, ihr auf den Rücken. Sie, über die Dreistigkeit entrüstet, schnellt wütend auf und faucht mit voller Lunge. Das Kaninchen stutzt von neuem, setzt alle Sinneswerkzeuge in Bewegung, ahnt noch immer nichts und beginnt seine gefährlichen Untersuchungen nochmals.

So kann es stundenlang dauern, und je länger es dauert, um so dreister wird das Kaninchen, um so lebhafter die Schlange, um so erregter der Zuschauer. Ich vernehme die verschiedensten Äußerungen. „Höchst interessant und spannend!“ sagt ein Naturforscher, der beobachtend vor dem Käfig steht. „Aufregend im höchsten Grade!“ versichert ein übersättigter Lebemann. „Entsetzlich und grausam!“ läßt sich mit der Gebärde des tiefsten Abscheues eine Dame vernehmen, „daß der Tierschutzverein auch so etwas dulden kann!“ Sie bleibt aber ebensogut stehen wie alle übrigen Zuschauer.

Das Trauerspiel nähert sich seinem Ende. Die schwerfällige Schlange hat sich besonnen, daß sie hungrig ist, und kriecht auf ihre Beute zu. Das Kaninchen erwartet sie wie früher, geht ihr entgegen. Hoch hebt sie den Kopf, der Hals dahinter scheint sich zusammenzuschnüren, die Giftdrüse

zu jeder Seite des Kopfes ihre Hülle sprengen zu wollen, die gespaltene Zunge tastet noch einmal und — blitzartig schnellt der Kopf zurück und wieder vor, im Vorwerfen öffnet sich der Rachen, richten sich die bisher in ihrer Muskelscheide zurückgelegten zolllangen Gifthaken auf, dringen tief ein in den Leib des Opfers — ein Schrei aus dem Maule des Kaninchens, ein andrer kaum eine Sekunde später aus dem Munde einiger Zuschauerinnen, und der Todesstreich ist gefallen. Ebenso schnell, als die Schlange vorgeschnellt war, ist sie wieder zurückgezuckt, legt ruhig das Haupt auf den Boden, faßt ihr Opfer scharf ins Auge und erwartet dessen Verenden. Das leichte Bewegen der Schwanzspitze nur verrät, wie lebhaft sie den sicheren Ausgang verfolgt.

Einen einzigen Schrei hat das Kaninchen ausgestoßen, einen oder einige Sätze gemacht, dann aber still sich hingesetzt. Die Ohren werden schlaff, die Augenlider fallen herab, es schüttelt ein-, zweimal mit dem Kopfe, dann hat es das Bewußtsein verloren. Langsam neigt es sich auf die Seite, bewegungslos liegt es zehn, zwanzig, hundert Sekunden lang, plötzlich schnellt es noch einmal zuckend auf, und eine Leiche fällt zurück. Der höllische Tropfen hat seine Wirkung getan.

22. Die Wanderheuschrecke (Gryllus migratorius) und ihre Verwüstungen in Südostrußland 1862.

Aus dem grauen Altertum klingt es zu uns herüber wie eine dichterische Sage von gewaltigen Heeren, die durch die Luft dahinziehen, sich niederlassen und das blühende Land binnen wenigen Tagen in eine Einöde verwandeln. So heißt es schon im zweiten Buch Mosis:

„Und sie kamen über ganz Ägyptenland und ließen sich nieder an allen Orten in Ägypten; so sehr viel, daß zuvor desgleichen nie gewesen ist, noch hinfort sein wird. Denn sie bedeckten das Land und verfinsterten es, und sie fraßen alles Kraut im Lande auf, und alle Früchte auf den Bäumen, die dem Hagel waren überblieben; und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde, in ganz Ägyptenland."

Und später finden wir in der Bibel eine andre Beschreibung dieser Plage, die sich vor sämtlichen, die wir kennen, durch ihre herrliche

Dichtung auszeichnet: „Ein finstrer Tag, ein dunkler Tag, ein wolkiger Tag, ein nebeliger Tag, gleichwie sich die Morgenröte ausbreitet über die Berge; nämlich ein groß und mächtig Volk, desgleichen vorhin nicht gewesen ist und hinfort nicht sein wird zu ewigen Zeiten für und für. Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer, und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie Rosse und rennen wie die Reiter. Sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln, und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtiges Volk, das zum Streit gerüstet ist. Die Völker werden sich vor ihm entsetzen; aller Angesichte sind so bleich wie die Töpfe. Sie werden laufen wie die Riesen und die Mauern ersteigen wie die Krieger; ein jeglicher wird stracks vor sich daher ziehen und sich nicht säumen. Keiner wird den andern irren, sondern ein jeglicher wird in seiner Ordnung daher fahren; und werden durch die Waffen brechen und nicht verwundet werden. Sie werden in der Stadt umherreiten, auf der Mauer laufen und in die Häuser steigen, und wie ein Dieb durch die Fenster hineinkommen. Vor ihm erzittert das Laub und bebet der Himmel, Sonne und Mond werden finster und die Sterne verhalten ihren Schein."

Bei uns zulande ist es keinem zu verdenken, wenn er die beiden angeführten Stellen entweder für ein Märchen oder für ein der Wahrheit entbehrendes Phantasiebild nimmt. Nur derjenige, der selbst Heuschreckenschwärme gesehen, der selbst von den Heuschrecken umschwärmt worden ist, dem sie die Sonne und den Himmel wirklich verdunkelten, der die Verwüstungen erschaut, die sie hervorriefen, erkennt, daß beide Stellen der Bibel auf Wahrheit beruhen. Denn die ägyptische Plage ist noch nicht beendet; sie wiederholt sich von Zeit zu Zeit, wenn auch glücklicherweise nicht in unsern Gegenden.

Unsre Landwirte mißgönnen dem zierlichen Reh die wenige Äsung, die es bedarf, verfolgen selbst den Hasen und das Kaninchen, ihre Todfeinde. Was würden wir von ihnen erfahren, kämen Heuschreckenschwärme über ihre Felder, um sie zu verwüsten!!

Der ganze Südosten unsres Erdteils, ein großer Teil Asiens und Afrikas beherbergen Wanderheuschrecken (Taf. 8, Abb. 3). Sie gehören verschiedenen Arten an, sind sich jedoch in Gestalt und Wesen sehr ähnlich. Nur die ungeheure Zahl, in der sie auftreten, macht sie furchtbar; wäre unsre grüne Laubheuschrecke ebenso häufig wie sie, wir würden ähnlichen Grund zur Klage besitzen.

Die eigentliche Wanderheuschrecke ist von grünlich-bräunlicher Färbung, hat braungelb gefleckte Flügel, ziegelrote Unterseite der Brust und ein einfach gekieltes, hinten stumpfeckiges Hautschild. Ihre Länge beträgt etwa anderthalb Zoll. Sie findet sich vereinzelt im südlichen und mittleren Europa überall und kommt auch bei uns in Deutschland einzeln vor. Die eigentliche Heimat liegt jedoch östlicher; denn, wie die Scharen der Völker, so wandern auch die Heuschrecken von Sonnenaufgang dem Niedergang entgegen. Ihre Lebensgeschichte ähnelt der andrer Laubheuschrecken. Im Herbst werden die Eier gelegt, im Frühjahr schlüpfen die anfangs gelblichweißen Larven aus, die sich fünfmal häuten. Günstiges Herbstwetter bringt im nächsten Frühjahr die Plage herbei, naßkaltes vernichtet den größten Teil der Eier. Das Leben der Tiere selbst läßt sich in zwei Hauptabschnitte teilen: in den der Entwicklung und den der Vollendung oder bezüglich Begattung und Vermehrung. Einem der Akademie zu St. Petersburg übersandten Bericht, die Verheerungen der Wanderheuschrecken in Beßarabien betreffend, entnehmen wir hierüber folgendes: „Die Entwicklung aus dem Ei begann in der Umgegend von Kischenew am 24. Mai, die erste Häutung am 7. Juni, die zweite elf Tage später, die dritte wieder elf Tage danach, ebenso die vierte; die fünfte und vollkommene Entwicklung der in eine Flügelscheide spiralförmig eingeschlossenen Flügel vollendete sich am 21. Juli. Vom 29. Juni an wurde die Wanderung bemerkbar, nach der vierten Häutung allmählich stärker; sie erreichte jetzt bereits eine Schnelligkeit von 90 englischen Fuß in der Minute. Gerade nach der vierten Häutung ist die Heuschrecke am gefräßigsten und schont jetzt keine Pflanze; selbst Bäume und Sträucher werden von ihr benagt.

„Das vollkommen entwickelte Kerbtier erhob sich am 22. Juli und richtet seinen Flug anfänglich nach dem Winde. Noch immer war die von ihm bewirkte Verheerung eine außerordentlich große. Am 7. September begann die Begattung, und nach ihr nahm die Gefräßigkeit bedeutend ab. Am 15. September sah man die ersten eierlegenden Weibchen. Jedes derselben legt etwa 150 Eier in 2—3 Klümpchen gemeinschaftlich in ein kleines, vermittelst seines Legestachels gebohrtes Loch in die Erde, dessen Tiefe ungefähr anderthalb Zoll beträgt. Von nun an minderten sich die furchtbaren Feinde; heftige Regengüsse brachten Tausenden den Tod, die andern starben an Altersschwäche, und nach dem 24. Oktober sah man nur noch Leichen. Die Lebensdauer der Heuschrecke umfaßt demnach einen Zeitraum von beinahe fünf Monaten, aber diese fünf Monate sind auch

hinreichend, ein blühendes Land in eine Einöde zu verwandeln. Schon von der dritten Häutung an nähren sich die furchtbaren Tiere nur von Getreide und Baumblättern, und wo sie sich zeigen, verschwindet das Grün, und an der Stelle der Blätter hängen die häßlichen Insekten an Baum und Strauch und Pflanze."

Es möge uns gestattet sein, bevor wir zur Schilderung der letzten Verheerungen übergehen, noch einige Worte über die Schwärme selbst zu sagen, die wir teils den uns überlieferten Berichten entnehmen, teils nach eigner Anschauung wiedergeben. Die Wanderheuschrecken ziehen wegen ihrer großen Flügel sehr schnell dahin, sie machen ein sehr lautes Geräusch und sind deshalb von weitem hörbar. Wenn sie fliegen, sieht es aus, als ob eine Schneewolke dahergezogen käme und in großen Flocken herabfiele. Das Rauschen dieser sich nahenden Wolke wird mit dem eines Mühlrades verglichen. Die ganze Luft ist von den Tieren erfüllt und von ihnen verdunkelt. Sie fliegen blindlings geradeaus und in so dichten Massen, daß ein Schrotschuß mit einem Male Tausende zu Boden wirft, daß jeder Hieb einer Peitsche Dutzende niederstreckt. Was nicht fliegen kann, hüpft in großen Sprüngen hinter dem gräßlichen Heere drein. Flüsse werden manchmal meilenweit buchstäblich von ihnen bedeckt; auf den Feldern liegen sie in solchen Massen, daß man knietief in ihnen watet. Stürme werfen zuweilen Milliarden in das Meer, und Millionen und andre Millionen erleiden dabei ihren Untergang. Als die mailändische Regierung einmal einen Preis auf jeden Sack voll dieser Tiere setzte, wurden in wenigen Tagen 12000 große Säcke mit Heuschrecken gefüllt. Eine einzige Nacht genügt, um einen Wald zu entblättern, ein Getreidefeld zu vernichten.

Ein Schwarm, der 1747 in Siebenbürgen einfiel und dessen Nachkommen 1748 nach Deutschland kamen, zog durch einen der engen Gebirgspässe aus der Moldau herüber, vier Stunden lang, bei einer Breite von mehreren hundert Klaftern und einer Höhe von mindestens ebensoviel, so dichtgedrängt, daß man weder die Sonne noch Menschen zwischen ihnen auf zwanzig Schritte Entfernung sehen konnte. Nach dem Legen sterben die Heuschrecken, schwellen dann an, verfaulen und geben einen Gestank von sich wie Totengeruch.

In Italien soll einmal eine Pest entstanden sein, weil eine Menge von ihnen, die der Wind ins Meer geworfen hatte, wieder an das Land getrieben wurde und dort verweste. Im Innern Afrikas, und zwar am Blauen Fluß, fiel es dem Schreiber dieser Zeilen von weitem auf, daß

über einem Walde in dichtem Gedränge sich Hunderte und Tausende von verschiedenen Raubvögeln umhertrieben. Beim Herankommen zeigte sich der Wald in ein eigentümlich düster braunes Kleid gehüllt. Es war ein Urwald, so schön wie der Wasserreichtum der afrikanischen Tropen ihn nur ins Leben rufen kann. Prachtvolle Mimosen überwölbten ein dichtes, auf große Strecken hin vollkommen undurchdringliches Schlingwerk von Gebüsch und Schlingpflanzen, Tamarinden erhoben ihre bläulichgrünen Kronen noch hoch über das Gewölbe der Mimosen; Reichtum und Fülle an Pflanzen jeder Art war hier zu finden — doch nein! — er war nur zu finden gewesen! Denn jetzt glich der Wald einem solchen, in dem das verzehrende Feuer gewütet, den die Glut der Sonne verbrannt, den jahrelange Dürre vernichtet. Es sah aus, als ob jeder Zweig mit verdorrten Blättern bedeckt wäre, aber die verdorrten Blätter waren nichts andres als Heuschrecken! Sie hatten bereits alles Grün abgezehrt, sie hatten die Blätter bis auf die Stiele weggefressen und hingen nun noch an den Zweigen, um auch einen Teil der Rinde abzunagen. Schüttelte man einen Baum, so erhob sich eine Wolke, und in demselben Augenblick stürzten dann auch von oben, geflügelten Pfeilen vergleichbar, Dutzende von kleinen Falken hernieder, fingen geschickt eines der häßlichen Kerbtiere, hielten es zierlich in den Fängen und verzehrten es fliegend, hierauf zum zweiten- und drittenmal unter den Schwall stoßend und neue Beute erringend. Die Heuschrecken also waren die Anziehungspunkte für die gerade in der Winterherberge verweilenden Falken und für Tausende von andern Vögeln, die sich gegenwärtig ausschließlich von diesen Tieren nährten.

Nur sie, die überall vorhandenen, überall dem menschen- und tierfeindlichen Kerbtier entgegentretenden Vögel sind imstande, einigermaßen den Verheerungen der Heuschrecken zu steuern; sie zu bewältigen, vermögen sie nicht; — steht ihnen ja doch auch der Mensch mit all seinen Kräften machtlos gegenüber! Zu hunderterlei Mitteln hat man bereits gegriffen, um die furchtbaren Tiere zu vernichten; nur wenige haben sich erfolgreich bewiesen. Man hat selbst Kanonen gegen sie in Wirksamkeit gesetzt, das Feuer gegen sie zu Hilfe gerufen; es war immer umsonst, solange nicht der Himmel selbst sich ins Mittel legte, und Wind und Wetter den Tod von Millionen in einer Nacht herbeiführten. Doch ist es immerhin der Erwähnung wert, welche Mittel der Mensch anwendet, um sich seiner entsetzlichen Feinde zu entledigen, um vor dem furchtbaren Gespenst des Hungers sich zu schützen; und deshalb wollen wir nunmehr unsern beßarabischen Berichterstatter reden lassen.

„Im Sommer des Jahres 1862", sagt er, „kamen die Heuschrecken teils aus der Türkei, teils aus den Donaufürstentümern, teils vom Kaukasus in furchterregenden Massen herangezogen, verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Neurußland und Beßarabien und verwüsteten die infolge des dürren Sommers ohnehin kümmerliche Getreide- und Heuernte fast gänzlich. Nachdem sie den Sommer über in Scharen gleich schweren, gewitterdrohenden Wolken hin- und hergewogt waren, belegten sie mit ihren Eiern in Beßarabien allein einen Flächenraum von wenigstens 128307 preußischen Morgen. Für das Chersonsche Gouvernement kann man diese Zahl, ohne viel von der Richtigkeit abzuweichen, verdoppeln und für das taurische Gouvernement nicht weniger in Anschlag bringen.

„Solange es die günstige Herbstwitterung erlaubte, wurde an vielen Orten in Beßarabien, ganz besonders aber im Chotinschen Kreise, die Vertilgung der Eier ausgeführt. Dies geschah durch schwaches Umpflügen des Bodens und dann durch Einsammeln und Verbrennen oder tiefes Vergraben der Eier. Nicht wenig haben auch die vielen Tausende von Raben, Krähen und Dohlen, denen die Heuschrecken zur leckeren Nahrung dienten, zu ihrer Vertilgung beigetragen. Demungeachtet blieb noch genug zu tun übrig, daher setzte man im Frühling das Umpflügen der Erde und das Zerstören der Eier fort. An einigen Orten wurde noch das Festtreten des aufgepflügten Bodens durch Pferde und Ochsen hinzugefügt, ein Mittel, das sich als eines der besten erwies; denn je fester der Boden von den dazu gebrauchten Herden getreten wurde, desto weniger kamen die Heuschrecken in der Folge zum Vorschein. Hingegen auf dem bloß aufgelockerten Boden, ja selbst da, wo das mühevolle und langwierige Sammeln der Eier auf das sorgfältigste bewerkstelligt wurde, entwickelten sich die jungen Heuschrecken noch immer in sehr großen Massen. Durch das Festtreten des Bodens wurden die nach dem Einsammeln zurückgebliebenen Eier entweder zerdrückt oder unfähig gemacht, sich weiter in der sie umgebenden harten Erdkruste auszubilden. Schade, daß dieses leicht auszuführende Vertilgungsmittel nur von einigen in Anwendung gebracht wurde! Bis Ende Mai war man in Beßarabien beinahe überall mit der Ausrottung der Eier beschäftigt. Im Chotinschen Kreise wurde vorzugsweise das mühsame Einsammeln der Eier ausgeführt. Um nur einigermaßen einen Begriff zu geben, welche fürchterliche Brut die Heuschrecke in diesem Jahre der Erde überhaupt anvertraute, kann das folgende Beispiel dienen: Unweit

Chotin brachte man auf einer Fläche von nur 7702 preußischen Morgen die ungeheure Masse von 4425 Berliner Scheffeln Heuschreckeneier zusammen.

„Die Entwicklung der Heuschrecken aus dem Ei begann Ende Mai, und die Geburt ging rasch vorwärts. Jetzt stand eine weit schwerere Arbeit als das Eiervertilgen bevor, und man säumte auch nicht, wenigstens in Beßarabien, zu verschiedenen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um die junge Brut möglichst in ihrem Entstehen zu vernichten. Unter den zu diesem Zwecke gebrauchten Werkzeugen bewährte sich die Steinwalze sehr vorteilhaft. Durch das Walzen des Bodens wurden die jungen Heuschrecken nach und nach bis auf die letzte zermalmt. Diese neue Vertilgungsart hat die vortrefflichsten Dienste, besonders auf dem ebenen Lande, geleistet. Nach den Steinwalzen kommen die aus Schlehdorn gefertigten Straucheggen als Vertilgungsmittel äußerst vorteilhaft zur Anwendung. Bei dieser Vertilgungsart haben sich die deutschen und bulgarischen Ansiedler ausgezeichnet; wo sie arbeiteten, entgingen nur wenige Heuschrecken dem Tode. Wohl nutzen sich die Straucheggen bei fortwährendem Gebrauch in fünf bis sechs Tagen ab, doch können sie auch, da der Schlehdorn häufig auf den Feldern vorkommt, schnell und billig wieder hergestellt werden und sind dem sogenannten Fangapparat für Heuschrecken vorzuziehen.

„Das Zertreten der jungen Heuschrecken durch die hin und her getriebenen Pferde- und Ochsenherden ging ebenfalls gut vonstatten, besonders des Morgens und des Abends, zu der Zeit sich die Heuschrecken in Haufen scharen und weniger lebhaft als am Tage sind. Man trachtete überhaupt auf jede Art und Weise die Heuschrecken in der ersten Periode ihres Lebens, d. h. bevor sie sich beflügeln, zu vernichten; was auch bei dem außerordentlichen Kraftaufwande in Beßarabien größtenteils gelang.

„Schon war die mühevolle Arbeit ihrem Ende nahe, da erhielten wir die betrübende Nachricht, daß die Heuschrecken des Chersonschen Gouvernements in erschrecklichen Massen über den Dnjester setzen. Nachdem sie im Tiraspolschen Tausende von Morgen der herrlichsten Fluren total verwüstet, teilte sich die Heuschreckenbrut des Tiraspolschen Kreises am 28. Juni unweit der Kreisstadt in drei Partien: eine dieser Partien nahm ihre Richtung gerade nach dem Norden und überschritt am 30. Juni Tiraspol, die andre wendete sich nach Osten ins Innere des Chersonschen Gouvernements und die dritte hüpfte dem Dnjester zu und überschwamm denselben am 28. und 29. Juni 16 Werst (ungefähr $2^1/_4$ deutsche Meilen) und in einer Schicht von 7 bis 8 Zoll Mächtigkeit.

„Ohne merklich von dem Wasser gelitten zu haben, verbreiteten sie sich über die am rechten Ufer des Flusses gelegenen Niederungen, die hier aus Marschland bestehen und auf weite Strecken den Überschwemmungen ausgesetzt, mit Schilf, Buschholz und Wald bewachsen und der vielen sehr ausgebreiteten Sümpfe wegen nur stellenweise zu passieren sind. Unter diesen Umständen war natürlich keine Möglichkeit vorhanden, diesen Feind vom Übergang abzuhalten, ihm aber das Landeinwärtsschreiten zu verwehren, war noch Zeit. Daher traf man die schleunigsten Anordnungen, von nah und fern Leute zusammenzuziehen.

„Den mächtigen Feind kennend, eilten, mit dem Notwendigsten versehen, Deutsche, Bulgaren, Juden, Groß- und Kleinrussen willig dem Walplatze zu, und in einer kurzen Zeit waren über 14000 Mann und mehrere Pferde- und Ochsenherden an Ort und Stelle. Nun begann eine der merkwürdigsten, in den naturgeschichtlichen Büchern noch nicht verzeichneten Schlachten. Sie dauerte volle acht Tage! Die Bewegungen der Heuschrecken waren so rasch, daß sie in den ersten paar Tagen nach dem Übergange die Niederungen völlig einnahmen und sich über einen Flächenraum von vier deutschen Geviertmeilen verbreiteten. Um sie von den angrenzenden Feldern abzuhalten, wurden längs derselben auf einer Strecke von 20 Werst tiefe Schutzgräben gezogen und mit Leuten besetzt, die den Auftrag hatten, die in die Gräben hineinstürzenden Heuschrecken gleich zu töten. Die übrigen Mannschaften arbeiteten, zu Hunderten und Tausenden verteilt, an allen zugänglichen Orten und kämpften auf jede Weise gegen die aus Schilf und Gebüsch immer und immer wieder in ungeheurer Menge hervordringenden Heuschrecken. Man hob Graben und Gruben aus, trieb die Insekten mit Besen hinein und zerstampfte sie dort mit Handrammen. Wo es der mehr freie Raum erlaubte, wurden sie von Herden zertreten oder vermittelst Straucheggen zermalmt.

„Auch an Streifwachen zu Pferde, deren Aufgabe es war, die Bewegungen der Heuschrecken zu beobachten und wo sie Versuche machten, über die Schutzlinie zu dringen, die Aufmerksamkeit der nächsten Mannschaft dahin zu lenken, fehlte es nicht. Mit einem Wort: die Tätigkeit der Anordner und der Arbeiter war bewunderungswürdig. Und es ist ihnen gelungen, auf dem ungeheuern Raume annähernd bis auf drei Viertel der ganzen Heuschreckenmasse zu vertilgen. Da es vergebens war, länger gegen sie zu kämpfen, so wurden die Leute nach ihren Behausungen entlassen, um das schon größtenteils reife Getreide abzunehmen und somit das noch unversehrt gebliebene vor ihrer ferneren Vernichtung zu retten.

Am 21. Juli trat die Zeit der letzten Häutung und folglich die völlige Entwicklung der Flügel ein. Am 22. Juli erhoben sich die ersten Heuschreckenscharen und zogen nach verschiedenen Richtungen.

„Der Schaden, den die Heuschrecken in Beßarabien anrichteten, ist im Vergleich zu dem des Chersonschen Gouvernements sehr gering zu schätzen. Im letzteren Gouvernement, besonders in den Kreisen von Tiraspol, Ananjow und Lobrinez, haben die Heuschrecken den Grundbesitzern entweder nichts oder nur äußerst wenig zu ernten gelassen, wodurch viele gänzlich zugrunde gerichtet wurden. Übrigens wäre der Schaden gewiß nicht so groß geworden, hätten die Landbewohner des Chersonschen Gouvernements nicht gesäumt, die Heuschreckenbrut im Keime zu ersticken! Natürlich sollten hierzu die Gutsbesitzer das Beispiel geben, doch leider geschah es nur von wenigen. Es gab sogar Fälle, daß manche Gutsbesitzer, um ihr Getreide zu retten, für hinreichend und der Ordnung gemäß hielten, die auf ihrem Grund ausgeheckte Brut, anstatt gleich zu töten, auf das Land ihres Nachbars zu treiben. Aber dieses gewissenlose Verfahren nutzte nichts; es kamen andre Scharen, und ihre Felder mußten das Los der allgemeinen Verwüstung teilen.

„Diese furchtbare Geisel ist nicht nur in unsrer Umgebung erschienen, ihren Verheerungen war die ungeheure Landstrecke vom Kaukasus bis zu den Karpathen mehr oder weniger ausgesetzt. Nur selten haben die Heuschrecken solche weite Wanderungen unternommen, wie in diesem Jahre. Man sah sie in Gegenden, wo sie gänzlich unbekannt sind; sie erschienen im westlichen europäischen Rußland bis zum 51. und im östlichen bis zum 53. Breitengrade.

„Die völlige Ausrottung dieses Kerbtieres ist kaum denkbar, und eine starke, bis zur Unschädlichkeit gebrachte Verminderung desselben ist nur in dem Falle möglich, wenn unsre Nachbarn in der Türkei und den Donaufürstentümern ebenfalls Maßregeln treffen, der Vermehrung dieser Tiere Schranken zu setzen. Solange dies versäumt wird, bleiben unsre Mühe und Aufwand, den mächtigen Feind zu besiegen, vergebens, und um desto mehr, wenn außer der Sorglosigkeit der dortigen Einwohner auch noch die Witterungsverhältnisse sein Überhandnehmen begünstigen. Es ist bekannt, wie sehr sich dieses Insekt während der letzten Zeit in der Dobrudscha, der Walachei und Moldau vervielfältigt hat; dazu trug nicht wenig die trockene und warme Herbstwitterung in den Jahren 1858 und 1859 bei.

„Die Begattung und das bald darauffolgende Eierlegen der Heuschrecken ereignet sich in der ersten Hälfte Septembers, und wenn um

diese Zeit warmes und trockenes Wetter eintritt, so ist die Existenz ihrer künftigen Brut gesichert; dahingegen wirkt feuchtes und kühles Wetter während derselben Zeit auf die Heuschrecken ermattend, und infolgedessen finden die obigen Lebensverrichtungen nur unvollkommen statt. Glücklicherweise war dies hier der Fall in diesem Jahre. Der ganze September, außer den vier ersten Tagen, war naß und kühl, und die meisten Heuschrecken wurden hierdurch noch vor ihrem Eierlegen getötet. Bei denen, die es bis zum Eierlegen brachten, geschah dasselbe aus Entkräftung, nicht normal; sie legten ihre Eier weder hinreichend tief in die Erde, noch in der gehörigen Anzahl.

„Demnach haben wir von der wenigstens in unsrer Umgebung niedergelegten Brut im künftigen Jahre keinen bedeutenden Schaden zu erwarten, und die hoch im Norden gelegten Eier werden sehr wahrscheinlich von dem dort herrschenden, im Vergleich zu dem hiesigen weit strengerem Winter zerstört werden; denn ein Insekt, das von der Natur mehr für die südlichen Gegenden geschaffen ist, und dessen Fortpflanzung nur unter den günstigsten Witterungsverhältnissen bis zum 48.° nördl. Br. gedeihen kann, wird im höheren Norden sein Fortkommen schwerlich begründen können. Mehr wahrscheinlich ist die Voraussetzung, daß im künftigen Jahre die Heuschrecke der Türkei und der Donaufürstentümer in ihrer zweiten Lebensperiode zu uns herüberziehen und Schaden verursachen wird.“

23. Schlafende Tiere.

Wer in dem Tiere, gegenüber dem geistig tätigen Menschen, nur eine wohlangelegte Maschine sieht, die einzig und allein arbeitet infolge verschiedener, von außen einwirkender Befehle, überzeugt sich wahrscheinlich eines Bessern, wenn er gedachte Maschine beobachtet während des Zustandes, den wir Schlaf nennen. Die Lehre von der Geist- oder Gedankenlosigkeit des Tieres erleidet durch die Wahrnehmung, daß das Tier ebensogut schläft wie der Mensch, empfindlichen Abbruch. Ist das Tier wirklich eine geistlose Maschine, so läßt es sich schwer oder nicht begreifen, warum auch bei ihm ein Zustand eintreten muß, währenddessen die Äußerungen des Bewußtseins zurücktreten oder aufgehoben werden, bezüglich, warum eine Ruhe derjenigen Hirnteile, an die das Bewußtsein gebunden ist, notwendig wird. Von gewisser Seite wird

uns versichert, daß sich das Tier vom Menschen hauptsächlich durch den Nichtbesitz alles und jedes Selbstbewußtseins unterscheide, daß es nichts mehr sei als ein Spielzeug in höherer Hand, daß der ihm fehlende Geist durch einen höheren Verstand ersetzt, ja, mehr als ersetzt werde. Und dennoch schläft dieses des Bewußtseins bare Wesen, dennoch bedarf das Werkzeug, das Bewußtsein vermittelt, auch bei ihm der Ruhe.

Die Art und Weise, in der die Tiere schlafen, kann sehr verschieden sein, hat mit dem Schlafen des Menschen aber doch immer eine gewisse Ähnlichkeit, namentlich insofern, als bei ihnen wie bei dem Menschen das Bewußtsein mehr oder weniger zurücktritt.

Von vornherein dürfen wir annehmen, daß alle Tiere schlafen. Beweisen läßt sich diese Annahme freilich nicht, weil bei sehr vielen Tieren der Beobachtung schwer zu überwindende Hindernisse entgegentreten. Ganz abgesehen davon, daß man nicht imstande ist, einem Fisch, so wie man wünscht, im Wasser nachzuspüren, sind auch bei ununterbrochener Beobachtung eines dieser Klasse angehörigen Gefangenen Täuschungen der verschiedensten Art möglich, ja wahrscheinlich oder gewiß. Und ein Fisch bietet noch immer der Beobachtung einen Spielraum wie wenige andre Wassertiere, ist immer noch ein verhältnismäßig ergiebiger Gegenstand einer Beobachtung, bekundet noch Absichten, eine überlegte Tätigkeit, während solche bei niederen Tieren schwer oder nicht zu erkennen ist.

Unter den niederen Tieren, worunter ich hier die Unterreiche oder Kreise und Klassen der wirbellosen verstanden haben will, ist Schlafen wahrscheinlich gleichbedeutend mit Ruhen. Bei sehr vielen haben wir einen Zustand der Ruhe noch nicht einmal erkannt. Es ist auch kaum denkbar, daß es jemals gelingen wird, zu bestimmen, wann ein formloses Tier tätig oder untätig ist. Hinsichtlich der Strahltiere läßt sich schon eher eine Schlußfolgerung für unsre Aufgabe ziehen. Sie erscheinen uns tätig oder wach, während sie ihren Fühlerkranz entfaltet haben, untätig oder ruhend, vielleicht schlafend, während sie die Fangarme eingezogen haben. Annähernd dasselbe gilt für die Würmer, die wir uns wach denken können, während sie sich bewegen, oder umgekehrt ruhend, während ihre Bewegungen minder bemerklich werden.

Die Gliedertiere lassen deutlicher als alle bisher genannten einen Zustand der Ruhe und einen solchen der Bewegung erkennen. Ersterer ist mit fast erweislicher Bestimmtheit als gleichbedeutend mit dem Schlafe anzusehen. Im Gegensatz zu den tieferstehenden Tieren halten fast alle Gliedertiere bestimmte Zeiten für die beiden regelmäßig wechselnden Zu-

stände des Wachseins und Schlafens ein. Während die einen den Tag zu ihrer Tätigkeit benutzen, verbringen ihn andre ruhend und beginnen ihre Tätigkeit erst mit oder nach Eintritt der Dämmerung. Ausnahmen von dieser Regel bilden viele von den im Wasser lebenden und atmenden Gliedertieren, obgleich auch sie eine bestimmte Tageszeit zu bevorzugen scheinen. Unter den luftatmenden Gliedertieren geht der Schlaf nicht selten in Erstarrung über, die meist so lange anhält, als die Kälte dauert, deren Folge sie war. Während einer derartigen Erstarrung ist von einer, dem Bewußtsein zu vergleichenden Fähigkeit nichts mehr wahrzunehmen; das Tier ist scheintot, regt und bewegt sich nicht, bekundet kein Gefühl für äußere Einflüsse und erholt sich langsam, lebt allmählich wieder auf, wie man zu sagen pflegt.

Anders erscheint uns der Zustand, den wir als Schlaf bezeichneten. Ein Kerbtier, das während seiner tiefsten Ruhe aufgeschreckt wird, bedarf zwar einiger Zeit, um sich — ich will mich so ausdrücken — zu fassen, taumelt anfänglich willenlos hin und her, fällt zu Boden herab, ohne seine Flügel zu gebrauchen, gewinnt aber doch bald Bewußtsein und Willen wieder und flüchtet oder wehrt sich in der ihm entsprechenden Weise. Kein Kerbtierkundiger wird sich bedenken, derartige Zustände als Schlafen und Erwachen zu bezeichnen, keiner sich besinnen, ob er den Zustand des im Strahl der Sonne von Blume zu Blume gaukelnden Tagfalters oder des nach Einbruch der Dunkelheit umherschwärmenden Nachtschmetterlings als Wachsein deuten dürfe. Damit aber spricht er, möge er es wollen oder nicht, selbst der Fliege ein gewisses Maß von Bewußtsein, also von geistiger Tätigkeit zu.

Die **Wirbeltiere** scheiden sich ganz allgemein in Tag- und Nachttiere, d. h. sie wachen und schlafen zu bestimmten Zeiten. Es läßt sich dies, wie bereits bemerkt, nicht von allen nachweisen, wohl aber mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Daß die meisten Fische bei Nacht tätiger sind als bei Tage, ist eine allbekannte Sache; daß sie auch bei Tage sich tätig zeigen, verstößt nicht im geringsten gegen meine eben ausgesprochene Behauptung. Denn es ist gar nicht nötig, daß ein Tier, um Nachttier zu heißen, den ganzen Tag verschlafen muß und umgekehrt.

Mit dem Schlafen der **Fische** hat es nun freilich seine eigne Bewandtnis. Einen regelmäßigen Tageslauf führen diese Wirbeltiere nicht. Sie gehen, so scheint es, auf Raub oder doch auf Nahrung aus, wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit zum Futtererwerbe bietet, ruhen dazwischen und fressen sodann von neuem. An einzelnen Gefangenen will

man beobachtet haben, daß sie sich zu gewissen Zeiten mit der Oberseite gegen die Unterkante vorspringender Steine stemmen und in dieser Lage regungslos, anscheinend auch bewußtlos, verharren. Andre, insbesondere die sogenannten Mondfische (Orthagoriscus) sind wiederholt in Lagen betroffen worden, die auf ziemlich festen Schlaf deuten: auf der Oberfläche der See mehr treibend als schwimmend, auf einer Seite liegend, ohne eine der Flossen zu bewegen, so teilnahmlos gegen die Außenwelt, daß ein vorsichtig gerudertes Boot sich bis zum Greifen nähern, ja ein einigermaßen geschickter Matrose sich des Tieres bemächtigen konnte. Wieder andre, z. B. alle Grundfische, als da sind Scheibenbäuche, Schollen, Rochen usw., oder diejenigen, die sich im Schlamme, unter Steinen verbergen: Schmerlen, Trüschen u. dgl. ruhen, während sie regungslos verharren; ob, wie, wann, wie lange sie aber schlafen, das wissen wir noch nicht. Und schwer läßt es sich begreifen, wann z. B. ein Haifisch die Zeit zum Schlafen findet, weil es erwiesen, daß er Schiffen tage- und wochenlang folgt, sich durch sie verleiten läßt, das Weltmeer zu durchschwimmen, fremde Meere zu besuchen, in Häfen einzulaufen, die Tausende von Seemeilen jenseits der eigentlichen Grenze seines Verbreitungskreises liegen usw. Bewegt er sich mechanisch weiter oder schläft er wenige Minuten auf einmal und holt dann das Schiff wieder ein? Es läßt sich hierüber so viel phantasieren, daß ich meinesteils es vorziehe zu schweigen.

Dagegen scheint es mir der Erwähnung zu bedürfen, daß es unter den Fischen eine sehr große Anzahl von Winterschläfern gibt, weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, die, eingebettet in mehr oder minder feuchten Schlamm, Monate in träger Ruhe und halber Erstarrung verbringen, ohne jedoch in jenen todähnlichen Zustand, den die winterschlafenden Lurche, Kriech- und Säugetiere bekunden, zu verfallen. Daß unsre Karpfen, Schleien und andre Angehörige derselben Familie sich in den Schlamm einwühlen und hier einen guten Teil des Winters verbringen, weiß jeder Fischer, jeder Teichbesitzer; daß in den heißen Ländern die Zeit der Dürre Fische zu entsprechenden Vorkehrungen veranlaßt, war zwar schon den Alten, ist jedoch wenigen unsrer Zeitgenossen bekannt.

Fälschlich vergleicht man die Zeit der Regen in den Ländern zwischen den Wendekreisen mit dem Winter, da sie doch nur mit dem lebenweckenden Frühling verglichen werden darf, und mit Unrecht spricht man von einem Sommer der Tropen, da es hier, streng genommen, keine Jahreszeit gibt, die unserm Sommer entspricht. Zwei Abschnitte

scheiden das Jahr: die Zeit der Regen, die lebenweckender Frühling, zeitigender Sommer und fruchtbringender Herbst in einem ist, und die Zeit der Dürre, die zu vernichten droht, was jene erzeugt, deren Glut ebenso wirkt wie die Kälte des nordischen Winters, deren Wirkungen das fallende Laub, die dörrende Pflanze, der auswandernde Vogel, der sich bergende Winterschläfer bekunden. Zu letzteren nun zählen viele, sehr viele Fische, dieselben, die Gewässer beleben, solange letztere Wasser enthalten und in den Grund der Wasserbecken sich einbohren, wenn der flüssige Inhalt derselben verdunstete.

Im Altertum konnte man solches nur von indischen Fischen berichten; gegenwärtig wissen wir, daß sich alle Binnenseen, Brüche und Sümpfe des Innern von Afrika und Südamerika, die während der Zeit der Dürre eintrocknen, weil sie bloß von Regengüssen, nicht aber von Zuflüssen gespeist werden, mit Eintritt der Regenzeit durch die erwachenden und von ihrem Winterlager sich erhebenden Fische wieder bevölkert werden. Senecas spottende Bemerkung, daß man in den Gegenden, von denen Theophrast berichtet, anstatt mit dem Hamen mit der Hacke zum Fischfang ausziehen müsse, hat die Angaben des letzteren vielleicht in den Augen der Alten lächerlich erscheinen lassen können, in den unsrigen jedoch alle Schärfe verloren; denn wirklich und wahrhaftig zieht man in Indien mit der Hacke zum Fischfang aus und könnte dasselbe tun in Afrika, Südamerika und möglicherweise ebenso in Australien.

Obwohl man auch bei den Lurchen zweifelhaft sein kann, wann und in welcher Weise sie schlafen, darf man doch mit Bestimmtheit behaupten, daß sie es tun. Sämtliche Arten dieser Klasse müssen zu den Nachttieren gezählt werden. Mit Sonnenuntergang beginnt ihre Tätigkeit, nach Sonnenaufgang ihre Ruhezeit. Das beweisen die Konzerte der Frösche, dies bekundet das Gebaren der Salamander und Molche zur Genüge. Abgesehen vom Winterschlaf, ist bei vielen von ihnen Sichsonnen und Schlafen ein und dasselbe. Behaglich sitzen die Frösche in der Glut des Mittags auf Blättern, zwischen dem Grase der Wiesen, am Rande der Gewässer; vergnüglich erheben sich die Wassermolche um dieselbe Zeit in die oberen Schichten ihrer Wohngewässer: es handelt sich für sie darum, die Wohltat der Wärme zu genießen. Ihre Augen sind zwar geöffnet, und das sich durch diese dem Gehirn überbrachte Bild einer Beute verfehlt selten oder nie seine Wirkung. Aber sie schlafen dabei doch, nur minder tief als höhere Wirbeltiere.

Abweichend von ihnen verkriechen sich diejenigen Lurche, deren Haut

klebrigen Schleim in Menge absondert, um sich zu schützen vor den unmittelbaren Einwirkungen der Sonne, die jenen Schleim verhärtet, in Löcher und anderweitige Schlupfwinkel und ruhen und schlafen hier. Anhaltende Dürre schadet übrigens auch jenen und zwingt sie ebenso wie die Kälte, da, wo die eine oder die andre zeitweilig den Winter verbringt, Winterschlaf zu halten, während sie da, wo eine glückliche Lage ihres Wohnortes es gestattet, jahraus, jahrein einen gleichmäßigen Lebenslauf führen, bei Tage ruhend, des Nachts ihren Geschäften nachgehend. Ihr Winterschlaf unterscheidet sich von dem der Fische insofern, als bei ihnen die Erstarrung nachhaltiger ist und sie einer längeren Zeit als jene bedürfen, bevor sie sich ermuntern.

Mannigfaltiger als bei den Lurchen gestaltet sich das tägliche Leben bei den Kriechtieren, und ebenso tritt bei ihnen der Gegensatz zwischen Wachsein und Schlafen deutlicher hervor als bei jenen. Die Mehrzahl der Kriechtiere, insoweit es sich um Familien, nicht also auch um die einzelnen Arten handelt, zählt ebenfalls zu den Nachttieren; es gibt jedoch unter ihnen auch viele entschiedene Tagtiere. Diese wie jene pflegen ihre Zeit ziemlich genau einzuhalten, d. h. ihren Tageslauf mehr oder weniger genau nach den Tageszeiten zu regeln. Nachttiere sind die Schildkröten, die Krokodile, die Haftzeher oder Geckos, die Riesenschlangen und die Vipern im weitesten Sinne, Tagtiere die meisten Echsen, die giftlosen Schlangen und die Furchenzähner oder Giftnattern und Seeschlangen. Erstere verschlafen den größten Teil des Tages, letztere erscheinen und verschwinden mit der Sonne.

Mit der Sonne erscheinen und verschwinden nun allerdings auch viele von den nächtlich lebenden Kriechtieren, nicht aber, weil sie ihren Schlaf unterbrechen, sondern im Gegenteil, weil sie sich allen Wonnen desselben hingeben wollen. Wer die Kreuzotter als Tagtier bezeichnet, weil er sie in den Mittagsstunden auf dem sonnendurchglühten Boden liegen sah, irrt sich: er hat nur das schlafende und sich sonnende Nachttier vor sich gehabt. In der Glut des Mittags entsteigt das Krokodil den Fluten des Stromes, um auf einer Sandbank zu schlafen; in der größten Sonnenhitze zeigt sich der Gecko außerhalb seiner Schlupfwinkel, um die Wohltat der Besonnung sich zu verschaffen. Um dieselbe Zeit und unter denselben Umständen läßt sich die Schildkröte ihren Panzer derartig durchheizen, daß man sich auf ihm, wie auf einem heißen Steine, die Hand verbrennen kann. Sie alle schlafen in der Sonne, genau ebenso wie die Tagtiere des Nachts in ihren Verstecken. Aber freilich, ihr Schlaf ist

niemals so tief wie der höherer Wirbeltiere, und wenn er es wirklich zu sein scheint, macht sich bereits ein gewisser Grad von Erstarrung geltend.

Dem Bewußtsein kann nur ein sehr kleiner Teil des Hirns eingeräumt sein, weil dieses Hirn ohnehin hinter dem der höheren Wirbeltiere außerordentlich weit zurücksteht und seine Wirkung auf das Leben und Gebaren, seine Arbeit also, viel unbedeutender ist als bei Säugetieren und Vögeln. Ein Tier, das noch monatelang leben bleibt, nachdem man es seines Gehirns beraubte, kann mit höherstehenden wohl verglichen, nicht aber ihnen gleichgestellt werden, insofern es sich um Fragen handelt, wie sie hier in Betracht kommen. Im Vergleich zum Säugetier und Vogel führt das Kriechtier ein halbes Traumleben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es niemals zum Bewußtsein seiner selbst gelange, denn eines derartigen Unsinns wird sich kein Beobachter schuldig machen können, sondern nur soviel, daß sich bei ihm, wie die geistige Kraft überhaupt, auch das Bewußtsein minder deutlich ausspricht als bei den Säugetieren und Vögeln. Sein Hirn ist einer Arbeit, wie sie das Hirn jener Tiere leisten kann, nicht gewachsen, die Arbeit desselben und der Verbrauch an Kraft gering, die Ruhe derjenigen Hirnteile, die während des Wachseins ununterbrochen arbeiten müssen, dementsprechend genügend, auch wenn sie nicht mehrere Stunden dauerte und minder tief, bezüglich vollkommen, eintrat, als dies bei den höheren Wirbeltieren der Fall.

Die schlafende Giftschlange ist kaum weniger gefährlich als die wachende; denn das lidlose Auge arbeitet während des Schlafes ebensogut als während des Wachseins, und auf den äußeren Reiz folgt halb mechanisch die Wirkung, der Biß. Dennoch dauert es geraume Zeit, bis sich die Schlange wirklich ermuntert und das ausführt, was sie des Nachts unfehlbar tut, nämlich sich flüchtet vor dem stärkeren Feinde. Auch das Nilkrokodil, das sich tagsüber so eilig als möglich ins Wasser zurückzog, wenn sein „Wächter“, ein niedlicher Strandvogel, durch lebhaftes Geschrei es erweckte, ist einige Sekunden lang vollständig verblüfft, wenn es während seines Schlafs plötzlich durch ein lautes Getön, einen Flintenschuß z. B., aufgeschreckt wurde, während es des Nachts, in den Abend- oder Frühstunden, zur Zeit seines Wachseins, blitzschnell unter den Wellen verschwindet, wenn es den Knall der Büchse vernimmt oder das Aufleuchten des Schusses gewahrt. Über ein wechselndes Schlafen und Wachen der Kriechtiere kann kein Zweifel herrschen.

Von Fischen und Lurchen läßt sich über die Lagen und Stellungen,

die sie während des Schlafens einnehmen, wenig sagen, von den Kriechtieren dagegen schon eher etwas hierauf Bezügliches mitteilen. Die Schildkröten legen sich, Kopf und Beine von sich gestreckt, mit dem Brustschilde auf den Boden, ein treibendes Holzstück, ein schwimmendes Blatt u. dgl. oder erheben sich in die höchsten Wasserschichten und treiben mit den Wellen, ohne eines ihrer Glieder zu regen, schließen die Augen zur Hälfte oder gänzlich und verharren so längere Zeit. Die Krokodile verlassen, um zu schlafen, regelmäßig ihr Wohngewässer, begeben sich an das Ufer oder, und lieber noch, auf eine Sandbank inmitten des Wassers, werfen sich schwer auf Brust und Bauch, wenden den Leib meist so, daß Schnauzen- und Schwanzspitze der Wasserfläche zugekehrt sind, schließen die Augen und reißen den Rachen bis zu Fußweite auf. In solcher Lage fühlen sie sich anscheinend überaus behaglich, gestatten es wenigstens den kleinen Strandvögeln, auf ihren Rücken hin und her zu laufen, wie auf einem Baumstamme oder Rasenstück, lassen sich ungern stören und kehren, falls dies doch geschah, bald wieder zu derselben Stelle zurück; ja, eine allen Anforderungen entsprechende Lager- und Schlafstätte bedingt größtenteils die Wahl eines Wohngebiets überhaupt. Greise Sudanesen haben mich versichert, daß sie ein und dasselbe Nilkrokodil seit den Tagen ihrer Kindheit auf einer und derselben Sandbank beobachtet, und es hat für mich kein Grund vorgelegen, ihre Angabe zu bezweifeln.

Ähnlich den Krokodilen benehmen sich die Wasserechsen, beispielsweise die Warans, beim Schlafen, nur daß sie verstecktere Ruheplätze vorziehen und eine anmutigere, der Biegsamkeit ihres Leibes entsprechende Stellung annehmen. Die Landeidechsen ziehen sich, um zu ruhen, gewöhnlich in Erd-, Fels- oder Baumhöhlen zurück; die Baumechsen überlassen sich, auf irgendeinem Aste festgeklammert, hier dem Schlafe. Bei ihnen, insbesondere bei den Chamäleons, tritt mit dem Zustande der Ruhe oft eine sehr merkliche Änderung der Färbung ein, die Herabstimmung des Nervensystems bekundend. Die Haftzeher schlafen, wie bemerkt, gern in der Sonne und zwar, wie bei ihnen überhaupt die Regel, an senkrechten Flächen angeklebt, indem sie sich auf die bei ihren Blätterfingern in vorzüglicher Weise zur Geltung kommende Wirkung des Luftdrucks unbesorgt verlassen. Schleichen und ähnliche Schuppenechsen wühlen sich vor dem Ruhen in Sand und Moos ein, suchen auch wohl in einer Erdhöhle usw. Schutz. Die Schlangen endlich ruhen auf dem Boden, in Höhlen, im Astwerke der Bäume, im Sande, im Wasser lagernd und mehr oder weniger zusammengeringelt, die Giftschlangen oft im sog.

„Teller“ liegend, d. h. den Kopf inmitten eines aus dem übrigen Leibe gebildeten enggeschlossenen Schraubenganges haltend.

Auch die Schlangen hängen an einer einmal gefundenen Schlafstelle, selbst an einer solchen, die von ihrem eigentlichen Wohnhause, dem Schlupfwinkel, entfernt sein kann. Die Schlafstätten der Seeschlangen entsprechen selbstverständlich deren Aufenthalte im Meere, scheinen jedoch, je nach den Umständen, verschieden gewählt zu werden. Bei ruhigem Wetter sieht der Schiffer in den Meerengen und Straßen zwischen den Sundainseln Hunderte dieser Schlangen, in den höchsten Wasserschichten regungslos treibend, und manchmal geschieht es, daß das vorübersegelnde Schiff sie kaum oder nicht aus ihrem Lager aufstört: sie schlafen. Bei höherem Wogengange hingegen versenken sie sich in größere Tiefen, verbergen sich auch wohl zwischen dem Gefelse und ringeln sich hier in Höhlen auf passenden Lagerplätzen in den Teller. Im ersteren Falle können sie regelmäßig atmen, beweisen auch nach dem Aufstören durch Entleerung ihrer Lungen, daß sie es tun; beim Ruhen in der Tiefe aber können sie doch jedenfalls nur solange aushalten, als die zwar langsame, immerhin jedoch stattfindende Atmung es gestattet, und müssen, wenn das Bedürfnis nach Luftwechsel sich einstellt, zu den oberen Schichten des Wassers emporsteigen. Es läßt sich demnach wohl schließen, daß sie bloß dann wirklich schlafen, wenn sie sich in der ersterwähnten Lage befinden.

Winterschlaf ist etwas sehr Gewöhnliches unter den Kriechtieren. Es hängt im wesentlichen von der Gegend ab, in der eine Art lebt, ob sie einen Teil des Jahres ein Traumleben führt oder nicht. Land- und Sumpfschildkröten, die in den wasserreichen Waldungen Südamerikas jederzeit rege und tätig sind, verkriechen sich mit Beginn der Kälte in Nordamerika wie in Südeuropa. Das Krokodil oder die Riesenschlange, die in feuchten Gegenden jahraus, jahrein annähernd dieselbe Lebensweise führen, vergraben sich in trockenen Gegenden derselben Länder in Schlamm und Letten, wenn das Wohngewässer vertrocknet und es ihnen unmöglich ist, in der Nähe einen behaglicheren Aufenthalt zu finden. Dies gilt für Amerika wie für Südasien oder Mittelafrika.

Das Winterlager selbst wird auch von den meisten Kriechtieren nicht besonders hergerichtet, vielmehr wie bei den Fischen und Lurchen einfach durch Einbetten in den feuchten, später verhärtenden Schlamm gewonnen. Mehrere Arten und Familien der Klasse aber wählen sich hierzu Erdlöcher oder Felsenspalten, versammeln sich in ihnen dutzend-

weise und in noch größerer Anzahl, schließen durch Vorschieben von Gras, Laub, Erde usw. den Eingang einigermaßen und fallen in Erstarrung, sobald die Abnahme der Wärme auch innerhalb des Lagerraumes bis zu einem gewissen Grade sich bemerklich macht. So hat man unsre Blindschleiche, so unsre Kreuzotter, so die Klapperschlange gefunden, so werden wohl auch andre Mitglieder der Echsen- und Schlangenordnung den Winter verbringen.

Alle Winterschläfer dieser Klasse liegen mehr oder weniger zusammengebogen regungslos da, fühlen sich kalt an, weil die Wärme ihres Leibes in der Tat die der Schlafstätte kaum übersteigt, haben die Lider, falls solche vorhanden, fest geschlossen, ermuntern sich, höheren Wärmegraden ausgesetzt, langsam und schwer, verfallen auch, in die frühere Lage zurückversetzt, rasch wieder in den vorigen Zustand. Andauernde Kälte, d. h. eine um vier bis fünf Grad geringere Wärme, als sie während der kältesten Winterzeit in ihrem Schlafraume herrscht, tötet sie sicher; wiederholtes Erwachen und Erstarren schadet ihnen ebenfalls, führt auch schließlich den Tod herbei.

In kalten Gegenden scheint der Winterschlaf tiefer zu sein als in den heißtrockenen; denn das eben erst ausgegrabene Krokodil flüchtet sofort nach dem gewaltsamen Erwecken, während die nordische Giftschlange zwar von dem Augenblick der ersten Bewegung an beißt, aber doch so unbeholfen und traumhaft sich bewegt, daß es scheint, als wäre ihr Beißen rein mechanisch geschehen, gewissermaßen nur infolge einer alten, vielgeübten Gewohnheit, welche die ursprüngliche Bedeutung verloren, als wäre es auch nicht mehr denn jede andre Muskeltätigkeit des sich neu belebenden Leibes. Hiermit im Einklange scheint mir zu stehen das langsame Erwachen, bezüglich das allmähliche Wiedererscheinen unsrer Kriechtiere im Frühling, und das urplötzliche Wiederauftreten der durch die trockene Glut der Wendekreisländer in die erhaltende Tiefe der Erde getriebenen Klassenverwandten unmittelbar nach dem ersten Regen, der die Wende des dortigen Winters und Frühlings anzeigt.

Leichter als bei allen bisher genannten Tieren lassen sich Beobachtungen anstellen über das Schlafen der Vögel; die Ergebnisse der Forschung sind hier auch ungleich sicherer. Unter den Vögeln, diesen gleichsam begünstigten Kindern des Lichts, gibt es verhältnismäßig die wenigsten Nachttiere: in mehreren Ordnungen kennt man kein einziges. Daher denn auch das Erleben des Waldes am Morgen, das Verstummen der fröhlichen Sänger in den späteren Abendstunden. Alle Vögel halten

eine bestimmte Zeit der Ruhe, des Schlafens ein. Diese Zeit aber ist sehr verschieden, und ihre Dauer richtet sich nicht allein nach den Abschnitten des Jahres, sondern auch nach dem Breitengürtel, in denen die eine oder die andre Art lebt. Am regelmäßigsten gestaltet sich der Tageslauf in den Ländern zwischen den Wendekreisen. Hier erweckt der erste Schimmer im Osten die Vögel des Tages, der letzte im Westen die Vögel der Nacht. In den gemäßigten Gürteln, in denen eine längere Dämmerung dem Morgenrot vorausgeht, beginnt das Tagleben der Vögel, noch ehe das Nachtleben geendet, und dauert fort, nachdem dieses bereits wieder begonnen. Im nördlichen kalten Gürtel endlich macht sich ein scharf ausgesprochener Unterschied zwischen dem Tag- und Nachtleben gar nicht mehr bemerklich. In den Waldungen Lapplands balzt der Birkhahn, ruft der Kuckuck, singt das Blaukehlchen um Mitternacht und jagt die Schneeeule in den Stunden des Mittags mit dem Jagdfalken um die Wette.

Alle Vögel schlafen verhältnismäßig kurze Zeit, viele nur wenige Stunden; sie sind aber auch nicht ununterbrochen in Tätigkeit, sondern ruhen, schlummern vielleicht viertel, halbe, ganze Stunden im Laufe des Tages oder der Nacht. Daher die Mittagsstille im Walde, daher die Lautlosigkeit der Nachtvögel in den Stunden um Mitternacht. Allgemeine Erregung kürzt die Ruhe, kürzt den Schlaf, wandelt sogar die gewohnte Lebensweise vollständig um. Viele unsrer unzweifelhaften Tagvögel, alle schwachen und nicht besonders behenden namentlich, wandern während der Nacht und ruhen dann am Tage kaum halbe Stunden lang. Viele unsrer Singvögel schlafen während der ersten Liebesglut zur Zeit der Paarung kaum über vier Stunden: nicht umsonst trägt die Nachtigall ihren Namen. Auch die Sorge für die sich entwickelnde Brut läßt gewohnte Lebensweise vergessen. Bis gegen zehn Uhr abends durchjagt der Mauersegler sein Luftgebiet, und bald nach zwei Uhr morgens beginnt er bereits wieder, seine nimmer ermüdenden Schwingen in Tätigkeit zu setzen. Ähnlich wirkt heller Mondschein, wenn auch nicht auf alle, so doch auf viele Vögel. In Sümpfen und Brüchen des gemäßigten Gürtels trillert und pfeift und krächzt es in Vollmondnächten wie in den Mooren Lapplands, wenn „Mitternachtssonn' auf den Bergen liegt, blutrot anzuschauen".

Im allgemeinen halten die Vögel übrigens doch eine bestimmte Zeit zum Schlafen fest. Auf geeigneten Ruheplätzen darf man sie erwarten: sie treffen ein zur bestimmten Zeit, fast zur bestimmten Minute. Ebenso verlassen sie die Schlafstätte wieder an einem Tage zur selben Zeit wie

an einem andern; man spricht nicht mit Unrecht von einer Vogeluhr, welche die Stunden des Morgens anzeigt.

Abgesehen von der Brut- und Wanderzeit schlafen die Vögel auf bestimmten Stellen. Diese können und müssen selbstverständlich sehr verschiedene sein, dem Wesen und der Eigenart des Vogels entsprechend. Eine und dieselbe Art aber pflegt, zeitweilig wenigstens, immer einen und denselben Schlafplatz aufzusuchen und hier die der vollkommensten Ruhe gewidmeten Stunden zu verbringen. Ebenso gibt es Schlummerstätten, auf denen der Vogel sich putzt, verdaut, lagert, ausruht, ein wenig nickt. Der Raubvogel wählt dazu die sichere Höhe, einen Felsenvorsprung, den höchsten Wipfel eines Baumes, der kleinere Baumvogel eine bestimmte Stelle im Gezweige, der Specht eine Höhlung, der Sumpfvogel eine Sandbank oder, wenn er zu denen gehört, die bäumen, einen Wipfel, der Schwimmvogel den Uferrand, eine Sandbank, einen Felsen, eine freie weite Wasserfläche. Bei manchen, jedoch keineswegs bei allen, ist der Platz für die Mittagsruhe auch der Schlafplatz, bei vielen dieser von jenen verschieden. Ein Geier, ein Adler, ein Reiher verträumt, nachdem er sich gesättigt und geputzt, gern ein Stündchen und mehr auf einer Sandbank am Ufer, inmitten des Wassers; sie alle aber würden eine solche Stelle nimmermehr zur Nachtruhe wählen.

Die meisten Vögel schlafen gesellig, diejenigen, die engeren Verkehr mit andern ihrer Art meiden, wenigstens paarweise, vorausgesetzt natürlich, daß dem Männchen bereits das Glück wurde, ein Weibchen sich zu erwerben. Gesellige pflegen scharenweise zur Schlafstelle aufzubrechen; die meisten tun dies erst nach längeren Vorkehrungen, die Klugen unter besonderen Vorberatungen. Sehr regelmäßig sind Vorversammlungen, anscheinend dem Zwecke dienend, des Tages Leid und Freude zur allgemeinen Kunde zu bringen, die Erlebnisse auszutauschen. Dabei wird geschwatzt, gekost, gesungen, eine kleine Eifersüchtelei zum Austrage gebracht, mindestens das Gefieder noch geordnet und geputzt. Von weither treffen die Züge ein, in immer mehr sich kürzenden Zwischenräumen, aus der Ferne schon erspäht von der Aufmerksamkeit der bereits Versammelten, begrüßt und bewillkommt, wenn sie sich nahen. In wechselvollem Gewimmel kreisen Geier, Milane und andre Schwebevögel über oder in der Nähe der Schlafstätten. In dichten Scharen bedecken Raben und Krähen einzeln stehende Bäume oder hochgelegene Teile der Felder, Hügelkuppen, Felsenwände; eng gedrängt besetzen Stare die höchsten Spitzen der Bäume, schwatzen singend und treiben Scherze nach ihrer

Gewohnheit; reihenweise ordnen sich, Söldlingen vergleichbar, Scharben und Pelikane auf Inseln und Schären, Reiher, Möwen, Gänse und Enten auf sandigen Eilanden oder Bänken: dann endlich bricht die Gesamtheit nach dem altgewohnten Schlafplatz auf.

Hier nun wird bald nach dem Einfallen der Schlafgäste ein mannigfach verschiedenes Treiben bemerkbar. Alle vorsichtigen Vögel senden vor dem Aufbruch vom Versammlungsort Späher aus, die sich von der ungestörten Sicherheit des Schlafplatzes zu überzeugen haben. Diesen Ältesten und Weisesten des Vereins fliegt letzterer nur in Ausnahmefällen blindlings nach. In der Regel folgen den ersten Spähern andre Kundschafter, meist in verstärkter Anzahl, sei es freiwillig, sei es als Abgesandte der gesamten Menge, und erst, wenn auch diese zurückgekehrt, ohne einen warnenden Laut auszustoßen, erheben sich alle. Ist der Schlafplatz zugänglich, d. h. begehbar, so erfolgt das Aufbäumen fast immer ohne jeglichen Laut, und nur der Flügelschlag oder das Anstreifen der Schwingen im Geäste der Bäume verrät dem lauschenden Ohre die Ankunft der Schlafgäste; umgibt, schützt ihn dagegen Wasser, Sumpf und Morast, eine weite, pflanzenlose Ebene usw., läßt ihn alte Gewohnheit als unverletzlich erscheinen, so wird auch hier noch gepfiffen, getrillert, gelärmt, geschwatzt, geplärrt, gekrächzt, oft bis tief in die Nacht. Erst allmählich wird es stiller; das Geplärr sinkt zum Geplauder, das Gekrächz zum Geflüster herab: die größere Menge der Versammelten ist eingeschlafen. Ob wirklich alle Mitglieder eines derartigen Vereins gleichzeitig der Ruhe pflegen, oder ob einzelne, wie man ihnen nachsagt, für die Sicherheit der andern sorgen, steht dahin: der leise, leichte Schlaf der Vögel scheint für ersteres, manches aber auch für letzteres zu sprechen.

Gewiß ist das eine, daß es sehr schwer hält, wo nicht unmöglich ist, einen schlafenden Vogel zu greifen, schwer, unbemerkt sich ihm zu nähern, schwer, ihn zu überraschen. Ein gewisses kurzes Verdutztsein des gewaltsam, d. h. zu unrechter Zeit erweckten Vogels, eine gewisse Unbehilflichkeit in den ersten Augenblicken nach dem Erwecken kann nicht in Abrede gestellt werden.

Von geistig so hochstehenden Tieren, wie die Vögel es sind, kann es nicht überraschen, daß sie träumen. Ihr tätiges Gehirn verarbeitet auch während der Ruhe gewisser Teile desselben empfangene Eindrücke, bereits gehegte oder keimende Gedanken. So läßt die Beobachtung der Gefangenen mit aller Sicherheit schließen. Man vernimmt von ihnen abgebrochene Laute, bemerkt, daß sie ohne jegliche vernehmbare Ur-

sache zeitweilig plötzlich aufflattern und dann sich zu fassen suchen, ängstlich tun usw.

Mannigfaltiger, wechselreicher, als bei irgendeiner andern Klasse ersichtlich wird, sind die Stellungen, welche die Vögel beim Ruhen und Schlafen annehmen. Das schlafende Säugetier steht oder liegt, der ruhende und schlafende Vogel steht auf einem oder zwei Beinen, sitzt, hockt, hängt, liegt. Um mehr zu sagen, will ich noch die Art und Weise des Ruhens und Schlafens einiger Vögel in Kürze zu schildern versuchen und dazu auch einige Worte aus meinem „Leben der Vögel" hier einschalten.

„Der durch Speise und Trank gesättigte Vogel fliegt langsam einem Ruheorte zu, setzt sich hier zurecht, ordnet die Federn, lüftet die Flügel, entleert sich, setzt sich gerade, aufrecht, stellt sich zuweilen auf ein Bein, schließt die Augen ganz oder halb und läßt nun Kopf und Magen ihr Werk verrichten. Man muß die Fleisch- und Körnerfresser, also diejenigen, welche die Speise im Kropfe zur Verdauung vorbereiten, beobachten, um die Behaglichkeit der Ruhe nach genossener Mahlzeit kennenzulernen. Nur ein Wiederkäuer kann so stillvergnügt, obschon gedankenlos, daliegen, wie es der Vogel tut. Er denkt jetzt an gar nichts mehr und nickt häufig vollends ein. Dann zieht der Falk, der Reiher seinen Hals noch mehr ein, verbirgt der stelzende Flamingo, der Schwan, die Gans, die Möwe neben dem einen Beine auch den Kopf zwischen den Federn, legt sich der Geier, der Adler, der Milan, der Pelikan platt auf den Bauch, das Huhn, halb im Staube vergraben, halb auf die Seite und ‚duselt', ‚dämmert', ‚schlummert', oder wie man sonst es nennen will. Echte Schwimmvögel begeben sich zu gleichem Zweck auf den freien Wasserspiegel, strecken wohl ein Bein gerade von sich und erhalten sich, mit dem andern anscheinend bewußtlos rudernd, auf einer und derselben Stelle. Taucher treiben so wie ein Schaumballen auf den Wellen; Scharben, Schlangenhalsvögel setzen sich auf ein Bein, legen das andre auf oder unter den gebreiteten Schwanz und versuchen, den langen Hals passend zu verkröpfen, oder aber sie setzen sich auf beiden Ständern fest, breiten die Flügel und fächeln mit ihnen langsam und leise; Spechte rutschen auf einem schiefstehenden Aste umher, haken sich ein, stemmen den Schwanz fest und erhalten sich darauf in ihrer Lage; kurz, ein jeder hat so seine Weise.

„Anders gebaren sich die meisten der Erwähnten, wenn sie sich zum Nacht- oder Tagesschlaf anschicken. Anstatt der Sandbank, auf der

Adler und Geier sich sonnen, wählen sie sich zum Schlafen einen überragenden Baumwipfel, ein Felsengesims, unbekümmert um den Wind, der sie auf der sicheren Höhe umweht, sollte derselbe auch zum Sturme anwachsen, und während sie bei vollgefülltem Kropf manchmal so sorglos sind, daß sie sich mit Händen greifen lassen, nahen sie sich jetzt mit Vorsicht, lassen sich auch, nachdem sie gebäumt oder gefußt, schwer beschleichen.

„Edelfalken, Milane, Bussarde setzen sich ebenso frei wie sie, Habichte, Sperber, Weihen versteckt ins Gezweige, ins Geröhricht, zwischen die Halme, die Eulen, die nicht in Baumlöchern schlafen, dicht an den Stamm, ans Gefelse, ans Gemäuer gedrückt. Höhlenbrüter suchen auch zum Schlafen meist ähnliche Orte auf, wie sie solche für ihr Nest erwählen. Papageien schlafen gern, Spechte stets in Höhlen, letztere an den senkrechten Wandungen derselben angehängt, erstere wenigstens mit Kopf und Leib in ihnen verborgen, während der lange Schwanz zuweilen schlaff nach außen herabhängt; Zwergpapageien drängen sich, auf Ästen sitzend, so dicht aneinander, daß eine einzige ununterbrochene Reihe entsteht. Die Stare schlafen während des Frühlings im Gezweige der Bäume, die Schwalben ebenda oder unter vorspringenden Haus- und Felsgesimsen, während die einen wie die andern im Herbste im Röhricht der Teiche übernachten; der Hausspatz gefällt sich im Sommer in dichten Baumkronen und baut sich im Winter unter Umständen ein warmes Nest, ein förmliches Federbett, zurecht.

„Mauer- und Felssegler kriechen nachts in Stein- oder Baumhöhlen; die Nachtschwalbe setzt sich tagsüber der Länge nach und platt auf den Bauch gedrückt auf einen Ast, ein Felsengesims, die Erde; der ihr verwandte Schwalm sucht eine Baumhöhle, der Guacharo die grausigen Klüfte der Andes (Höhle von Caripe). Mäusevögel hängen sich, die Äste mit ihren Füßen umklammernd, an letztere mehr, als sie auf ihnen sitzen. Ein Herabfallen im Schlafe hat kein bäumender Vogel zu befürchten; denn jede Biegung des Beines, auch die durch die Last des Leibes bewirkte, spannt die Sehnen, welche die den Zweig umklammernden Zehen zusammenziehen. Tauben schlafen auf Felsengesimsen und in Felsenhöhlen, im Gezweige und in Baumlöchern, immer sitzend, nicht liegend, Hühner auf Felsen, Bäumen, dem Boden sitzend, hockend oder liegend, Sumpfvögel auf Bäumen oder im Wasser stehend, am Ufer stelzend, auf dem Wasserspiegel schwimmend, auf schwankendem Ast oder Schilfhalme sich wiegend. Unter den Schwimmvögeln suchen die besseren Läufer zum Schlafen den Strand, die wasserumgebene Sand-

bank, die Watschler und Rutscher dagegen die Kronen der Bäume, den Gipfel der Schäre, die steil abstürzende Felsenwand oder aber die freie Wasserfläche."

Wesentlich dieselben oder doch sehr ähnliche Erscheinungen, wie das Schlafen der Menschen, machen sich bei den übrigen Säugern bemerkbar, abgesehen selbstredend von denen, die Winterschlaf halten, und ebenso von den Waltieren, die auch in dieser Hinsicht an die Fische erinnern. Der Artenzahl nach gehört weitaus die größere Menge der Säuger zu den Nachttieren. Wenige von ihnen aber sind so entschiedene Feinde des Lichts, wie die nächtlich lebenden Mitglieder der bisher erwähnten Klassen. Strenggenommen zählen zu den Nachttieren die Halbaffen oder Äffer, die Flattertiere, die Raubtiere, mehr als die Hälfte der Beuteltiere, der größte Teil der Nager, die meisten Zwei- und alle Vielhufer; selbst die Ordnung der Affen stellt eine oder mehrere sich sehr nahe verwandte Arten zu dem Heere der tagsüber schlafenden Säuger. Der aufdämmernde Morgen ist für sie die Zeit des Zubettgehens; aber die einbrechende Nacht findet die meisten schon wach. Bereits in den mittleren Nachmittagsstunden hat der Schlaf dieser geendet, das eine oder das andre erhebt sich vom Lager, putzt leckend das Fell, kämmt es mittels der rauhen Zunge oder der Zähne, reckt und dehnt sich und beginnt endlich, in der Nähe des Lagers umherzugehen, mehr schleichend und bummelnd als laufend, ein bestimmtes Ziel verfolgend. Um die mittlere Zeit des Sonnenunterganges, auch wohl etwas früher oder später, fängt das nächtliche Säugetier an, seinen Tagesgeschäften nachzugehen, d. h. zunächst und hauptsächlich die benötigte Nahrung sich zu verschaffen. Nach glücklich gewonnener Mahlzeit tritt entweder Ruhe ein oder es wird eine Spanne Zeit dem Vergnügen, dem Spiel, dem Geschäker mit dem andern Geschlecht gewidmet, falls nicht gerade die Brunstzeit, welche die Lebensweise in der Regel vollständig umgestaltet, eingetreten ist. In den Morgenstunden wird nochmals gejagt, geweidet, gefressen; dann geht es langsam der Lagerstätte zu. Hier legt sich das Tier zurecht, nicht ohne vorher noch an dem Lager gewühlt, gescharrt, gegraben, gebessert zu haben, und bald darauf ist es eingeschlummert. In den Frühstunden schläft es meist sehr leise, in den Mittagsstunden am tiefsten; in den Nachmittagsstunden schlummert es eben noch. So etwa läßt sich die allgemeine Regel in Worte fassen.

Aus der Angabe der nächtlich lebenden Säugetiere wird ersichtlich geworden sein, daß es den meisten nicht eben schwer fällt, ihre Schlafzeit



1. Die schwarze Familie.

1 Dohle (Colaeus monedula), 2 Rabenkrähe (Corvus corone), 3 Nebelkrähe (C. cornix), 4 Gemeine Elster (Pica caudata), 5 Kolkrabe (C. corax).



2. Der Stelzengeier oder Sekretär (Gypogeranus serpentarius, S. secretarius).

zu verlegen, oder was dasselbe sagen will, die Lebensweise den Umständen entsprechend abzuändern. Wenn man festhält, daß fast alle Raubtiere, fast alle Wiederkäuer und alle Dickhäuter Nachttiere sind, muß man sich billig wundern, den Hund, die Hauskatze, das Rind, die Ziege, das Schwein vom Morgen bis zum Abend tätig zu sehen. Sie alle haben sich den durch ihre Zähmung veränderten Umständen gefügt und sich eine andre Lebensweise angewöhnt, genau ebenso wie Menschen, die durch Beruf gezwungen oder durch Neigung veranlaßt werden, die Nacht zum Tage zu machen. Daß es so und nicht anders ist, beweisen die halbwilden Hunde im Süden Europas, in Asien, in Afrika, die verwilderten Katzen, die in Tierparks ausgesetzten Schweine, die Rinder der Pampas usw., die ausnahmslos in kürzester Zeit zu der natürlichen Lebensweise zurückkehren. Es beweisen dies ebenso die Hirsche und Wildschweine der Wildgärten, die sich gewöhnen, mehrere Stunden vor ihrer Ausgangszeit auf den Futterplätzen sich einzufinden.

Angesichts solcher Tatsachen liegt die Frage nahe: „Lassen sich alle Säugetiere an einen derartig veränderten Tageslauf gewöhnen?“ Ich glaube antworten zu dürfen: „Die höherstehenden gewiß, die tieferstehenden schwerlich. Erwecken und künstlich wachhalten kann man jedes Tier, zu jeder Zeit, gewöhnen aber an das Gegenteil des Gewohnten nur durch fortdauernde Beeinflussung von Geschlecht zu Geschlecht.“ Derselbe Jagdhund, der mit bewußtem Eifer seinen Herrn begleitet, vom Morgen bis zum Abend, in Ausübung seines Berufes kaum zu ermatten scheint, selbst niederdrückende Ermüdung freudig überwindet: derselbe Jagdhund nimmt außer Dienst jede Minute wahr, um zu schlafen, zu derselben Zeit zu schlafen, die seine Urahnen als die hierzu geeignete betrachteten. Und dann gehören sicherlich bestimmte, verhältnismäßig hochentwickelte geistige Fähigkeiten dazu, eine solche Angewöhnung zu einer dauernden zu gestalten. Wenigstens glaube ich, daß es kaum gelingen würde, aus einem Nachtaffen, einem Galago, einer Fledermaus, einem schlafsüchtigen Nager usw. ein entschiedenes Tagtier zu machen: allen diesen Tieren fehlt, so möchte man wähnen, die geistige Spannkraft, die Fähigkeit des Willens zum Ertragen des Ungewohnten. Sie wachen auf, wenn sie gewaltsam gestört werden, und schlafen baldmöglichst wieder ein.

Entschiedene Tagtiere, als da sind Affen, mit Ausnahme der Nachtaffen, Mangusten, Känguruhs, Eichhörnchen, Pferde, Kamele usw., verlassen mit Tagesanbruch ihr Lager, gehen in den Morgenstunden ihrer

Nahrung nach, ruhen um die Mittagszeit, halten auch wohl ein Mittagsschläfchen, werden nachmittags wieder munter und begeben sich gegen Abend an den Ort ihrer Nachtruhe.

Außerdem gibt es nun noch einzelne, die weder zu den eigentlichen Nachttieren, noch zu den eigentlichen Tagtieren gezählt werden können, weil sie ebenso vor als nach Sonnenauf- und -untergang ihren Tagesgeschäften nachgehen. Sie schlafen wahrscheinlich mehrere Male im Laufe des Tages, teilweise während der hellen, teilweise während der dunkeln Stunden. Hierher gehören namentlich mehrere Wiederkäuer, die Giraffen, Schafe, Ziegen, Antilopen und andre.

Sehr verschieden, immer jedoch möglichst bequem, sind die Stellungen, welche die schlafenden Säugetiere einnehmen. Die meisten legen sich auf den Boden nieder; die Lage aber, die sie hier einnehmen, ändert, je nach Familie und Art, wesentlich ab. Die Stellungen, welche die Familiengenossen des Hundes beim Schlafen einnehmen, lernt man durch Beobachtung dieses treuen Hausfreundes kennen, und ich will nur noch bemerken, daß die zur Hundefamilie zählenden Füchse in der Regel in stark gekrümmter Lage schlafen und die buschige Rute derart über den Kopf biegen, daß die Augen, nicht aber auch Ohren und Nase bedeckt werden. Ebenso wie sie schlafen Schleichkatzen und langschwänzige Marder, ebenso auch die kleinen Mitglieder der Bärenfamilie: Wasch-, Rüssel-, Wickelbären und Verwandte, während die plumpen Bären auch schlafend ihr Wesen nicht verleugnen und sich schwerfällig auf den Boden werfen. Kurzbeinige Raubtiere wälzen sich während des Schlafs gern auf dem Rücken, strecken alle vier Beine von sich und geben sich damit den Anschein unsäglicher Faulheit. Alle den Raubtieren ähnlichen Beuteltiere schlafen wie diese, langschwänzige Nager meist wie die Marder. Der Ameisenbär legt sich auf die Seite, rollt sich ein und deckt seinen Kopf vollständig mit dem Schwanz zu; Schuppen- und Gürteltiere rollen sich soweit als möglich kugelförmig zusammen. Die Einhufer legen sich auf die Seite, die Wiederkäuer fast ausnahmslos auf die zusammengebogenen Beine; Vielhufer schlafen auf dem Bauche oder der Seite, Robben flach auf dem Bauche liegend.

Eine andre, Eigentümlichkeiten der Gestalt und Lebensweise vieler Säuger besser als das Liegen entsprechende Stellung, die sitzende, wird angenommen von schlafenden Affen, gewissen Spitzmäusen, Beuteltieren, Nagern und Zahnarmen. Dabei stützt sich das Tier auf das Gesäß und die Sohlen der beiden Hinterfüße, biegt den Kopf tief auf die

Brust herab, so daß er mehr oder weniger zwischen den Vorderbeinen verborgen wird, und nimmt demgemäß eine fast kugelige Gestalt an. Dies gilt insbesondere für Schlaf- und Springmäuse, Biber, Kletterstachler und andre Nager, die schlafend einen haarigen Ball darstellen.

Nun gibt es jedoch noch einige Säugetiere des Festlandes, denen weder die liegende noch die sitzende Stellung die Schlafruhe gewährt und die sich deshalb aufhängen. Alle mit Greifhänden ausgerüsteten Säuger, namentlich also südamerikanische Affen, Wickelbären, Kuskuse, Beutelratten und andre Beuteltiere, Greifstachler usw. hängen sich während ihres Wachseins oft längere Zeit vermittels ihres Greifschwanzes auf, schlafen aber nicht in dieser Lage, sondern nehmen die sitzende Stellung ein und benutzen den Greifschwanz höchstens, um sich in dieser Stellung noch besonders zu sichern. Ebensowenig verschmäht es das Faultier, das fast sein ganzes Leben in hängender Stellung verbringt, den Leib wie einen Sack an den vier mit Sichelkrallen ausgerüsteten Beinen angehängt, ein sich ihm darbietendes Lager zu benutzen und auf ihm sich zu strecken (Taf. 8, Abb. 2). Dagegen nehmen alle Flattertiere oder Fledermäuse im weitesten Sinne des Wortes beim Ruhen wie beim Schlafen die hängende Stellung an, indem sie mit den Hinterfüßen einen Ast oder Steinvorsprung umklammern und den Leib kopfabwärts hängen lassen (Taf. 2, Abb. 4 und Taf. 3, Abb. 2).

Alle Landtiere schließen während des Schlafs die Augen. Dies tut auch der Hase, von dem das Gegenteil behauptet wird, weil es im Freien unmöglich ist, einem schlafenden Hasen sich unbemerkt soweit zu nähern, daß man ihn genau beobachten kann. Abwehr gegen das Licht genügt jedoch keineswegs allen Schläfern aus dieser Klasse: viele versichern sich auch gegen Störung durch Geräusch und knittern zu diesem Zweck ihre häutigen Ohrmuscheln derartig ein, daß der Gehörgang genügend geschlossen wird. Ich nenne als Belege die glatthautohrigen Fledermäuse und die Galagos, bemerke aber ausdrücklich, daß ein ähnliches Verschließen des Gehörganges auch bei andern Säugern vorkommt. Selbst die Robbe klemmt beim Schlafen auf festem Lande die Ohrspalte zusammen, wie sie es vom Schlafen im Wasser gewohnt ist.

Schlafen im Wasser kommt nämlich nicht allein unter den Sirenen und Walen, sondern auch unter den Flossenfüßern vor und geschieht oder wird bewerkstelligt in höchst eigentümlicher Weise. Die schlafende Robbe ist, strenggenommen, zum Schwimmen durchaus unfähig und sinkt wie Blei in die Tiefe, gleichwohl ist sie imstande zu schlafen, mindestens zu

schlummern. Nachdem sie Luft geschöpft, schließt sie außer Augen und Ohren auch noch die Nasenöffnungen, sinkt langsam bis auf den Grund des Wassers hinab, verharrt hier drei, dreieinhalb, vier Minuten regungslos, erhebt sich, von Atemnot getrieben, plötzlich wieder zur Höhe, schöpft wiederum Luft und verfährt wie vorher. Dies habe ich an Gefangenen beobachtet, und ich halte es für wahrscheinlich, daß auch Delphine und Wale in ähnlicher Weise schlafen. Daß sie letzteres tun, unterliegt keinem Zweifel. Man hat sie bewegungslos auf der Oberfläche des Meeres liegen sehen, die Spritz- oder Atemlöcher über Wasser, den Leib bis auf einen schmalen Rückenstreifen eingetaucht, treibend mit den Wellen.

Höchst verschieden ist die Tiefe des Schlafs bei den Säugetieren, nicht bloß je nach Ordnung, Familie und Art, sondern auch nach Tages- oder Nachtzeit und zufälligen Umständen, und selbstverständlich abgesehen von dem Zustande der Erstarrung und Halblebigkeit, in den die unsrer Klasse angehörigen Winterschläfer versinken. Es gibt unter den Säugetieren einzelne, die durch das geringste Geschehnis in der Nähe ihrer Schlafstelle sofort erweckt werden, einzelne, die jedes ungewöhnliche Geräusch, jeder ungewohnte Laut, jeder absonderliche Geruch sofort wachruft. Es gibt unter ihnen andre, die so fest schlafen, daß sie ein wahrhaft klägliches Bild unbeholfener Schlaftrunkenheit darstellen. Letzteres gilt insbesondere, vielleicht ausschließlich für gewisse Tagschläfer, namentlich für Nachtaffen, Galagos, Fledermäuse, Schlaf-, Spring- und Wollmäuse, gewisse Beuteltiere und andre mehr; selbst einige langsame Raubtiere lassen sich zu jenen zählen. Alle diese Tiere sind, was mir beachtenswert scheint, mehr oder minder geistesschwache Geschöpfe, bei denen jede Wandlung der Hirntätigkeit einer geraumen Zeit bedarf. Aber auch hochgeistige Säugetiere werden zuweilen in unbegreiflicher Weise vom Schlafe befangen. Ich kenne einen verbürgten Fall, daß sich ein Fuchs im Lager beschleichen ließ und im Schlafe erlegt wurde.

An unserm Hunde können wir beobachten, daß die Säugetiere träumen. Doch bemerken wir an ihm dasselbe Gebaren, das uns ein lebhaft träumender Mensch erkennen läßt. Er bewegt sich in bewußtlos unbehilflicher Weise, bellt oder kläfft, wimmert usw. Je klüger, unterrichteter der Hund, je reicher er an aufregenden Erlebnissen, um so lebhafter der Traum. Dachshunde, die leidenschaftlichsten von allen, Jagdhunde und Pudel träumen am lebhaftesten. Andre Säugetiere, beispielsweise Affen, Füchse, Marder usw., werden ebenso wie jene von lebhaften Träumen erregt und beunruhigt, und wahrscheinlich erscheinen ebenso

den übrigen geistreicheren Mitgliedern der Klasse Traumgestalten, und könnten auch sie, besäßen sie die rege Einbildungskraft der Menschen, von „übernatürlichen" Erscheinungen erzählen.

Neben den regelmäßigen Schläfern haben wir schließlich noch der unregelmäßigen, der Winterschläfer, zu gedenken. Winterschläfer gibt es in allen Gürteln, in denen sich die Jahreszeiten wesentlich unterscheiden, bei uns im Norden wie innerhalb der Wendekreise, wo eine scharfgetrennte Zeit der Regen und eine Zeit der Dürre von örtlichen Verhältnissen bedingt wird. Im Norden zählen zu ihnen: Fledermäuse, Dachs, Bär, Igel, Ziesel, Murmeltier, Siebenschläfer, Hamster, in den Wendekreisländern einzelne Nagetiere. Ganz Amerika und Asien besitzen ähnliche Winterschläfer wie wir. Die Erscheinungen sind bei allen mehr oder weniger dieselben. Nachdem sie sich in Höhlen verborgen und deren Ausgänge sorgfältig verstopft haben, verfallen sie in eine schlafähnliche Erstarrung, ihr Pulsschlag und mit ihm die Blutwärme sinkt auf weniger als die Hälfte der frühern Höhe herab, sie werden steif, zeigen sich in hohem Grade gefühl- und empfindungslos und lassen sich weder durch Rütteln, noch durch Einwirkungen kräftiger Gase, wohl aber durch allmähliche Erwärmung aufwecken. Einzelne schlafen ununterbrochen, solange die äußere Kälte dauert, andre wachen im Laufe des Winters auf, fressen von den aufgespeicherten Vorräten und schlafen wieder ein. Bei jenen wird das angesammelte Fett allmählich verzehrt, diese müssen für Verbrennungsstoff sorgen. Echte Winterschläfer lassen sich zur entsprechenden Zeit auch in einem geheizten Raume nicht wach erhalten, fressen jedoch oft während ihres absonderlichen Zustandes. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß sich der Winterschlaf wirklich nach der Dauer des Winters richtet.

Sind bisher nur Vermutungen über die nächste Ursache des Schlafs ausgesprochen, so glaube ich in der Erschöpfung den triftigsten Grund für den Schlaf annehmen zu dürfen. Zur Erhaltung des wachen Zustandes müssen scheinbar fortwährend Sinneseindrücke dem Gehirn zuströmen, wodurch aber eine Ermüdung der Organe ausgelöst wird, die erst durch völlige Ruhe, den Schlaf, wieder ausgeglichen werden kann, weil das Tier keine geistlose Maschine ist. Die äußeren Sinne setzen ihre Verrichtungen während des Schlafs aus; es fehlen die willkürlichen Bewegungen, infolgedessen auch der gesamte Stoffwechsel gemindert wird: die Äußerungen des Bewußtseins treten zurück oder sind vollständig aufgehoben, ein Zustand, den wir Schlaf nennen.

24. Ein Begräbnis im Walde.

Vor einigen Jahren bewohnte ich ein Haus vor der Stadt, das wie die übrigen der Straße rings von einem Garten umgeben war. In dem letzteren hatten meine Vermieter allerlei Buschwerk gepflanzt, und da dasselbe in andern Gärten ebenfalls geschehen, waren lauschige Plätze für einige unsrer besten Singvögel geschaffen und von diesen selbstverständlich auch bald in Besitz genommen worden. Sie verschönerten mir die frühen Morgenstunden, damals die einzige Arbeitszeit, die ich meiner Schriftstellerei widmen durfte, in hohem Grade. Ein Haus- und ein Gartenrotschwanz, ein Mönch und eine Gartengrasmücke, ein Gartensänger oder Sprachmeister und eine Nachtigall waren die hervorragenden Glieder der gefiederten Mitbewohnerschaft des leidlich hübschen Stückchens Erde, und namentlich die letztere gewährte mir viel Freude, weil sie zu den ausgezeichnetsten Schlägern zählte, die ich jemals gehört habe.

Ich mag nicht unter die Schriftsteller gerechnet werden, die es dem wahren Liebhaber zu verwehren suchen, sich Vögel für das Gebauer zu fangen und diesen das „harte Schicksal der Gefangenschaft“ zu bereiten; ich bin im Gegenteil ein ganz entschiedener Anwalt all derer, die gleich mir ohne einen Singvogel im Zimmer nicht leben können oder doch nicht leben wollen. Närrisch erscheinen sie mir, jene sogenannten „Verteidiger der Singvögel“, weil sie, so überklug sie sich auch gebärden, fast ausnahmslos Unverstand oder doch Unkenntnis mit seichter Gefühlsduselei verbinden und durch ihr fades Wortgeklingel höchstens urteilslose Nichtkenner für sich einzunehmen vermögen, nicht aber kundige Liebhaber, die, obgleich sie einen und den andern Singvogel seiner Freiheit berauben, weit wirksamer als jene das „Schutz den Vögeln!“ predigen. Nicht die beregte Liebhaberei, die kaum mehr als ein Hundertstel der freilebenden Vögel einer Art für sich beansprucht, entvölkert unsre Waldungen, sondern die neuzeitliche Ausnutzung der letzteren, die den Vögeln ihre Wohnplätze nimmt, das geflügelte Raubzeug, von dem jedes Mitglied mehr Singvögel raubt als zwanzig Liebhaber zusammengenommen, und welchem trotzdem noch immer nicht eifrig genug nachgestellt wird. Und nicht einen Eingriff in „die ewigen Rechte der Natur“ oder wie sonst die Phrasen lauten, erlaubt sich der Liebhaber, der sich einen Vogel fängt, sondern das ihm der Tierwelt gegenüber ja sonst unverwehrte Recht des Stärkeren

übt er aus, wenn er den „freigebornen Singvogel“ an sich fesselt und dasselbe tut, was man den haustierzähmenden Erzvätern salbungsvoll zum Verdienst anrechnet. Demungeachtet stimme ich mit jedem Vernünftigen für Schutz der Vögel durch die Gesetzgebung und für strengste Beaufsichtigung aller Parks, Lustwäldchen, öffentlichen Gärten, Spaziergänge und dergleichen, denn der Liebhaber hat nicht das Recht, sich auf Kosten andrer einen Genuß zu verschaffen, und mag sich seine Vögel da fangen, wo sie häufiger sind und leichter sich ersetzen: im großen, weiten Walde.

Man verzeihe mir diese Abschweifung: es hat mich gedrängt, meine Ansicht einmal an dieser Stelle auszusprechen, weil gegenwärtig mehr als je namenlose und „berühmt gewordene“ Unberufene die veredelnde Liebhaberei zu verdächtigen suchen und mit ihren fabrikmäßig hergestellten Aufsätzen alle Blätter überschwemmen. Ich darf die Liebhaberei verteidigen, denn ich spreche nicht wie ein Blinder von der Farbe und habe, unabhängig von Gloger, die Bitte um Vogelschutz viel eher und mit faßlicherer Begründung ausgesprochen als meine Nachtreter und Nachschreiber, denen ich so viele Verbesserungen nach Art Ballhorns verdanken soll.

Im Sinne und Geiste aller wahren Vogelwirte war es gehandelt, bei meinen Nachbarn um Schutz für die Sängerschaft unsrer ländlichen Straße zu bitten. Und ich erreichte auch meine Absicht; man unterstützte mich nach Kräften: der eine durch Anpflanzung dichter Gehege, der andre durch Anbringung von Brutkästen, der dritte durch Pulver und Blei, zu welchem zudringliche Katzen begnadigt wurden. Wir wußten bald alle Nester unsrer Schützlinge und unterhielten uns auf dem Wege „zum Geschäft“ von Eiern, jungen und alten Singvögeln.

Der Winter entführte unsre gefiederten Freunde, der Frühling brachte sie wieder. Es waren dieselben, die uns verlassen hatten: sie bekundeten vom ersten Augenblick ihres Einzuges an vollstes Vertrautsein mit der Heimat, das war unverkennbar. Unsre Nachtigall zumal hätte ich unter Tausenden wiedererkannt. So wie sie schlug keine zweite ringsum; sie gehörte eben zu den Meistern, die sich einen mehr oder weniger ebenbürtigen Stamm von Jüngern und Nachfolgern erst heranziehen müssen. Sie jauchzte förmlich auf in ihren Liedern, sie schlug mit einem Feuer und einer Ausdauer wie wenige ihres Geschlechts. Der Busch vor dem Erker meiner Wohnung war ihr Lieblingssitz und sollte voraussichtlich ihr Nistort werden. Er wurde es nicht.

Am Morgen eines Maitages brachte mir eine Hausgenossin mit feuchten Augen unsre Nachtigall — leblos, noch warm. Sie hatte vor

wenigen Minuten geschlagen, hingebend, feurig, jauchzend wie je. Jetzt war sie tot; ihr Leichnam ließ schon den Beginn der Starre vermerken. Ich betrachtete sie von allen Seiten: sie war unversehrt, keine Feder beschädigt, die Mundhöhle trocken, nicht blutig. Der Tod hatte sie hingerafft, plötzlich, ungeahnt; ihr letzter Hauch war klangvoll gewesen! Die Zergliederung, die ich später vornahm, erhob meine erste Vermutung zur Gewißheit: ein Schlagfluß hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Die Beobachter, die von ähnlichen Fällen berichten, waren gerechtfertigt in meinen Augen.

Warum soll ich es verschweigen? Der Verlust ging mir nahe. Es war mir fast zumute, als ob ein Mensch gestorben wäre. Gleichwohl beschäftigten mich auch andre Gedanken, die ich solche der Forscherbegierde nennen möchte. Ich hatte eins der Beispiele vom „natürlichen" Hingange der Vögel erlebt, diesem Hingange beinahe als Beobachter beigewohnt. Von den im Käfig gepflegten Vögeln hatte ich manch einen sterben sehen, von den freilebenden nur in Zeiten höchster Not einige wenige.

Es ist das eine eigentümliche, nicht immer leicht zu erklärende Tatsache. Man findet, von allgemeinen Notständen abgesehen, höchst selten eine Vogelleiche, am wenigsten eine, von der man mit Bestimmtheit sagen kann, daß der Vogel eines „natürlichen Todes" gestorben ist.

Wenn unsre Zugvögel von einem strengen Nachwinter überrascht werden, ist es freilich anders. Sie können sich nicht so leicht zur Rückkehr entschließen wie diejenigen Arten, die zuerst bei uns eintreffen und gar nicht selten wieder auf geraume Zeit die bereits eingenommenen Wohnplätze verlassen, sondern zögern, harren, suchen ängstlich nach Nahrung umher, obgleich doch keine zu finden, hoffen noch immer, werden schwächer und matter und verderben.

Ein solcher Nachwinter, der vom 7. bis zum 17. April dauerte, ist mir aus der Kinderzeit noch wohl erinnerlich. Es war bereits der größte Teil unsrer Zugvögel eingetroffen; einzelne von ihnen schickten sich schon zum Brüten an. Da wandte sich der Wind und brachte statt der Frühlingsregen tiefen Winterschnee. Und nunmehr räumten Kälte und Hunger entsetzlich auf unter den bedauernswerten Vögeln auf. Man fand ihre Leichen zu Dutzenden auf den gebahnten Wegen, wohin sie sich in letzter Not geflüchtet. Wieviele in Busch und Wald zugrunde gingen, ohne daß man davon ein klares Bild gewinnen konnte, lehrten erst die nächsten darauffolgenden Jahre. Tagtäglich zog der Vater aus mit uns Knaben, ließ uns in der Nähe von Gebüschen den Schnee wegfegen und streute

dann auf diese Plätze Mehlwürmer, Ameiseneier, Semmelkrumen, Käsequark, gemahlenen Hanf und allerhand Gesäme, und tagtäglich erneuerte und vermehrte er seine Klagen um seine Schützlinge, die fortdauernd massenhaft erlagen. Das Elend ging endlich vorüber; die dank dem Vorbilde des Vaters wohlgeschützten oder doch nicht von Bubenjägern behelligten Waldungen aber füllten sich erst im Laufe mehrerer Jahre allmählich wieder mit Bewohnern und Klängen.

Ähnliche Notstände können überall eintreten, auf trockenem Lande wie in den Gewässern, das Meer nicht ausgeschlossen. Ein galizischer Forscher erzählt von Kiebitzen, die den Folgen eines andern Nachwinters erlagen. Ich fand in einem Palmenwalde Arabiens Hunderte von Leichen unsrer Saatkrähe, die dort dem Menschen sicherlich nicht zum Opfer gefallen waren, ferner an dem reichen, während des Winters aber von den geflügelten Einwanderern übervölkerten Mensalehsee in Unterägypten Dutzende von verkommenen Enten, und ebenso auf den Vogelbergen Lapplands, die Millionen von Schwimmvögeln vereinigen, manch einen Alk, Lund sowie Lummen, Teisten und Möwen. Faber sah die Tölpel haufenweise tot am Strande Islands liegen und war mehrfach Zeuge, daß Meeresvögel im Vorgefühle des Todes dem Orte zustrebten, auf dem ihre Wiege gestanden. Diese Beispiele ließen sich vermehren; sie sind jedoch glücklicherweise selten.

Unter solchen Umständen also findet man Vogelleichen in allen Stufen der Verwesung, während man außerdem jahrelang den Wald durchstreifen kann, ohne eine einzige zu bemerken; Federn oft genug, nicht aber Fleisch und Knochen, Körper mit einem Worte. Die Federn zeigen in den meisten Fällen die Schlachtbank eines Raubvogels an, der hier die gefangene Beute zerstückelte und verzehrte, also in seinem Magen begrub und damit alles erklärte. Aber es werden doch nicht alle Vögel vom Raubzeuge gefressen oder „von Liebhabern gefangen", fallen doch nicht alle in die Netze der Italiener, Franzosen und Spanier, während sie deren Länder durchfliegen, um nach der Winterherberge oder von ihr in die Heimat zu gelangen, finden doch nicht alle in den Wogen des Meeres ihr Grab, sondern es sterben ihrer sicherlich mehr einzeln, an verschiedenen Krankheiten, der Last des Alters usw., als ihrer den eben erwähnten Gefahren und den geschilderten Notständen erliegen. Wo kommen sie hin? Wie verschwinden sie? Wer schafft sie weg?

Die Antwort auf diese Frage darf mit ziemlicher Bestimmtheit lauten: **sie werden begraben.**

Weit früher, als unter den Menschen üblich, wurde „der Erde zurückzugeben, was der Erde gehört", verrichtete eine nicht unbedeutende Anzahl von Kerbtieren, insbesondere von Käfern, das Amt des Totengräbers, und diese tun es heute noch. Einzelne danken ihrer Beschäftigung den Namen: sie heißen auch „Totengräber", im Volksmunde wie in den Büchern der Wissenschaft. Mit ihnen im Verein, obschon jeder einzelne für sich, wirken noch viele andre Kerfe: die einen, indem sie ihre Eier in den Leichnam legen, solange er noch nicht begraben wurde, die andern, indem sie die Fäulniserzeugnisse gierig aufsaugen, die dritten, indem sie Muskelfleisch fressen, Bänder und Knochen benagen usw. Nur die Totengräber aber arbeiten planmäßig und gemeinschaftlich, und sie sind es, die das Begräbnis ausführen (Taf. 8, Abb. 1).

Da ihre Tätigkeit schon unzählige Male geschildert worden ist und wohl ziemlich allgemein bekannt sein dürfte, kann ich mich auf wenige Worte beschränken.

Die Totengräber, meist nächtlich lebende Käfer, erscheinen in der Regel ziemlich bald bei der kleinen Tierleiche, kurze Zeit nach den ersten Schmeißfliegen, die gleichsam als die Verkündiger des Todes angesehen werden können. Ihr ungemein entwickelter Geruchsinn führt sie zur Stelle. Sie kommen herbeigesummt, untersuchen den Leichnam und den Boden und beginnen, nachdem sich eine gewisse Anzahl von ihnen zusammengefunden, mit ihrer Wirksamkeit. Größere Tierleichen vermögen die Käfer nicht zu bewältigen, und ebensowenig begraben sie auf harten Boden, der ihrer Kraft unüberwindliche Hindernisse bereitet: sie bedürfen eines verhältnismäßig weichen Grundes für ihren Zweck. Planmäßig verfahren sie insofern, als jeder in einem gewissen Abstande von dem andern wirkt. Sie kriechen unter den Leichnam, rücken ihn auch wohl ein wenig von der Stelle, werfen die durch Graben losgearbeitete Erde mit den Hinterbeinen seitwärts, bilden so allmählich einen Hohlraum unter, einen Wall neben dem toten Körper und erreichen dadurch, daß dieser durch seine eigne Schwere in die gebildete Grube hinabsinkt. In dieser Weise fortfahrend, begraben sie nach und nach den Leichnam fast oder tatsächlich fußtief, lassen ihn vollständig von der Oberfläche verschwinden, entziehen ihn andern Leichenräubern und legen ihre eignen Eier auf ihm ab, ihrer werdenden Nachkommenschaft die erforderliche Nahrung sichernd.

II.

Reiseskizzen eines Naturforschers.

1. Kairo.

Sei mir gegrüßt, Kairo! Sei mir gegrüßt, du herrliche, palmenumstandene, wüstenbegrenzte Stadt! Sei mir gegrüßt mit all deinen Moscheen und schlanken Türmen, mit deiner Feste, deinen krummen, engen und kühlen Straßen, deinen Häusern im sarazenischen Erkerschmuck, deiner blumenduftigen Esbekie, mit deinen alten ehrwürdigen Pyramiden, deiner Wüste und der Stadt der Toten, deinen Gebirgen, die dir zu Häupten lagern, mit deinen Vorstädten am schiffbewegten, göttlichen Strome! Sei mir gegrüßt jeder deiner Plätze, jeder deiner Straßen, du und dein Volk!

Keinen zweiten Ort gibt es in Ägypten, der heute noch alle Wunder dieses Wunderlandes, alle Reize der südlichen Zone, alle Verschiedenheiten der Völker des Morgenlandes in gleichem Maße in sich vereinigt, wie das vielnamige Kairo. Kaum noch eine andre Stadt des Morgenlandes hat ihr altes märchenhaftes Gepräge besser bewahrt als Khahira, die Siegende, Maherußet, die von Allah Beschützte; keine weiß so den Fremden mit ihrem Anblick zu berauschen, wie Masr, die volkreiche, menschenbelebte, altsarazenische Hauptstadt, die Stieftochter des alten, hochberühmten Memphis.

K a i r o liegt zwischen dem Nil und der Wüste, von seinen drei Vorstädten Alt-Kairo, Bulakh und Giseh gleichweit entfernt. Es liegt der Stätte gegenüber, auf der das alte Memphis lag: im Angesicht eines der Wunder der Welt, zwischen der Fülle eines in ewiger Fruchtbarkeit schwelgenden Landes und der Armut der Wüste, am Fuße des lang sich dahinziehenden Mokadamgebirges, dessen letzter Ausläufer die stolze, es beherrschende Feste trägt. Vom Nil ist es $^{1}/_{8}$ Meile entlegen. Aber der

Weg bis zum Strome gleicht dem durch einen Garten, denn zu beiden Seiten der wohlbepflanzten, staubfreien und schattigen Straße breitet sich das in aller Fülle und Pracht schwelgende Gartenland aus, dem die Fluten des Stromes seine Frische zu jeder Zeit bewahren. Diesem fruchtbaren Landstrich gegenüber, der grüßend kleine Ausläufer von Gärten in die Straße hineinsendet, dehnt sich die gelbe Wüste aus, prachtvoll in der Schönheit ihrer Farben, märchenhaft in der Form ihrer Gebirge, zauberisch umstrickend den, der sie kennengelernt und liebgewonnen hat. Denn in der Wüste liegen die schönsten Zeichen der phantastischen Kunstfertigkeit, welche die vergangenen Bewohner Kairos zum ewigen Gedenken zurückließen: die Denkmäler über den Ruhestätten von tausend und abertausend Vornehmen und Großen des Reiches, ganz für sich allein eine eigne gewaltige Stadt bildend.

Kairo bewirkt durch seine Lage wie durch seine Bauart, durch Natur und Kunst zugleich, durch sein Klima wie seine Luft, durch den tausendfältigen Wechsel seines inneren Lebens, durch sein Volk und seine Sprache einen unendlichen Reiz, mit dem sich das Imponierende seiner Umgebung verbindet: die Gräber der Kalifen, die die Stadt der Lebenden und der Toten beherrschende Feste, der Nil und die an seinen Ufern sich begegnenden Kontraste des Grüns der Gärten und des Sandes der Wüste.

Jede Stunde in den Mauern dieser Stadt bringt etwas Neues, kein Tag ist wie der andre. Dem Fremdling bleibt Kairo ewig fremd und den in ihm Geborenen und Großgewordenen selbst bleibt es eine Stadt der Wunder. Das macht, weil hier die Dichtung ohne Ende lebt und schafft; weil hier alles zusammenwirkt, um alles dichterisch zu gestalten; weil hier der gewöhnliche Gruß harmonisch und dichtungsreich an das Ohr schlägt; weil hier das ärmlichste Haus ein Künstlerherz zum Entzücken hinreißt; weil hier Himmel und Erde, Mensch und Tier, Baum und Pflanze sich vereinigt haben, um ein unbeschreibliches, wunderbares Ganzes hervorzurufen.

Die Poesie legte den Grund zu der Stadt, die Dichtung führte ihre Straßen und Häuser auf, der künstlerische Gedanke verkörperte sich tausendfach. Der Barmherzigkeit eines Kriegers verdankt Kairo seine Entstehung. Amru, der Feldherr des Kalifen Omar, der abgesandt worden war von seinem Gebieter, um den Bewohnern des Nillandes den Islam zu verkünden, der das Land als ein schwertumgürteter Sendbote des Glaubens durchzog, wurde ohne Wissen und Willen der Gründer der größten Stadt nicht nur Ägyptens, sondern ganz Afrikas.

In der Nähe des heutigen Alt-Kairo hatte Amru mit seinem Heere ein Lager bezogen, sein reiches Zelt inmitten seiner Krieger aufgeschlagen. Der bis dahin unbesiegte Held sollte hier zum erstenmal bezwungen werden, aber von einem Feinde, gegen den der Araber nichts ausrichten konnte mit Feuer und Schwert, von einem Feinde, der selbst den rauhen Krieger an seiner wundesten Stelle zu treffen wußte — im Herzen. Eine Turteltaube war es, die den Feldherrn schlug. Sie hatte im oberen Zeltdache Amrus ihr Nest gegründet, hatte inmitten des rauschenden Lagerlebens sich angesiedelt, hatte ihr Eilein gelegt und bebrütet. Noch nackte und blinde Junge lagen im Nest, als der Feldherr weiter ziehen wollte; dieses zu zerstören, jene umzubringen, das brachte der, der Tausende von Menschen opfern konnte, nicht über sein Herz. Der Taube wegen ließ er sein Zelt stehen. Die Nachzügler, die Schwachen seines Heeres, siedelten sich rings um das Zelt an, die leichten Leinwandhäuser mit festen Hütten vertauschend. Eine Hütte reihte sich an die andre; aus dem Lager wurde ein Dorf, aus dem Dorfe ein Flecken, aus dem Flecken eine Stadt, aus diesem geringen Anfange die heutige Hauptstadt des Reiches. Zwar wurde das neue Kairo erst 300 Jahre später gegründet, aber ganz nahe am Fostat oder Alt-Kairo, nur eine Viertelmeile von dem alten Lagerplatze, weiter nach der Wüste zu, wahrscheinlich um das Fruchtland nicht zu schmälern. Rasch vermehrte und vergrößerte sich der neue Ort; bald hatte er den alten überflügelt; seine Einwohnerzahl stieg auf Hunderttausende, und hingerissen von der lieblichen Lage, von dem Leben innerhalb seiner Mauern, wählten ihn die späteren Herrscher zu ihrem Wohnsitz, und nunmehr erhielt er alle die schmückenden Namen, die heute noch jeder seiner Söhne im Munde führt.

Vom Nil aus sieht man nicht viel von der gewaltigen Stadt, die mehr als eine Geviertmeile bedeckt und Hunderte von Moscheen mit mehr als einem halben Tausend Minaretts in ihrem Schoße birgt. Nur die höchstgelegenen Moscheen zeigen dem Beobachter die Minaretts aus Alabaster mit den von ihnen umstandenen Kuppeln, deren äußere Hülle ein von arabischer Künstlerhand gepflückter und gebundener Blumenstrauß in Stein, und deren Inneres ein Himmelsgewölbe ist mit goldener Schrift und erhabenen Zeichen, dem Gläubigen zur Lehre und Richtschnur, zur Anleitung, wie er es anzufangen habe, sich einen freudenreichen Himmel zu erschließen. Diese im Lichte des Südens gleichsam aufjauchzenden Bauwerke sind für den Ankommenden Anzeichen der Pracht, die ihm werden soll, wenn er das Innere betreten haben wird.

Anders ist es, wenn man von der Landseite der Stadt sich nähert, wenn man vom Roten Meer aus durch die Wüste nach Kairo zieht. Links vom Wege ab erhebt sich das Gebirge, das bis zum Roten Meer reicht. Am Fuße desselben liegt der Djebel Achmar, der besuchteste Berg, von dessen Spitze man eine Aussicht ohnegleichen genießt. Zunächst schaut das lichtgeblendete Auge auf die Kuppeln der Kalifengräber herab und auf die köstliche Alabastermoschee, die auf den Ausläufer des Mokadam gebaut ist; auf derselben Seite dehnt sich die Wüste aus in unermeßlichen Ebenen, ruhig wie Meeresspiegel, und dann wieder in wellenförmigen Sanddünen wie Meereswogen. Von mehreren Poststationen an der Straße, vom Nil bis zum Roten Meer schimmern die weißen Telegraphentürme durch die klare Luft. Im Vordergrund der Wüste und am Wege nach Suez erhebt sich der von Abbas Pascha neuangelegte Stadtteil. Neben der Wüste läuft scharf abgeschnitten das Grün der Nilniederung. Jenseits des aufblitzenden Stromes steigen die Pyramiden empor, und endlich schimmern in einem Meer von Licht und Glanz märchenhafte Türme Khahiras mit ihren hundert Moscheen, und alle die Kuppeln blitzen in den zurückgeworfenen Strahlen der Sonne, die weißen und schlank aufschießenden Minaretts sind wie Wassersäulen aus Springbrunnen anzusehen, durch die den schwellenden Gewölben Luft gemacht wird, damit die baukünstlerische Zauberei, die Trugbilder der Stimmung, nicht wie ein buntes Seifenblasenspiel zerplatzt. So groß ist die Berauschung der Sinne von dieser Wirklichkeit in Stein, daß sie auf Augenblicke wie Traum und Täuschung erscheint.

Dieser Anblick, zu dessen Beschreibung wir die Worte von Bogumil Goltz entlehnten, wird nur denen, die länger in Kairo gelebt haben und gewissermaßen dort heimisch geworden sind. Der Ankömmling zieht durch das Tor von Bulakh, oder, wenn ihn das geflügelte Dampfroß durch das blühende Delta des Nils hierher trägt, durch das „eiserne Tor“ in Kairo ein, und da fesselt ihn zuerst ein ganz andres Bild. Kairo reicht ihm aus der Ferne einen Blumenstrauß, aus Stein gebunden im arabischen Stil, zum Willkommensgruß, und gleicht selbst einem Blütennetz, gelegt über Kuppeln und Türme; in der Nähe bietet es zum zweitenmal ihm Gruß aus eignem Blumenmunde. Denn der erste Platz, zu dem der Eintretende gelangt, ist ein prächtiger Garten voll Duft und Pracht: Esbekie. Sie ist ein wunderherrlicher Lustgang der Söhne und Töchter der Begnadigten, lieblich bei Tage, lieblicher bei Nacht. Der Ankömmling durcheilt ihn gewöhnlich mit stürmischer Hast; er kann es

kaum erwarten, sich in die tausend vor ihm liegenden Märchen und Geheimnisse zu stürzen. Ich aber muß, wenn auch noch so kurze Zeit, in ihm verweilen, denn ich gedenke eines jener Vollmondsabende, deren Lichtschimmer mir nicht erblichen ist.

Man wandelt in Freundesgeleit durch die köstlichen Gänge, die zur Tageszeit Schatten gewähren, im Mondlicht aber ein heimliches Dunkel verbreiten. Von ferne her tönen sanfte Klänge. Ein Sänger Kairos widmet der Nacht seine Lieder. Der Mond treibt keckes Zauberspiel mit den Blumen und Bäumen und den alten erkerreichen Häusern; er buhlt mit den Gittern, hinter denen dunkle Augen in seinem Schimmer sich baden; er wirft blendende Reflexe auf die Häuser; er will mit seinem Silber nachmalen, was die Sonne des Tages vergoldete. Und dann ist er gerade noch hell genug, die Auf- und Niederwandelnden zu beleuchten. Kühlesuchende Europäer, Herren und Damen, gehen vorüber, aber auch Levantiner mit ihren dichtverhüllten Frauen. Wie blitzen deren Augen durch den Schleier, der nur diese unbedeckt läßt; wie ruhen diese dunkeln Sterne manchmal so sonderbar leuchtend und fragend auf dem Fremdling! Türken in reicher Tracht und ehrwürdige Araber wandeln auf und nieder; Laute der verschiedensten Sprachen mischen sich zwischen die sanften Töne des fernen Gesanges. In allen Blumen sind Geister rege geworden; auch in des Menschen Brust werden sie wach. Der sinnumstrickende Zauber hat wieder einmal volle Gewalt über den Fremden.

Kairo bedarf aber der Verführungskünste der Nacht dazu nicht; es zieht seinen Zauberkreis auch bei Tag um Herz und Sinn. Man muß sich nur hineinstürzen in das Gewühl seiner Straßen und Basare; man muß die tausend Gestalten an sich vorübergehen lassen; lauschend, sinnend, stehenbleibend alles zu erfassen suchen, was sich einem aufdrängt in ewig neuer Folge. Das Licht der Sonne, die Wärme der Luft, Mensch und Tier, Minarett und Kuppel, Moschee und Haus, Palmen, dazwischen hereinnickend, wunderbare Bogentore, in frischem Schatten stehende Brunnen, mit malerischen Gruppen von Durstigen umgeben, schön ausgeschnitzte Gitter. Alle diese Züge vereinigen sich zu dem Zauberbilde, das sich vor dem Nordländer entrollt; und alles ist anders als anderswo, alles ist ihm neu.

Das lebendigste Straßengewühl der gewaltigsten Städte Europas, der Marktlärm Londons, das Wogen in den Straßen von Paris, das Getreibe auf dem Markusplatz in Venedig oder in den Hauptstraßen Neapels, das Leben in Sevilla oder Granada, das alles ist Schaum und

leeres, totes Wesen gegen das Leben in Kairo. Drei Erdteile reichen sich hier die Hand, die Erzeugnisse von allen geben sich hier ein Stelldichein; Völkerschaften des Nordens und Südens, Ostens und Wesens begegnen sich hier. Der bärtige Türke und der zierliche Inder, der sonnengebräunte Beduine und der dunkle Neger aus dem tiefsten Innern des Landes, der verbrannte Bewohner des Atlas, der Tscherkesse, der glattgelockte Europäer in seiner häßlichen Kleidung und der ehrwürdig erscheinende Morgenländer: sie alle mischen und drängen ohne Ende sich durcheinander.

Ein ewig neuer, alles verschlingender Knäuel von bunten Gestalten füllt alle Straßen. Die freien Plätze sind mit düsteren Warenhallen und Moscheen umzäunt, deren Kuppeln wie die Kronen der Wunderstadt erscheinen, dann schlanke, drei-, vielfach gegürtete Türme. Manche Straßen sind überdeckt mit Matten, Tüchern und Brettern, durch die nur hier und da ein blendender Lichtstrahl herabfallen kann; doch selten erreicht er den Boden. Auch hier herrscht ein heimliches Halbdunkel. In den engen Straßen springen die Häuser mit jedem Stockwerk weiter vor und treten schon in der Mitte ihrer Höhe so nahe zusammen, daß man von dem Erker des einen nach dem des andern Hauses reichen kann. Unten sind solche Straßen auch nicht breiter, als daß sie einem beladenen Kamel den Durchgang gestatten.

Da hindurch wogt und treibt das Leben Kairos, das rege, warme, frische Leben dieser wunderbaren Stadt: Fußgänger, Reiter hoch zu Roß oder Esel, Araber, die auf den Rücken des beladenen Kamels geklebt zu sein scheinen, halbnackte Fellahs und in die malerische Tracht des Morgenlandes gehüllte Kaufleute, zerlumpte Soldaten, dicht verschleierte, in seidenen Taft versteckte Damen, alle Völkerschaften, die ich oben nannte, und noch unzählige andre, die allerverschiedenartigsten Bekenner zu den Religionen der Christen, Juden, Mohammedaner und Heiden. Leichte, mit zwei bis drei Pferden bespannte Kutschen brechen sich Bahn durch das Gedränge; ein hochzeitlicher Zug mit großartigem Gepränge, ein stolz auf feurigem Roß sitzender, mit Gold und Edelsteinen überreich verzierter Knabe, der unter die Zahl der Gläubigen aufgenommen werden soll, zieht langsam seinen Festweg dahin; reich gekleidete Reiter nehmen die Hälfte der Straße ein; es drängen und stoßen sich Lastträger, Zuckerbäcker, Blinde, Bettler, spitzbübisch aussehende Heuchler des Morgenlandes, ehrwürdige Geistliche und Koranverständige, Wasserträger, die ein mit langem blechernen Ausguß versehenes Gefäß auf den Schultern tragen, Hausierer, fliegende Kaffeeköche, Zuckerrohrverkäufer

und hunderterlei andre mehr. Alles wogt und lebt, fährt an den Augen vorüber wie Schattengestalten; das ewig Neue verdrängt das vor wenig Minuten Gewesene.

Ein Wirrsal von Tönen und Geräuschen erfüllt das Ohr. Zwanzig verschiedene Sprachen werden laut. „Wahre dich, Herr! wahre deinen Fuß, dein Haupt, deine Linke, deine Rechte! wahre deinen Esel, dein Pferd! wahre dich, Fremder, den ich treffen werde! hüte dich, Bruder, daß du mir ausweichst!“ so rufen die Lastträger, die Eseltreiber ohne Unterlaß, um den Fußgänger, den Reiter zu warnen vor den in tollem Jagen dahinstürmenden Tieren. Grüße und Verwünschungen, Gesang und Geschrei, Trommelschlag, nervenzerreißende Töne aus Blaswerkzeugen, schreiende Esel, wiehernde Pferde, knarrende und kreischende Karrenräder: das alles vereint bewirkt einen ungeheuern, die Ohren marternden, die eigne Stimme verschlingenden Lärm. Tausend Ohren und Augen brauchte man, um alles zu beachten! — „Herbei, herbei! Gelobt sei Gott und sein Prophet! Der Tag sei gesegnet. Kommt herbei und trinkt von dem köstlichsten Wasser der Erde!“ So ruft ein Wasserträger, dem ein Mildherziger seinen ganzen Vorrat abgekauft hat, um allen Durstigen unentgeltlich zu trinken zu geben. „Herbei! mein Schlauch ist gefüllt. Groß ist die Glut der Sonne, auf Erden größer aber die Barmherzigkeit des Erhabenen, der den Strom fließen läßt ohne Ende, die durstige und verschmachtende Seele zu tränken. Aus seiner Hand strömt die Fülle, aus seiner Hand quillt der Segen. Euch, ihr Gläubigen, gibt er seine Gnade; euch öffnet er das Herz eines Barmherzigen. So kommt herbei und preist den Gebenden, der euch seine Gabe durch einen edlen Geber gibt. Der Spendende spendet durch mich euch köstliche Spende. Herbei, herbei, ihr Moslems, preist Allah und seinen Gesandten! Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet...“ — „Zu mir, zu mir!“ so ruft ein andrer, „zu mir, ihr Söhne der Maheruset, ihr Söhne der Begnadigten, zu mir und lauscht meinen Worten! Wisset, ihr Gläubigen, daß in den ältesten Zeiten, die da lange schon vergangen und verschwunden sind, wie wir alle verschwinden nach dem Ratschluß des Allweisen, wisset, daß da lebte im fernen Indien ein Mann unter den Gläubigen seines Volkes, der reich und glücklich war durch die Gnade Gottes...“ Ein Märchenerzähler ist es, der so spricht. Eben beginnt er eines seiner farbenprächtigen, herrlichen Bilder aufzurollen, und der schlichte Mann webt da hinein köstliche Blüten mit der Rede seines Mundes; die grau bebarteten Lippen gewinnen anmutige

Schönheit, so groß ist die Zaubermacht seiner Rede. Verstummt ist der Lärm um ihn her. Eine ruhige Stille ist entstanden. Die Dichtung hat sich einen ihrer Tempel aufgebaut inmitten des Lärmens und Treibens. Namentlich Kaffeehäuser versammeln regelmäßig die lauschende Menge um den märchenkundigen Mann. Und wahrlich, aufmerksamere, begeistertere und andächtigere Zuhörer kann man in der Welt nirgends wieder finden. Dazwischen kreist dann der duftende Kaffee, und der würzige Geruch des köstlichsten Tabaks der Erde kräuselt in blauen Wolken zum reinen Himmel empor.

Doch weiter! In das Gewühl der Basare und Kaufhallen muß man sich wagen, um einen ganz eignen Abschnitt des Straßenlebens von Kairo kennenzulernen. Der Basar Kairos ist nach dem in Konstantinopel der größte und ausgedehnteste im ganzen türkischen Reiche. Er nimmt die Mitte der Stadt ein. Alle besonderen Handelsstoffe haben auch hier besondere Straßen. Der Reiz des Fremdartigen trägt wesentlich dazu bei, Geist und Sinn hier anzuziehen und zu fesseln; aber auch wirklich wird das Auge hier befriedigt, wie kaum wo anders. In der einen Straße verkauft man nur Waffen, in der andern bloß Kleidungsstücke; die Schuhmacher, die Seidenweber, die Pfeifenmacher und Tabaksverkäufer: sie alle legen ihre Erzeugnisse in besonderen Straßen aus. Hier findet man bloß wohlriechende Öle, Arzneimittel, Kräuter, dort hört man das Geräusch der verschiedenen Werkzeuge. In jener Straße hausen die Drechsler und drehen und arbeiten mit Hand und Fuß, fertigen gleich auf der Stelle das Verlangte, und der Kaufgast sitzt ruhig daneben, raucht seine Pfeife und trinkt das ihm von dem Handwerker gebotene Täßchen Kaffee. In jenem Gäßchen haben sich die Kupferschmiede angesiedelt; hier erschallt das Geräusch des Mörsers, in dem irgendein Kraut oder Mineral zu Pulver zerstoßen wird; dort klappern die Webstühle der Seidenhändler. Die ehrsame Zunft der Schneider, die auch hier etwas Absonderliches hat, arbeitet in jener Straße; die Schuhmacher, aus denen auch hierzulande die besten Volksdichter hervorgehen, in einer andern Abteilung des Marktes.

Ohne Ende eilt die Menge der Käufer durch das Straßennetz der Basare, je nach der Breite derselben zu Esel und zu Pferde, vom höchsten Pascha bis zum niedrigsten Fellah. Frauen mit ihrem sarazenischen Gefolge, vollkommen eingehüllt in dunkle Seide, drängen sich fast unbescheiden durch die Menge. Dazu kommen die Trödler und Wasserverkäufer, die spitzbübischen Pfaffen, die mit heuchlerischer Miene um-

herbetteln und dabei die Tücke im Auge nicht verbergen können, die wirklich Bedürftigen, die Greise, die Krüppel, jung und alt, vornehm und gering, reich und arm, hoch und niedrig, Mann und Weib: sie alle bilden einen dem Auge nicht entwirrbaren Knäuel, der sich fortwährend um die Schätze drängt, die aus allen Erdteilen hier zur Schau ausgelegt sind: Kleider, Schuhe, Teppiche, rote Filzmützen mit Quasten, Kaffeegeschirr, Uhren, Ringe, feine Leinwand, Weihrauch und Myrrhen, Rosenöl und andre wohlriechende Produkte des Pflanzenreichs, alle nur denkbaren einheimischen Gerätschaften und Erzeugnisse der Gewerbe, Sklaven und kostbare Pferde, Kamele, Maultiere und Esel, Gemüse und Tabak, Gefäße und Mattengeflechte aus Palmenblättern und hundert und tausend andre Dinge, mit oder ohne Namen — in unsrer Sprache wenigstens.

Bisweilen unterbrechen eigentümliche Aufzüge das Getriebe. Es ist schwer, aus dem unendlichen Durcheinander in Kairos Straßen bestimmte Bilder abzugrenzen und mit Muße zu betrachten; doch bietet keine andre Stadt so reiche Gelegenheit, das dem Orient eigne Leben des Volkes auf der Straße zu schauen. Jeder Tag hat sein Fest, jede Tagesstunde ihren feierlichen Aufzug, denn in einer Stadt von viermalhunderttausend Menschen wird tagtäglich gefreit, anderswo begraben, und dabei findet jedesmal ein öffentlicher Aufzug statt, der unzähligen andern Gelegenheiten nicht zu gedenken. Denn es ist ein schöner Zug des Arabers, daß, so abgeschlossen er in dem Innern seines Hauses auch lebt, er doch seinen Nachbar und seinen Stamm als Glieder einer Familie ansieht, mit denen er Freud und Leid teilen zu müssen glaubt und gern teilt.

Biegt man von ungefähr mit seinem, von Vornehmen und Armen benutzten Mietesel um eine Straßenecke, schallen gellende Töne aus klarinettenartigen Instrumenten und der dumpfe Schall von Trommeln und Pauken an unser Ohr. Ein unabsehbarer Menschenzug mit sonderbar beladenen und geputzten Kamelen kommt heran; alles sucht auszuweichen, vermehrt dadurch den Knäuel und den Gestaltenreichtum des Schauspiels, endlich ordnet sich die Masse einigermaßen, die Pfeifen gellen lauter, die Trommeln rasseln näher: man sieht einen Brautzug vor sich. Der Menge voran schreiten sechs bis zehn Männer, die mit langen, zolldicken Stöcken bewaffnet sind und Scheingefechte ausführen. Wird dabei zuweilen auch ein derber Schlag nicht abgewehrt und fällt schwer auf den Turban, so darf doch eine Kopfbeule die Lust nicht stören. Den Kämpfern folgen die Tonkünstler mit ihren Marterwerkzeugen und ihnen vier Männer, die den Baldachin tragen, unter dem die Braut wandelt.

Sie ist überreich geschmückt; denn alle Frauen ihrer Straße haben sich für einen Tag ihres Goldes und ihrer Edelsteine entkleidet, um sie in deren Glanze strahlen zu lassen. Er ist der einzige wahrnehmbare, denn die Braut selbst ist dermaßen verhüllt, und zwar mit brennend roten Gewändern, daß man nicht einmal auf die Umrisse ihrer Gestalt raten kann. Auch sie sieht nichts von ihrer Umgebung; zwei ehrbare Frauen müssen sie geleiten, damit sie nur gehen kann. Zu beiden Seiten des Baldachins gehen andre Frauen, die unablässig Salz auf die Braut ausstreuen, das „giftige Auge" zu entkräften, dessen Blick schlimmeres Feuer anzünden soll, als der eines glühenden Frauenauges im Herzen eines Mannes. Ebensooft, als jene Salz auswerfen, lassen sie auch ein Freudengeschrei vernehmen, wie es eben nur arabische Zungen fertigbringen: ein so gellendes, durchdringendes Mißbrauchen der menschlichen Stimme, daß es dem Fremden eiskalt über den Rücken rieselt.

Der Braut folgen geputzte Kamele, die ihre störrigen, die ewig mißmutige Stimmung ihrer Seelen kündenden Gesichter in Feiertagsfalten gelegt zu haben scheinen, weil sie so köstlich beladen sind. Ihr Packsattel ist nämlich mit Sänften behängt, über denen sich eine natürliche Laube wölbt, und aus denen dunkle Augenpaare blitzen; die Gespielinnen der Braut sind die Glücklichen, die in dieser Weise befördert werden. Nun erst kommen die Hochzeitsgäste, denen sich wiederum Hunderte von Menschen anschließen.

Der ganze Tag ist in höchst freudiger Aufregung, ernsthafte Männer tanzen und springen oder reißen Possen; nur die Kamele gehen in stiller Billigung und ohne Schmerzensseufzer oder Freudengeschrei ihren Stelzenschritt weiter. Der neugierige Fremde schließt sich vielleicht der Menge an und gelangt mit ihr in die Straße des Festes.

Nicht umsonst spricht der Araber von einer „Straße" im Gegensatz zu einem festlichen Hause, weil in der Tat die ganze Straße an dem Familienereignis eines ihrer Bewohner teilnimmt. Man hat in ihr entweder eine Reihe von Zelten aufgeschlagen oder sie ganz mit Zelttüchern überspannt. Buntfarbige Papierlaternen und vielarmige Leuchter schmücken und erhellen zur Nachtzeit den zum Festsaal umgeschaffenen Raum. Bänke aus Palmenholz oder diwanartige Polstersitze stehen in zwei Reihen längs den Häusern und laden zur Ruhe ein, die eigens angestellte Leute durch Pfeife und Kaffee, Gesang und Tanz, Zither und Harfenspiel, Erzählungen und Gedichtvorträge noch besonders zu würzen bestrebt sind. Der Kaffee wird auf kleinen, inmitten der Straße aufgemauerten Her-

den bereitet, ebenda auch Scherbett ausgeschenkt und jeder Vorübergehende eingeladen teilzunehmen.

Nicht minder fesselnd als solche Festlichkeit ist ein andrer Zug, dem man in Kairo oft begegnet: der eines Begräbnisses. Man wird ebenfalls aufmerksam auf ein schon von ferne wahrnehmbares Drängen, aber die ganze Haltung der Menge deutet sogleich auf den Ernst der Feierlichkeit; man will den Herannahenden eben nur Platz machen. Langsam und würdevoll ziehen diese dahin. Mehrere Blinde eröffnen den Zug; sie werden von Knaben geführt und deuten sinnbildlich an, daß jeder Mensch diesen Weg einmal „blind“ gehen müsse. Sie singen in ernster Weise immer nur die das Glaubensbekenntnis enthaltenden Worte: „La il laha il Allah, Mohammed rassuhl Allah!“ (Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet!) Und die hinterdrein wogende Menge stimmt ihnen bei. Vier Männer tragen die Bahre, auf der die in das „Lailach“ gehüllte Leiche liegt.

Auch des Ärmsten Leichnam wird nicht ohne jenes Grabtuch der Erde übergeben, denn das Gebot der Barmherzigkeit öffnet die Hand der Wohlhabenden, um einem Toten seinen letzten Schmuck zu verschaffen. Ich selbst, der Christ, bin oft von armen Hinterlassenen eines Entschlafenen angeredet worden: „Öffne Allah, der Erhabene, dein Herz zur Milde für einen Toten, o Herr, es fehlt ihm das Lailach!“ Die Bahre, die bis zum Grabe als Sarg dienen muß, ist mit einem rot- oder grünseidenen Tuch, in das Koransprüche eingewoben sind, überdeckt und mit einem männlichen oder weiblichen Kopfputze verziert, um das Geschlecht des Toten zu bezeichnen; ihr zu beiden Seiten gehen Fahnenträger. Dann folgen die Grableute, zuerst die Männer, dann die Frauen, welche letztere die Totenklage erschallen lassen. Man bringt die Leiche zunächst in die Moschee, in der, nach altägyptischer Sitte, ein Totengericht gehalten wird; dann zieht man zum Friedhof hinaus.

Durch viele Straßen und Gassen, immer ödere und verfallenere, geht der Zug. Endlich erreicht man das letzte Tor und tritt aus diesem in die Wüste. Hier, im Süden Kairos, breitet sich der Friedhof aus, eine Stadt der Toten. In langen, straßenartigen Reihen bedecken die Grabkuppeln der Wohlhabenderen einen Raum von mehr als einer Viertelmeile ins Geviert. Kuppel reiht sich an Kuppel, Gewölbe an Gewölbe. Prunkende Inschriften bedecken große Marmorplatten von oben bis unten; an den Grabmälern selbst sieht man keine Schrift, kein Zeichen, und wiederum andre Bauten sind längst verfallen und verödet.

Es wird dem, der zwischen den Tausenden von Gräbern und Kuppeln wandelt, fremdartig zumute. Der Geist des Friedens überkommt ihn; ist doch die Wüste selbst nur ein einziger, großer, erhabener Friedhof. Alles ist so still und leblos; nur die kleine Wüstenlerche läßt ihren traurig tönenden Ruf vernehmen, einen Grabgesang nach ihrer Weise. Man wird ernster noch, wenn man die Klage hört, und möchte selbst mitklagen um die Toten, die so ruhig hier schlummern. Doch an denen sind die beiden Engel des Herrn, Munkhir, der Klopfende, und Nekhir, der Prüfende, längst vorübergegangen. Der Klopfende hat den Toten geweckt und der Prüfende ihm seine Fragen vorgelegt: „Wer ist dein Herr, o du Gewesener?" — „Gott ist mein Herr, der Erbarmende." — „Welches ist dein Glaube?" — „Der Islam ist mein Glaube." — „Welches ist dein Buch?" — „Der Koran ist es." — „Und dein Weg?" — „Die Kabbala." — „Und welches ist dein Glaubensbekenntnis?" — „Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist der Prophet Gottes." Und dann hat der Prüfende zu ihm gesprochen: „So schlafe im Frieden Gottes, du Knecht des Herrn!" —

So schlafet denn; schlafe im Frieden auch du, den sie eben zur letzten Stätte geleiteten; möge nie eine frevelnde Hand den Frieden euch stören! Mit solchen Gedanken kehren wir zurück in das blühende Leben, das uns duftet, und lassen die Toten.

Kairo ist immer märchenhaft und wunderbar, am allerwunderbarsten aber doch zur Nachtzeit im Fastenmonat Ramadan, dem neunten des islamitischen Mondjahres. Dann zieht die ganze Stadt ein Festkleid der eigentümlichsten Art an; der Gläubige macht die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht. Die Stille und Ruhe, die sonst während der Dunkelheit herrscht in den Straßen, die Stille, die bloß unterbrochen wird durch den gegenseitigen Zuruf der Wächter und das Geheul und Gebell der Gassenhunde, ist gänzlich geflohen, denn in der Nacht erst beginnt das Leben.

Mohammed selbst, der Prophet und Gesandte Gottes, — Heil über ihn! — ordnete den Monat der Fasten an, und noch heutigestags wird dieser Monat ebenso streng gefeiert als vor Jahrhunderten. Wenn sich des Neumondes Sichel zeigt, donnern die Kanonen der Zitadelle ihren hallenden Gruß, und in allen Gassen und Straßen knattern Gewehre wider. Feuersprühende Raketen entsteigen den öffentlichen Plätzen, um die Türme legen sich Kränze von blendendem Licht. Auf seines Propheten Befehl enthält sich der Gläubige des Essens, Trinkens, Rauchens; der Fromme tut noch mehr, er übt ein Werk der „Sunna", d. h. er kasteit

seinen Leib, ohne daß es ihm geboten wird. Man muß bedenken, daß der Monat Ramadan ebensogut in die heißesten Monate des Jahres fallen kann wie in die kältesten, da das mohammedanische Jahr ein Mondjahr ist, kein Sonnenjahr. Im Sommer aber ist es eine wahre Marter, den ganzen langen Tag zu fasten und keinen Tropfen Wasser über die Lippen zu bringen. Es ist deshalb kein Wunder, daß bei Tage sich jeder, der es vermag, still in seinem Hause aufhält und dasselbe erst verläßt, wenn sich der Abend naht. Wer an einem Nachmittage des Ramadan durch die Straßen Kairos reitet, findet sie tot und menschenleer. Nur hier und da zeigen sich Vorbereitungen zum Leben: ein Wasserträger schleppt seine Schläuche herbei, Zuckerbäcker und Kaffeesieder ordnen ihre Geräte.

Ehe noch der Muezzin oder Gebetsausrufer der im Westen sinkenden Sonne seinen Scheidegruß zusingt, ehe er noch mit volltöniger Stimme die Gläubigen zum Gebet des Mohreb auffordert, ermuntern und erheitern sich die durstigen Gemüter. Die Kaffeehäuser werden geöffnet. Auf dem Herde des Kaffeebereiters flammt ein helles Feuer und bringt das in großen Kannen bereitgehaltene Wasser zum Sieden. Mühsam schleppen sich einige Gestalten wankenden Schritts zum Kaffeehause, ermattet sinken sie auf die Palmenholzsessel vor der Tür desselben. Sie haben Tabak und Tschibuk mitgebracht. Einige bestellen sich beim Kahwedji Nargilehs (Wasserpfeifen). Gefüllte Wasserkühlgefäße stehen neben ihren Stühlen: aller Augen richten sich nach dem schlanken Minarett; einige sehen nach ihren Taschenuhren: „Lissa?“ (noch nicht?) fragen die übrigen. „Lissa!“ Noch nicht; es fehlen noch drei Minuten. Da plötzlich ertönt der längst sehnsüchtig erwartete Ruf vom Turme: „La il laha il Allah, Mohammed rassuhl Allah!“ Ein Kanonenschuß donnert über die Stadt dahin; der Tag ist zu Ende.

Man hört nur: „Allah!“ Das einzige Wort sagt alles. Es ist der Preis des Höchsten, es ist der Dank, daß er seine Sonne zur Ruhe gehen ließ: es ist die Freude, daß das schwere Werk des Fastens für heute überstanden; es ist der erste Anfang alles zu hoffenden Genusses für die kommende Nacht. Jetzt herrscht eine Totenstille vor dem Kaffeehause. Alle sind beschäftigt, den Augenblick zu genießen. Einige dürsten mehr nach den Pfeifen als nach dem Wasser, und blasen dicke Wolken vom Rauche des gepriesenen Krautes von sich: andre trinken gierig aus dem Wassergefäß. Alle erwarten mit Sehnsucht den Kaffee. Dieser ist unter der Leitung des Wirtes bereits fertig geworden und wird in kleinen

Schalen umhergereicht. Dann geht alles nach Hause, um zu essen und dann zu beten.

Mittlerweile ist die Nacht völlig hereingebrochen. Unzählige Lämpchen flammen an den Galerien der schlanken Minaretts. Der Basar und alle Kaffeehäuser werden erleuchtet; der Kaufmann setzt sich in seine Bude, der Handwerker fängt an zu arbeiten, der Regierungsbeamte öffnet den Diwan. Alle Schreiber der Regierung sind in voller Tätigkeit. Der Geschäftstag ist angebrochen, während der Kalendertag zu Ende ging.

Und nun beginnt das eigentümliche Leben der Nacht. Die Basare vereinigen das verständige Alter und die tobende Jugend; in den Kaffeehäusern sitzen Märchenerzähler, tanzen Rhauasiaht, treiben Gaukler oder Marionettenspieler ihr Wesen. Zuckerbäcker drängen sich, laut ihre Ware preisend, mit ihren wandelbaren Verkaufstischen durch die Menge; Garköche rühmen die Erzeugnisse ihrer Kunst; Scherbettverkäufer klingeln mit metallenen Schalen. Keine Polizeiwache stört das fröhliche Treiben des Volks, bis tief in die Nacht hinein durchwogt ein nicht endender Menschenschwarm die Straßen. Gegen Morgen wird es stiller. Einer nach dem andern geht und sucht seine Wohnung auf. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang hört man wieder einen Kanonenschuß. Er fordert die Gläubigen auf, sich noch vor anbrechendem Morgen mit Speise und Trank zu erquicken, damit sie das schwere Glaubenswerk ohne Murren zu beendigen imstande sind. Mit dem Grauen des Morgens ertönt vom Minarett die Mahnung zum Frühgebet. Der Gläubige spricht den „Fedjer", dann geht er zur Ruhe und schläft bis tief in den Tag hinein.

Am letzten Tage des Ramadan sammeln sich die Gewerke um die Zeit des Nachmittaggebets zu einem Festzuge durch die Straßen. Mehrere Fahnen Soldaten ziehen ihm mit klingendem Spiele voran. Im Westen schimmert der blasse Neumond. Die Sonne neigt sich zum Untergange, es ertönt die Stimme des Muezzin. Eine rote Fahne steigt an dem Minarett empor, und donnernde Geschützsalven beschließen den Monat der Fasten: das schwere Glaubenswerk ist beendet.

Um das Leben in Kairo genügend kennenzulernen, ist es notwendig, inmitten eines der arabischen Viertel seine Wohnung zu nehmen. Die altarabischen Häuser in jenen Vierteln sind gar reizvoll für den, der die Schönheit nicht in dem glatten, neuzeitlichen Stile sucht. Von außen freilich verspricht ein altsarazenisches Haus nicht viel. Es steht in einer dunkeln, krummen und engen Straße der Stadt und nähert sich nach oben dem ihm gegenüberstehenden so sehr, daß die Sonnenstrahlen nicht

den Weg nach unten finden können. Von der Straße aus tritt man durch die auf Anklopfen sich öffnende Tür ins Innere des Hauses, klatscht in die Hände und ruft laut: „Tastuhr!“ (nehmet euch in acht!), um die etwa schleierlos umherschleichenden Frauen zu verscheuchen.

Die breiten, hohen Fenster sind durch enge Holzgitter verschlossen, hinter denen wohl die Augen der Schönen die Straße beobachten können, von außen aber nicht der Schatten einer Gestalt wahrzunehmen ist. Von der Hausflur aus führt eine Stiege nach oben, zunächst nach dem Diwan oder Empfangszimmer des Hausherrn, das ein geräumiges, halbdunkles, hohes Zimmer ist. Durch die vergitterten Fenster fällt ein gebrochenes, für jenen Himmelsstrich höchst angenehmes Licht. Im Gitterwerk entdeckt und liest man Schriftzüge, fromme Segenssprüche oder Bittwünsche an den Höchsten. Kleinere Fenster, aus buntfarbigem Glase zusammengesetzt, lassen die Beleuchtung noch eigentümlicher erscheinen, die auf den mit Gips bekleideten und mit Arabesken geschmückten Wänden zurückstrahlt. Der Fußboden ist mit poliertem Kalk oder mit Marmor gepflastert, Strohmatten und persische Teppiche decken ihn. Den der Tür gegenüberstehenden Raum nimmt der Diwan ein, der von einer Ecke des Zimmers zur andern läuft. Hier, auf den schwellenden Polstern, ruht der Hausherr während des größten Teils des Tages, hier ordnet er seine Geschäfte, hier empfängt er seinen Zuspruch. Die unzugänglicheren Teile des Hauses liegen verborgen: in ihnen walten und weben, herrschen und gebieten die Frauen.

In dem Harem, zu deutsch das Unantastbare, des Hauses dringen zu wollen, ist ein Sakrilegium, dessen kein Fremder ungestraft sich schuldig machen würde. Ich kann deshalb auch nur von seltenen, verstohlenen Blicken berichten, die man zuweilen von dem platten Dache aus auf die Dächer der Nachbarhäuser tun darf, und dann gar oft Gestalten wandeln sehen kann, die eher Mohammeds Paradies als der liebenden Muttererde anzugehören scheinen. Ich versichere, daß manche dieser Frauengestalten mir Gesichtszüge gezeigt haben, wie wir sie uns kaum träumen lassen. Und so hingerissen und übermannt ward ich manchmal von dem morgenländischen Zauber solcher Frauenschönheit, daß ich im stillen mit Freiligrath ausgerufen habe:

„Liebt mich einmal ein Weib,
O Gott, so gleich' es diesem Bilde!“

Bei Allah und seinem Propheten! Kairo hat Frauenblumen, wie sie in wenig andern Städten blühen. In Kairo begreift man, warum der

Märchenerzähler, wenn er Frauen schildert, dazu die glühendsten, farbenprächtigsten Bilder der Natur ablauscht; denn seine Herrin ist das Wunder ihrer Zeit, die Tochter der Schönheit, die Herrin der Milde, die Königin, die mit den Sonnen ihrer Augen herrscht und mit den Rosen ihres Mundes gebietet.

Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Der Tag ihr Antlitz und ihr Haar die Nacht.

„Ich preise den, der solche duftige Blüten schuf zur Freude, zur Wonne für den glücklichen Sterblichen, dem es vergönnt ist, sie zu pflücken. Kennst du die Giraffe, die mildäugige? Sie neidet meine Herrin um die Schönheit ihres Auges. Hast du die Gazelle gesehen, wie sie dahinschnellt durch die Wüste auf leichtem, behendem Fuße? Im Vergleich mit ihr ist sie plump und unbeholfen. Hast du die Perlen gewürdigt, die der Taucher hervorholt aus dem tiefuntersten Grunde des Meeres? Neben ihren Zähnen sind sie schwarz von Farbe und häßlich. Kennst du die Nacht, die dunkle, die der unglücklich Liebende durchwacht, glaubend, daß sie ohne Ende sei? Ihr Haar ist dunkler und länger als solche Nacht. Nenne mir den, der ihren Fuß sah, sage mir den, der ihr die Hand reichte: mit deinen beiden Händen mußt du die ihrige fassen, denn in der einen würde sie verschwinden. O daß ich noch reden dürfte von ihrem Leib, dessen Weiße das Elfenbein beschämt, von den dunkeln Augen, die das Herz verbrennen und die Seele durchglühen, daß man es nimmer vergessen mag, von dem blendenden, durchsichtigen Hals, von der gewölbten, blühenden Brust! Doch wo findet der schwache Adamssohn Worte, die Herrlichkeit Gottes, des Allbarmherzigen, zu preisen, wo finde ich sie, um jenes Wunder der Welt euch, ihr Männer, ihr Söhne der Araber, zu schildern.“ Solche und ähnliche Worte kann man oft vernehmen, zum Preise der Töchter Kairos noch hundert andre, viel glühendere, viel duftigere und sinnigere, die unsre Sprache nicht wiederzugeben vermag.

Doch das Interesse am Gewühl der Straßen zieht uns herab von der kühlen, luftigen Terrasse nach einem der größeren Plätze, um dort so schnell als möglich ein Reittier zu erwerben, ohne dessen Hilfe es fast unmöglich ist, durch Kairo sich zu bewegen.

Da stehen sie, die vortrefflichen Tiere, die allen Spott zuschanden machen, den wir auf die Esel zu häufen gewohnt sind, ebenso reich an Vorzügen, als ihre nordischen Verwandten an Untugenden. Ausdauernd, fleißig, äußerst genügsam, brav, stark und rasch, ist der Esel unstreitig das brauchbarste Tier in ganz Ägypten. Ohne zu ermüden,

läuft er stundenlang, auch bei der größten Hitze, mit einem Menschen auf dem Rücken, gegen den er fast zu verschwinden scheint, in einem kurzen, so angenehmen Galopp, daß man wohl schwerlich ein bequemeres Reittier finden kann.

Der Araber liebt sein Grauroß aber auch ungemein, er verschneidet sein Haar äußerst sorgsam und kurz am ganzen Körper, so daß das Tier durchaus nicht so struppig erscheint, wie wir es zu sehen gewohnt sind. Nur an den Schenkeln läßt man das Haar länger stehen, schneidet dort aber besondere Schnörkel und Figuren ein. Der Sattel dieser Mietesel ist von ganz eigentümlicher Gestalt, mit zwei Steigbügeln, an deren inneren Seiten sich zugleich die Sporen befinden, und einem einfachen Zaum, vom Treiber nach Kräften aufgeputzt. Diese Treiber selbst gehören unbedingt zu den anziehendsten Menschen der Hauptstadt. „Es ist eine wahre Lust und ein wahrer Jammer, mit diesen Eseljungen umzugehen. Man kann nicht einig mit sich werden, soll man sie für gutmütig oder bösartig, für hartnäckig oder dienstwillig, träg oder lebhaft, verschmitzt oder unverschämt halten; sie sind ein Quirl von allen möglichen Eigenschaften."

Man findet sie auf jedem größeren, belebten Platz der Stadt, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Die Ankunft eines Dampfschiffes in Alexandria oder in Bulakh ist für sie ein großes Ereignis. Der Fremde und in ihren Augen Unwissende wird von ihnen auf den ersten Blick erkannt. In drei und vier verschiedenen Sprachen, welche die Buben in der sonderbarsten Weise verstümmeln, wird er angeredet, und wehe ihm, wenn er englische Laute hören läßt! Sofort entsteht um ihn, den Geldmann, eine Prügelei, bis der Reisende den Aufruhr beendigt, indem er den ersten besten Esel besteigt und auf ihm wegreitet. Da hallt ihm dann noch eine Flut von Spott und Schimpf nach, und jeder, dessen Eselein nicht gemietet worden war, bedauert im Herzen die Dummheit und Ungeschicktheit des Reiters, der sich offenbar das schlechteste Reittier erwählte.

Hat man längere Zeit in Ägypten gelebt und ist der arabischen Sprache kundig, lernt man diese Buben erst recht kennen. Ihre Redensarten, ihre Ansichten, vor allem aber die den Tieren gespendeten Lobeserhebungen sind äußerst ergötzlich. „Siehe, Herr, diesen Dampfer von einem Esel, die andern dort werden unter dir zusammenbrechen, denn du bist ein starker Mann! dem meinigen aber ist es ein Spaß, mit dir dahinzujagen wie eine Gazelle, wie der Falke mit seiner Beute, wie der Löwe mit dem Ochsen im Maul. Das ist ein europäischer Esel, ich lasse nur Franken

darauf reiten; Rocheriner, lauf und schimpfe mich nicht Lügner! Kannst du glauben, daß es ein vortrefflicheres Tier geben könnte als Masaut (den Glücklichen), meinen Esel? Und ich bin Ali, der Sohn Ibrahims; was sind die andern gegen mich? Söhne von Narren, Enkel und Urenkel von Törichten. Allah hat das Herz meines Vaters groß gemacht und meiner Mutter Gnade gegeben, und ich bin der Sohn von beiden. Hier ist mein Esel, komm, besteige ihn!"

Unter dem Zusammenausreiten versteht der Treiber, daß man reitet und er zu Fuß hinterdrein trabt. Dabei stachelt er noch unaufgefordert sein Grautier an, bis dieses sich in Galopp setzt und nun, zwar keuchend und pustend, aber doch mit ungeminderter Eile dahinjagt. Wunderbar ist die Ausdauer des vortrefflichen Tieres, wunderbarer noch die Ausdauer des Knaben hinterdrein. Ohne Unterlaß treibt er seinen Freund mit unnachahmlichem Zungenschnalzen oder mit Schlägen, Stößen oder Stichen seines an dem einen Ende zugespitzten Stockes an und folgt ihm, ohne sich zu erholen; er trägt ihm noch den mit Puffbohnen gefüllten Futtersack nach, den er in jeder Mußestunde ihm anhängt.

Kleine Knaben von sechs Jahren laufen schon den ganzen lieben langen Tag ihrem fast immer trabenden oder galoppierenden Esel nach, werden dabei von dem Reiter noch oft mit Waren, Lebensmitteln und andern Gegenständen bepackt, schreien sich fast die Lunge aus dem Leibe und sind doch immer guten Muts, froh und frisch dabei. Ohne Ausnahme sind diese Burschen klug und verschmitzt und zu allem zu gebrauchen. Sie sind Diener und Vertraute von jedermann, verschwiegene Liebesboten, Neuigkeitskrämer, Kuppler; sie tun alles, was ihnen zugemutet wird, und selbst noch mehr. Sie kennen die Wohnungen und das Wesen aller hervorragenden Persönlichkeiten, wissen sich den Launen der oft gar Sonderbares verlangenden Reisenden zu fügen, verstehen es trefflich, eine Dame mit der nötigen Sorgfalt und Behendigkeit zu bedienen und in ihren Reden Blüten einzuweben, wie sie aus dem Munde des Märchenerzählers knospen. Sie sind der Schmeichelei und bestrickenden Höflichkeitsformen kundig; sie tun es jedem recht. Dem ernsten Mohammedaner sind sie ein gesetzter, stiller, ruhiger, dem Franken ein kurzweiliger, toller, streichelustiger Begleiter, der Dame ein Sklave der Frauenschönheit, ein Diener der weiblichen Anmut. Dabei besitzen sie einen Ortssinn, ein Gedächtnis, eine Geistesgegenwart, sich aus den verwickeltsten Lagen und Bedrängnissen freizumachen, daß man nur seine Freude an ihnen haben kann.

Einer dieser Burschen soll uns hierauf zur Zitadelle geleiten, die, auf einem Ausläufer des Gebirges thronend, die unbezwungene und siegreiche Hauptstadt bezwingt und beherrscht. Mitten durch das Strömen der Menge, durch das Geräusch, durch den Wohlduft, durch allen Zauber Kairos hindurch führt der Weg. Durch heimliche, kühle Straßen geht es und über sonnige, von altehrwürdigen Gebäuden umstandene Plätze hinweg, an Moscheen vorüber, welche die ganze Pracht des arabischen Künstlergedankens in tausendfacher Weise verkörpern, und dann endlich empor, aufwärts zu der Festung.

Innerhalb ihrer Mauern durchirrt der Fremdling mit beängstigtem Herzen und zögerndem Fuß Ruinen und Neubauten, Schutthaufen und Prachtpaläste; hier sieht er Felsenbrunnen, die bis zum Nilspiegel herabreichen, und Minaretts, die sich in den Wolken zu verlieren scheinen und wie ungeheuere Leuchter um das Heiligtum der Kuppel gestellt sind; hier glaubt er den Klagelaut umgebrachter Frauen und das Wutröcheln meuchlings gemordeter Memeluckenhäuptlinge zu vernehmen; hier meint er selbst, in den Tönen des Sot geisterhafte Klänge zu hören.

Aber diese Mauern sollen nicht unsre Seele gefangen nehmen — in die Ferne soll sie schweifen. Treten wir auf einen der Strebepfeiler über die Festungsmauer hinaus und schauen wir auf das sich unten ausbreitende Gemälde, bis die Seele trunken geworden ist und Gedichte uns im Herzen keimen, zu denen wir leider nicht die Reime finden können.

Gerade unter uns, vor uns und neben uns breitet sich die Stadt aus mit ihren 400 Moscheen und wohl 600 schlanken, zwei- oder mehrfach gegürteten Türmen, eine wirre, gestaltenreiche Häusermasse, lebendig, tausendfarbig im Lichte der Nachmittagssonne schimmernd, von ihren Vorstädten umlagert wie eine gütige Mutter von lieblichen Kindern. Ein grüner Saum von Palmenkronen schließt sie ein, hier und da taucht auch ein frischer Palmenhain aus dem wirren Häusermeer selbst auf. Darauf folgt ein weites, in der Fülle des wasserreichen Südens schwelgendes Land, vom Grün aller nur denkbaren Schattierungen zu einem Wunderteppich zusammengewebt, von dem sich nur Häuser und Mauern, wüste Plätze und silberne Wasseradern wie eingestickte Bilder abtrennen.

„Vom Süden führt die Wasserleitung des Nils Fluten in das Land, und majestätisch treibt der geheimnisvolle, zur Gottheit erhobene Strom seine Wogen der Insel Roda entgegen, die wie ein grünes Bollwerk oder wie eine schimmernde Opfergabe von Blumen und Früchten der alten Khahira entgegenduftet. Dem paradiesischen Eilande schließen sich

die Pflanzungen Ibrahim Paschas in Fostat an. Aber in dem ungeheuren Prachtbilde erscheinen diese grünen Massen nur wie ein Smaragd auf dem flüssigen Silber des segenspendenden Stromes, der, gleichsam einem unbekannten Nichts entquellend, wiederum in Nichts zurückzuwandeln scheint. Doch an seinen vorübereilenden, sich ewig bildenden und ewig verschwindenden Wogen stehen als Gegensatz im fortwährenden Strome der Zeiten, die ans Meer der Ewigkeit münden, die im vollen Sonnenlichte marmorweiß schimmernden Pyramidenmassen, fest wie die Felsen, auf denen sie fußen." Und hinter ihnen dehnt sich nun wieder ohne Ende die Wüste, vor deren verderbendem Flugsande sie das in aller Farbenpracht glühende Mittelbild schützen sollen und schützen.

Da steht man fest im Anschauen und vergißt des Ortes und der Zeit. Stunde auf Stunde entrollt, die Sonne neigt sich zum Schlafengehen. Goldener werden ihre Strahlen, purpurner färbt sich ihr Duft. Neuer Glanz, neue Farben treten zu den alten, die Stadt kleidet sich in ein wunderbares Festgewand, die Palmen trennen sich schärfer von dem goldenen Grunde. Wie Abendrot leuchtet der Strom, ein Abglanz des Paradieses legt sich auf Fruchtfeld und Wüste. Funkelnde Lichter werden wach, tiefdunkle Schatten treten um so schärfer hervor. Allgemach senkt sich der Abend auf die Tiefe. Häuser und Kuppeln und Türme verschleiern sich langsam und leise. Schon berührt der untere Rand der Sonnenscheibe den Wüstensand. Nur die Zinnen des Gebirges und die höchsten Spitzen der Minaretts funkeln und glänzen noch im vollen Sonnenlichte: die vergoldeten Halbmonde schimmern über den Türmen wie ihr Urbild am Himmel. Tiefer senkt sich die Sonne, mehr und mehr verschwimmt von der Ferne.

Jetzt ist sie versunken, und im selben Augenblick ertönt von oben herab der Gesang des Muezzins. Wie eine Stimme aus der Höhe erklingen die Worte, die zum Gebet mahnen — auch im Herzen des Hörers klingen sie wieder. Mag er beten in welcher Sprache und in welcher Weise er will, mögen ihm Worte zu Gebeten werden, oder mag ihm das Erschaute wie ein großes goldenes Buch erscheinen, in dem er Gebete liest, ohne es zu wissen: die Stimmung seiner Seele ist die, welche ein Gebet hervorruft. Und wenn dann der Gesang des Mahners schon lange verklungen, wenn das Licht der Dämmerung, der Glanz dem Nebel wich, wenn der Strom seine Dünste entsendet wie Rauch, wenn die Palmen mit dem Hauche der Nacht zu flüstern beginnen und die Menschenkinder da unten stiller werden und ihren Häusern zu-

wandeln: da klingt und wogt es noch immer im Herzen wie Musik, und Klang und Farbe verschmelzen ineinander, daß man sich nimmer zu trennen weiß. Aber wie in den bewahrenden Porphyr der ägyptischen Tempel der Meißel Bilder eingrub, unvergänglich für alle Zeiten, so hat sich die zaubervolle Wunderstadt fest eingeprägt in der Seele, und noch nach Jahren erklingt ihr der Name wie eine tonreiche Weise, erscheint ihr das wunderbare Bild klar und fest, wie die Pyramiden, die Sinnbilder des Gedankens: „Auch schon hiernieden kann und darf es Unwandelbares geben!"

2. Chartum.

Die Geschichte des Sudans beginnt erst in unsern Zeiten; alles Vorhergeschehene ist durch das Blut von Tausenden der Habgier und Rache Geopferter ausgewischt worden. Nur die Überlieferung zieht sich noch wie ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch und gibt Kunde von den glücklicheren Tagen unter der Herrschaft der eingebornen Könige aus dem Stamme der Fungi; sie berichtet von jenen Zeiten, wo auf der Insel Argo in Nubien noch tausend Schöpfräder kreisten, wo dort noch ein eigner König Gericht hielt, wo das Volk der Scheikie und das der Berber und Halfai, wo die Eingebornen von Senaar, Rosseeres und Fasogli noch ihre Häuptlinge wählten und sie mit der königlichen Würde bekleideten, wo Kordofan noch unter dem milden Zepter Dar-el-Furs stand. Sie erzählt von schwarzen Frauen, die einst schwere goldene Ringe in Nasen und Ohren, an Händen und Füßen trugen; sie gibt Kunde von einer Vergangenheit, in der auch der dunkle Mensch in seiner Heimat sich des Lebens freuen durfte.

Dies ist anders geworden. Ostsudan wird jetzt von der Türkei beherrscht und ist, wie man frech genug zu sagen wagt, der „Zivilisation" zugänglich geworden. Die Erinnerung an die Tage des Glücks dunkelt nur noch im Gedächtnis weniger; seit dem Jahre 1820 aber lebt die Geschichte in aller Munde.

Auf jene Jahre müssen wir einen Blick werfen, ehe wir uns mit den schwarzen Bewohnern des Sudans und ihrer Hauptstadt bekanntmachen. Mohammed Alis Herrschaft in Ägypten schien mit der Niedermetzelung der Mameluken erst neu gegründet, aber auch gesichert zu sein. Voll-

kommene Ruhe gab es jedoch nicht im Lande. Es erhob sich vielmehr ein Kampf des Mutes, der Rache und Verzweiflung gegen unverhältnismäßige Übermacht, schändlichen Verrat und gemeine Treulosigkeit. Die Häuptlinge der Mameluken waren gefallen, meuchlings gemordet, unbesiegt; aber noch lebte ihre tapfere Kriegerschar. Aus ihrer Mitte wählte sich diese neue Führer, und zu schwach, den siegreichen Heeren des Emporkömmlings zu widerstehen, zogen sich die Krieger nach Nubien zurück in der Absicht, dort ein neues, von ihnen beherrschtes Reich zu gründen. Mohammed Alis Truppen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Ibrihm, Sais und andre Festungen der Mameluken wurden belagert und erobert, obgleich die Belagerten den Siegern nur ihre Leichen überließen. Weiter und weiter zogen die Verfolgten sich zurück nach dem Innern Afrikas, und das siegreiche Vordringen der Türken und Ägypter führte diese zur Eroberung von Ländern, nach deren Besitz der ägyptische Bonaparte früher nie gestrebt hatte. Aber dieses Vordringen wurde auch die Quelle namenlosen Elends für mehrere Völkerschaften, die sich bis dahin ihrer Freiheit und des damit verbundenen Glücks zu erfreuen gehabt hatten.

Bis zum letzten Augenblick hatten die Mameluken für ihre Unabhängigkeit gekämpft und die Nubier, in deren Land sie geflüchtet waren, mit in diese Kämpfe verwickelt, ohne daß dieselben wußten, wie sie zum Kriege kamen. Sie mußten sich mit den Fremdlingen verbünden; denn deren Feind drohte auch ihnen. Aber der neue Bund brachte ihnen keinen Segen. Weiter und weiter drangen die ägyptischen Truppen vor. Von den schwächlichen Berâbra konnten sie nicht aufgehalten werden: der Adel Nubiens, die tapferen, sieggewohnten und siegesstolzen Scheikie mußten sich dem heranwogenden Heere entgegenwerfen.

Auch sie, die immer Siegenden, sollten besiegt werden. „Blutfeld“ heißt noch heute die Ebene beim Dorf Korti, wo die braunen Männer (1820) gegen die Fremdlinge stritten, und lebendig noch denken die Nachkommen des Unglücks ihrer Väter. Ein tapferes und heldenmütiges, aber ungeregeltes, nur mit Schwert und Lanze bewaffnetes Kriegervolk trat einem Heere gegenüber, dessen Waffe das jenen noch unbekannte Feuergewehr war.

Mit ihren Kindern waren die Frauen den Männern nachgezogen in die Schlacht, um sie durch gellenden Schlachtruf zum Kampfe anzufeuern oder im frommen Gebet den Sieg für sie zu erflehen. Auf ihren Armen hoben sie die Kinder empor, sinnbildlich andeutend, daß die Schlacht gekämpft werde für Haus und Herd, für Weib und Familie.

Der Kampf begann. Tod und Verderben schleuderten die Geschütze der Ägypter in die tapferen Reihen der Nubier, furchtbar dröhnte der Donner; eine jener Schreckensszenen wiederholte sich, wie sie ungebildete, halbwilde Völker schon oft erlebt: die armen Nubier mußten zum erstenmal die furchtbare Gewalt des Feuergewehrs erfahren. Wohl erreichten die Tapferen die Geschütze, wohl hieben sie die Mannschaft zusammen und richteten dann ihre Schwertstreiche auf die metallenen Rohre, weil sie in den Geschützen belebte Wesen, toddrohende Ungeheuer zu sehen vermeinten, wohl stritten sie mit einem Mute, welcher der Freiheit würdig gewesen wäre. Nicht die ruhmvollste Tapferkeit, sondern die Übermacht der Waffen entschied den Sieg. Von namenlosem Entsetzen erfaßt, rottenweise niedergeworfen durch die eisernen und bleiernen Todesboten, ergriffen die braunen Männer die Flucht.

Das Wehgeschrei der Frauen übertönte das Kampfgebrüll; Verzweiflung erfaßte auch sie; aber ihr stolzes Herz beugte sich nicht vor dem tückischen Überwinder. Krampfhaft drückten sie das Teuerste, was ihnen geblieben, ihre Kinder, ans Herz, und zu Hunderten stürzten sie sich in die Wogen des Stromes, ruhmvollen Tod schmachvoller Knechtschaft vorziehend.

Den Übrigbleibenden war die Flucht verwehrt. Zur rechten und linken Seite des Flusses starrte ihnen öde und dürre Wüste entgegen, die ihnen keinen Zufluchtsort bot; sie hätte ihnen den Tod gebracht, vor dem sie sich flüchten wollten; sie wären verschmachtet in der Öde, wenn sie ihr Vaterland verlassen hätten. Deshalb blieben sie an der Stätte ihrer Kindheit, und die stolzen Freien beugten den Nacken unter das Joch der Unterdrücker.

Nunmehr war die Unterjochung eine vollendete Tatsache. Ganze Völker hörten auf, Völker zu sein. Über die fruchtbaren Felder jagte der Glutwind der Wüste seinen vernichtenden Flugsand; die Häuser der Gemordeten verfielen, die Städte verödeten: auf den Trümmerhaufen des früheren Wohlstandes erwuchs ein sklavisches Geschlecht. Unaufhaltsam drang der Eroberer weiter; der frühere Vernichtungskrieg war zu einem Raubzuge geworden. Es galt nicht mehr, Völker zu bekriegen; es galt nur noch, sie zu berauben. Gold und Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern waren es, die lockten; mit solcher Münze bezahlte man den Krieger. Die Königreiche Halfai und Senaar waren bald unterjocht und noch schneller ausgeplündert; weiter im Süden winkte die Goldernte. Aber es war für jetzt nicht ratsam, auch bis dahin vorzudringen. Man mußte den Truppen, die ohnehin schon zu weit von

ihrer Heimat entfernt waren, einen festen Punkt errichten. Die Wahl desselben war äußerst glücklich.

Da, wo der muntere Gebirgsstrom, der Bahr el Asrak, seine trägen Fluten mit den trüben Wassern des Weißen Flusses vermischt, lag ein kleines Dorf: Chartum. Aus ihm ist die Hauptstadt der Königreiche des Sudans hervorgegangen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Strohhütten für die Soldaten oberhalb des eigentlichen Dorfes und wegen des guten Trinkwassers dicht am Ufer des Blauen Flusses. Häufige Brände, die den größten Teil der Strohhütten mehrmals in Asche legten, zwangen zum Bau von Lehmgebäuden. Man errichtete eine Wohnung für den Befehlshaber der Truppen und zahlreiche Gefängnisse zur Bändigung der noch widerspenstigen Eingebornen. Dann gründete man eine Moschee und endlich eine Kaufhalle in der Nähe des Gotteshauses. Um diese Gebäude herum hat sich das heutige Chartum aufgebaut.

Seine außerordentlich günstige Lage am Vereinigungspunkte zweier Weltstraßen hat der Stadt einen gewissen Wohlstand verliehen. Seitdem die nunmehr zu Sklaven gewordenen Sudanesen träge Ruhe den früheren Kämpfen vorziehen, hat der Handel die ihm nötige Sicherheit erhalten können und in Chartum sich einen Mittelpunkt geschaffen, von dem aus ungeheure Strecken durchzogen und im Sinne des Kaufmannes beherrscht werden.

Chartum beweist durch seine heutige Gestalt noch deutlich, daß die Willkür einzelner seiner Einwohner die Straßen und Häuser schuf, und daß der ordnende Sinn, der die Anlage einer neuen Stadt gesitteter Völker kennzeichnet, im Sudan gänzlich fehlt. Von einer Regelmäßigkeit der Anlage ist keine Rede. Zwar münden mehrere Straßen auf dem Vereinigungspunkt des Gesamtlebens, dem Basar, aus, allein sie sind nur deshalb zu Hauptstraßen geworden, weil andre fehlen. Sie verzweigen sich in so viele Gäßchen und Winkel, daß man deutlich sieht, wie nur der Zufall ihnen eine Bestimmung gegeben hat. Die Stadt wächst noch ziemlich bedeutend, aber immer in derselben Weise.

Wenn man sich Chartum vom Weißen Fluß aus nähert, nimmt es sich nicht eben vorteilhaft aus. Während der trockenen Jahreszeit und dem durch sie bedingten niederen Wasserstand der Ströme kann man sich zu Schiffe nur auf dem Blauen Fluß der Stadt nähern. Bei weitem der größere Teil der Ankommenden aber langt anstatt auf einem Boot im Strome auf dem Rücken des Wüstenschiffes an und endet seine eigentliche Reise dann gewöhnlich am linken Ufer des Weißen Flusses, von

dem aus er sich und sein Gepäck erst überschiffen lassen muß. Der letztgenannte Strom bespült nur während seines höchsten Standes einen Damm, den man zum Schutz gegen seine Fluten gezogen hat; während der eigentlichen Reisezeit ist er eine gute sechstel Meile von der Stadt entfernt, und in seinem früher schlammigen Bette erhebt jetzt die Durra ihre hohen rohrartigen Halme. Durch diese Felder zieht man auf staubigem Wege dahin und gelangt nun auf eine öde, schmutzige und staubige Ebene, aus der die graue Stadt sich emporhebt. Die Umschau gewährt hier ein sehr trauriges Bild. Nur die frischen Gärten am unteren Ende der Stadt und hart an dem Ufer des Blauen Stromes erfrischen das Auge. Nach dem Innern des Landes zu schweift der Blick über eine dürftige Steppe mit spärlichem Baumwuchs; nach Süden hin gewahrt man einige wegen der sie umstehenden Mimosen freundlich erscheinenden Dörfchen; sonst sieht man bloß Sand und den Spiegel des Flusses; denn die Wälder, die früher bis nach unten reichten, sind bereits niedergeschlagen. Die Stadt Chartum selbst erscheint als eine einförmig graue Häusermasse ohne jede Abwechselung, über welche sich kaum ein Minarett erhebt. Neuerdings haben der Pascha und einige Europäer größere Wohnungen errichtet. Aber auch diese sind verhältnismäßig dürftig und arm zu nennen, falls man nicht den innerafrikanischen Maßstab anlegen will.

Ungleich freundlicher sieht die Stadt vom rechten Ufer des Blauen Flusses aus. Von hier aus blickt man zunächst auf den Strom mit seinen Barken, deren Menge von Jahr zu Jahr wächst, sieht man auf die Gärten, und zwischen die Häuser, die um so malerischer erscheinen, je baufälliger sie sind.

Mit Ausnahme der Amtswohnung des Statthalters und einiger wenigen andern Gebäude sind alle Häuser Chartums sogenannte Tankha, d. h. einstöckige, aus Lehmmauern bestehende Konstruktionen mit plattem Dach. Jede größere Wohnung bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes, zumal wenn sie einem Türken, Kopten oder Araber gehört, dem die Sitte gebietet, den weiblichen Teil seiner Hausgenossen vor aller Augen zu verbergen. Die Wohnungen der Vornehmsten sind selbstverständlich höher und größer als die der gemeinen Leute, haben auch eine ziemlich große Anzahl von sogenannten Ziffern, besitzen Ställe und andre Räume, unterscheiden sich aber in der Bauart wenig oder nicht von den Erdhütten, in denen die Ärmsten hausen.

Der Fremde oder Reisende, der nach Chartum kommt, ist froh,

wenn er unter den Tankhas eine findet, die wenigstens nicht alle Nachteile solcher Wohnungen besitzt. Selbstverständlich bekommt der Neuangekommene allemal die schlechteste Wohnung, weil die besseren bereits in den Besitz der Kundigeren übergegangen sind. Der Hausherr bietet seinem Abmieter nichts als die vier nackten Wände und etwa eine Bank; alles übrige muß der Mieter schaffen. Wenn dieser nun ein unpraktischer Gesell ist und nicht schon in Ägypten sich für solche Fälle vorbereitet hat, kommt er oft recht schlecht weg oder muß teures Geld zahlen, um die unwohnliche Behausung sich wohnlich zu gestalten.

Die erste Arbeit, die der neue Mietsmann zu übernehmen hat, besteht darin, sein Haus von dem inwohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunkeln Orte beherbergen, zumal während der Regenzeit, Hornisse, große Spinnen, Skorpione, Eidechsen, namentlich Geckos, und sehr häufig auch Vipern. Auf der Reise bis Chartum hat man sich schon so an dergleichen Gewürm gewöhnt, daß man niemals die nötigen Vorsichtsmaßregeln vergißt. Allein es ist doch unangenehm, sich in solcher Gesellschaft zu wissen, und man untersucht und säubert deshalb jedes neue Haus mit großer Sorgfalt.

Die Häuser haben noch andre Mängel. Man bewohnt Chartum gezwungen eigentlich nur während der Regenzeit. Die übrige Zeit des Jahres lebt man soviel als möglich außerhalb der Stadt, in der Strohhütte eines benachbarten Dorfes, im Zelte, auf Reisen. Die Regenzeit vereinigt die Menschen wie unser Winter, obgleich sie den Frühling über das Land bringt. Chartum hat während derselben stets bedeutend mehr Einwohner, wenigstens Weiße, als sonst.

Die Sudanesen sind ein Gemisch sehr verschiedener Völkerschaften. Sie bilden gewissermaßen ein Übergangsglied von den dunkeln Äthiopiern zu den eigentlichen Negern, und wirklich sind sie als Mischlingsrasse zwischen beiden zu betrachten. Mehrere dunkelfarbige Araberstämme, die von der jenseitigen Küste des Roten Meeres herübergekommen sein mögen, haben ebenfalls Anteil an diesem Volke gehabt und ihm vor allem die Sprache verliehen. Außer den Weißen, zu denen wir die Türken, Griechen und übrigen Europäer, die Juden und Ägypter zu rechnen haben, finden wir in Chartum ansässig: die eigentlichen Landeseingebornen oder Nachkommen der alten Fungi, Araber und Äthiopier, sodann Nubier, Abessinier, sowohl Tigréisch als Amharisch redend, Gallas und die Vertreter oder bezüglich Nachkommen von vier oder fünf Negervölkern, als z. B. Darfuri, Schilluk, Tinkha, Takhale, Fasogli

und andre. In ihren Sitten und Gebräuchen ähneln sich diese Leute fast sämtlich, und auch hinsichtlich des Leibesbaues und der Gesichtsbildung sind sie sich ziemlich gleich, mit alleiniger Ausnahme der Neger, die noch durchaus ihr eigentümliches Gepräge bewahrt haben.

Alle Sudanesen sind durchgehends wohlgebaute Menschen. Sie sind mittelhoch oder groß, kräftig und imstande, bedeutende Leibesanstrengungen zu ertragen. Die Männer sind, mit Ausnahme der Hassanie, schöner als die Frauen; letztere gelten in vielen Städten, z. B. gerade in Chartum, als häßlich, und der Europäer würde sie abschreckend häßlich nennen. Ihr Schädel zeigt noch nicht das Gepräge des Negerschädels; er ist noch rund, die Stirne hoch, die Nase noch ziemlich vorstehend, die Lippe wenig aufgeworfen, der Backenknochen nicht besonders vortretend. Ihr Leib hat weder die unförmliche Breite einiger Negerstämme, noch die grauenvolle Hagerkeit andrer; ihre Glieder sind kräftig und voll, Hände und Füße verhältnismäßig klein, bei den Frauen sogar äußerst zierlich. Die Färbung der Haut ist ein dunkleres oder helleres Braun, vom Lichtbronzebraun an bis zum dunkelsten Schokoladenbraun, ja selbst bis zum Schwarz der Neger. Die Haut ist samtig und namentlich bei Frauen von einer überraschenden Weiche und einem ganz eigentümlichen Glanz, der durch die wiederholten Einreibungen mit Fett noch besonders erhöht wird.

Charakter und Sitten der Sudanesen haben seit der Unterjochung des Landes viel von ihrem eigentümlichen Gepräge verloren; vollständig umgewandelt sind sie deshalb aber noch nicht. Der Charakter der Sudanesen unsrer Tage ist der aller halbwilden, aber doch durch eine für ihre Umstände ganz vortreffliche Glaubenslehre schon einigermaßen veredelten Völkerschaften. Im Grunde genommen sind sie kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei all ihrer Armut immer bereit, einen Dürftigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken; sie sind ehrlich, halten ein gegebenes Wort, bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand besser als ihr Eigentum, achten ihre Eltern und lieben ihre Kinder, ehren jede Meinung und lassen den Fremden glauben, reden und handeln, was und wie er will. Sie sind nicht tückisch, nicht hinterlistig, aber — und das ist die Kehrseite ihres Wesens — die Sudanesen lügen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu, liederlich; sie sind heftig, leicht reizbar; kurz, sie vereinigen die sonderbarsten Gegensätze in sich. Genügsam, wie wenig andre Menschen, sind sie wiederum sehr ausschweifend, treu in der einen Hinsicht, sind sie untreu in der

andern. Wollten wir sie nach unsern Ansichten beurteilen, wir müßten sie für sittlich sehr tiefstehende Menschen erklären.

Aber wir täten unrecht, wenn wir sie für sittenlos hielten. Die Sudanesen tun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu tun, und üben das Böse, ohne eigentlich zu wissen, daß es böse ist. Ihre Begriffe von gut und böse sind ganz andre als die unsrigen. Sie entschuldigen nicht nur einen Betrug, einen Diebstahl, einen Mord, sondern sie halten ihn sogar für eine des Mannes würdige Tat. Jemanden zu belügen oder zu betrügen, erscheint ihnen ein Sieg der geistigen Überlegenheit über die Beschränktheit des andern, ein Mord nichts als die Befriedigung ihrer Rache oder unter Umständen auch eines Bedürfnisses. Vor der türkischen Herrschaft war die Blutrache unter ihnen üblich, und Mord und Totschlag kamen alle Tage vor. Die Beteiligten fochten ihre Streitigkeiten unter sich selbst aus; ihre Könige kümmerten sich wenig oder nicht um die Fehden ihrer Untertanen.

Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie erkennen gelernt, daß Mord und Totschlag verschiedene Dinge sind. Der Sudanese hielt früher den Tod seines Feindes entweder für eine gerechte, wohlverdiente Strafe oder aber für eine mit dem Raube bedingte Notwendigkeit, die er leicht entschuldigen zu können glaubte. Himmel und Hölle haben unsern Leuten nie den Kummer gemacht, wie uns, und eigentliche Reue über ein Verbrechen kommt bei ihnen kaum oder nicht vor. Mohammedaner dem Namen nach, kennen sie kaum die Gesetze des Islams, und glauben genug zu tun, wenn sie einigen Formeln genügen, ganz so, wie unsre Mucker auch tun, nur mit dem großen Unterschiede, daß diese die Bedeutung ihres Glaubens vollständig erkannt und verstanden haben.

Die schlechten Eigenschaften der Sudanesen sind zumeist auf Rechnung ihrer Heimat, auf die Einwirkung ihres Klimas zu setzen. Daß der braune Mann faul ist, liegt in seinen Verhältnissen; er arbeitet nur, wenn er muß. Aber er braucht so wenig, und sein Vaterland ist so gesegnet mit Fruchtbarkeit und Erzeugungskraft, daß er das Wenige ohne Mühe erringt. Der Sudanese ist liederlich, weil sein Besitztum niemals so groß ist, daß der Verlust desselben ihn unglücklich machen könnte, weil es ihm ohne besondere Mühe rasch wieder gelingt, sich ein neues Besitztum zu erwerben. Er ist sinnlich, weil das Klima, die Pracht der Tropen alle seine Sinne erregt; er ist ausschweifend, weil er dem augenblicklichen Genuß frönt, ohne schlimme Folgen desselben für möglich zu halten, oder wenn sie wirklich eintreten, an die Ursache zu glauben. Dazu

erlaubt ihm seine Glaubenslehre, sein Leben nach seiner Art und Weise zu genießen; denn in dem Ausspruch, den jeder Mohammedaner auf der Lippe und im Herzen trägt: „Gott ist barmherzig!“ liegt eine Entschuldigung jeden Fehls. Sie kennen eben nur einen Gott unendlicher Milde, Gnade und Barmherzigkeit, der jedem reuigen Sünder noch im Augenblick vor dem Sterben die Pforten des Paradieses öffnet. Darum lebt er sich und seinen Freuden, sind Genußsucht und Leichtfertigkeit gemeinsame Eigenschaften aller Sudanesen. Schließen ja doch die wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen der Hassanie vor ihrer Heirat einen ganz besondern und sicherlich merkwürdigen Vertrag mit dem Manne ihrer Wahl; verlangen sie doch von ihm, daß er ihnen jeden dritten Tag ohne Widerrede gestatte, ihren „Keif“ oder ihr Wohlbehagen nach eignem Belieben zu suchen. Zwei Drittel und ein Drittel (Dilteïn wu dilt) heißt dieser Vertrag, und unter jenen Stämmen ist er allgemein im Gebrauch.

So leichtfertig, freidenkend und duldsam in Glaubenssachen der Sudanese aber auch ist, so abergläubisch zeigt er sich. Zauberer und Hexen, Menschen, die nachts in Hyänengestalt umherlaufen oder bei Tage in ein Nilpferd sich verwandeln, Orakelsprüche von Wahrsagerinnen, gute und böse Geister, Gespenster, der Teufel und seine höllischen Gesellen und dergleichen Bilder eines krankhaften Wahns spuken arg im Kopfe des braunen Natursohnes herum und lassen ihn oft genug die lächerlichsten Handlungen begehen. Er ist eben ein Kind von Charakter, das sich bald fürchtet, wo es keine Ursache hat, bald knabenhaft seines Mutes sich brüstet, das dem Augenblick lebt und von seinen wechselnden Eindrücken sich zu diesem oder jenem hinreißen läßt. Ein grenzenloser Leichtsinn und der rasch auflodernde Jähzorn sind die Ursachen seiner Laster, der Mangel an Bildung ist der Grund seiner Schwäche. Dennoch ist der Halbwilde ein viel besserer Mensch als derjenige Sudanese, der durch Reisen oder sonstwie mit gebildeteren Völkern zusammenkam; denn von diesen bringt er keineswegs die Tugenden und Vorzüge, sondern regelmäßig die Laster und das Bewußtsein derselben mit nach Hause.

Viel ließe sich noch erzählen von diesen Leuten, ihrem Wesen, ihren Sitten, manches von dem Handel, den Chartum betreibt, Grauenvolles von den Sklavenjagden, die von Chartum ausgehen und hier zum Abschluß kommen usw. Es genügt uns, Chartum und seine eigentlichen Bewohner zu skizzieren, und mag das Bild auch ein noch so mangelhaftes sein, seine Farben sind der Natur entlehnt, treu und wahr.

3. Eine Stadt in der afrikanischen Wüste.

Mursuk in Fessân.

Die kleinste Ansiedlung des Menschen im Meere des Sandes erscheint dem Wanderer wie ein Ort der Ruhe und des Friedens. Hier hat der Herr der Erde einem toten Stück Erde das Entsetzliche genommen; hier bekundete sich mitten in der Öde die Größe des Menschengeistes. Er hat dem Sande Leben abgerungen, in der Einöde seinen Zauberkreis gezogen; er hat der verdorrenden Glut des Flugsandes ein Ziel gesetzt und den Segen des allbelebenden Wassers zur Geltung gebracht. Während ringsum in der Wüste alles Wasser durch den Sand verdrängt und von ihm ersetzt zu sein scheint, übt es in der Oase, in der Nähe des Brunnens seine gewaltige und doch so milde Macht, die Erde mit frischgrünem Kleide zu schmücken. Über die Oase haucht der Giftwind Samum seinen verderbenden Odem, ohne das Verderben wirklich herbeizuführen, denn das Wasser lähmt seine verheerende Gewalt. Darum sind Brunnen und Oasen Friedensorte in der Wüste. Orte des Friedens, denn hier ruhet der ewige Kampf zwischen Sand und Wasser, der, je nachdem der eine oder das andre den Sieg errungen, eine Wüste oder ein lachendes Gelände zur Folge hat; Orte des Friedens, weil auch der Reisende, der während des Zuges durch die Wüste ohne Rast und Ruhe vorwärts strebt, nur hier die Ruhe und den Frieden findet.

Zur Entstehung einer Oase ist eine becken- oder talartige Vertiefung der Erdoberfläche notwendige Bedingung, weil ohne einen sprudelnden Quell, wenigstens ohne Brunnen, ein reicheres Pflanzenleben nicht denkbar ist. Wasser aber wird in der Wüste bloß in höheren Gebirgen oder tiefen Einsenkungen gefunden. Nun darf man sich unter dem Wüstenbrunnen keinen sprudelnden oder murmelnden Quell denken, wie wir sie bei uns zu sehen gewohnt sind, keinen Quell, dessen kräftigendes Naß imstande wäre, einen frischen, grünen Rasenteppich und Scharen lieblicher, mit den Wellen plaudernder Blumen zum Leben zu rufen. Das Wasser sickert gewöhnlich in Felsenspalten zusammen und fließt von dort aus wie verkümmert weiter, wenn es wirklich zum Fließen stark genug ist. Aber gleichviel, es ist vorhanden, und sein Segen ist nicht minder groß als irgendwo anders, ja hier scheinbar noch größer. Um

den Quell selbst siedelt bald eine Pflanzenschar sich an; man weiß nicht, auf welchem Wege ihr Samen bis hierher kam. Ob es wohl der Sandsturm war, der von fernher den Keim zu den anspruchslosen Mimosen, Sennespflanzen und andern niederen Kräutern herbeitrug und hier in die feuchte Erde senkte, daß sie leben, wurzeln, treiben und das Tal begrünen konnten, soweit der Segen des Wassers reicht? Wer weiß das? Die Mimosen wurden sicherlich nicht vom Menschen gepflanzt; sie waren längst vorhanden, als er den Brunnen entdeckte, denn sie finden sich in jeder Niederung einzeln oder in geringer Zahl oder auch zum Haine vereint. Sie allein sind hinreichend zur deutlichen Kundgebung, daß das belebende Wasser die Herrschaft über den ertötenden Sand sich erkämpfte; sie grünen und blühen und duften. In ihrem Schatten gedeiht nun noch gar manches andre Kraut, in ihrem Schatten lebt das Gedicht der Wüste; denn die Gazelle ruht in ihm von ihren wirren Wanderzügen aus.

So fand der Mensch die von ihm in Besitz genommene Oase. Er aber gibt der Pflanzenwelt ihren König, die Palme, und nun erst wird die Niederung zur Oase, nun erst wird sie bewohnbar. Hier ist die Herrliche alles in allem: der König, der vom Liede, von der Sage Gekrönte, die den Menschen an den kleinen Fleck Erde Fesselnde, die ihn Erhaltende und Ernährende. Eine Oase ohne Palmen wäre ein Gedicht ohne Worte, ein Brunnen ohne Wasser, ein Haus ohne Bewohner. „In der Wüste wird die Palme zur Palme“, zum Bilde der arabischen Dichtung, wie sie dem unfruchtbaren Boden entwächst, wie sie den Wolken zustrebt, wie sie in der Höhe erblüht, wie sie goldene Früchte treibt. Eine Oase ohne Palmen wäre keine Oase!

Auf solchen reichen Inseln des Sandmeeres hat sich der Mensch bleibend ansiedeln können, während er am einzelnen Brunnen nur tagelang zu weilen vermag und mit seiner beweglichen Habe nach kurzer Rast von einer Niederung zur andern ziehen muß. Der von Brunnen zu Brunnen wandernde Nomade gleicht einem von Insel zu Insel steuernden Schiffer, der in einer größern Oase Wohnende einem Insulaner. Und nicht bloß in einer Hinsicht. Jeder Wohnort einer Oase hat das meiste von dem ihr zunächst liegenden Lande angenommen. Er unterhält mit diesem einen lebhaften Verkehr, und seine Bewohner bringen von ihren Reisen gar mancherlei aus dem fruchtbaren Lande mit heim. Deshalb zeigt die Ortschaft der Oase immer mehr oder weniger das Gepräge des Dorfes oder der Stadt jenes Landes. Sie hat ihre

Moschee, ihre Kaufhallen, ihr Kaffeehaus, ihre Mönche, ihren Geistlichen, ihre Märchenerzähler, ihre Tänze, Sitten, Gebräuche, kurz, alles wie jene.

Und dennoch ist der Eindruck der Wüstenstadt ein ganz andrer als der einer Stadt des großen Landes. Der Geist der Wüste spricht aus allem. Die Wüste begrenzt den Gesichtskreis, zwischen den Häusern sind Zelte aufgeschlagen, in den Zelten sitzen sonnengebräunte Beduinen in ihrer faltenreichen und doch so einfachen Tracht, dem schlichten Burnus oder der langen Wolldecke. Vor ihnen stehen an dem Hinterfuß gefesselte Rosse mit einem hochlehnigen Sattel und breiten Steigbügeln. Auch die übrigen Städtebewohner unterscheiden sich von denen des großen Landes durch das scharfgeschnittene Gesicht mit den blitzenden Augen, die sehnigen, gleichsam vertrockneten Glieder, den langsamen, aber elastischen Gang und die bilderreiche Sprache; sie sind echte Kinder der Wüste, und zwar von Haus aus, oder sind erst solche geworden. Denn gar viele von ihnen waren ursprünglich nicht hier heimisch, sondern blieben bei einem ihrer Wanderzüge dort wohnen. So entstand nach und nach eine höchst gemischte Bevölkerung in der Ortschaft der Oase; aber ein einziger Geist, eine Macht verbrüdert die so verschiedenen Elemente. Die Wüste prägt ihre Kinder aus oder die in ihrem Schoße sich niederlassenden Fremdlinge wenigstens um. So nehmen die einzelnen Bewohner der Oase, die Berber, Tibbus, Tuaregs und Sudanesen, allgemach den Charakter der echten Wüstensöhne an; sie werden anspruchslos, genügsam, strebsam und rege, gastfrei und dem Fremden wohlwollend, ehrlich und offen, und gleichwohl wieder das gerade Gegenteil von all dem, ohne aber jemals den Beduinen körperlich oder geistig zu erreichen, geistig weder im Guten, noch im Bösen.

Diese flüchtigen Umrisse gelten auch für die Landschaft Fessân, die nicht über 60000 Einwohner enthalten dürfte. Ein starrer, breiter Gürtel umgibt das Wüstenland, die Wüste selbst, aber die Wüste in ihrer fürchterlichsten Gestalt. „El Hammada" nennt sie hier der Araber; der Name läßt sich am besten mit „die Durchglühte" übersetzen. Sie ist die beste Schutz- und Trutzmauer der durch sie eingeschlossenen Bewohner, der Schrecken der Karawanen, die Qual der Kamele. Eine entsetzliche Nacktheit kennzeichnet sie, kein Tropfen Wasser fließt, keine Pflanze grünt in ihr, kaum einen Brunnen findet man. Ein ewig blauer Himmel, an dem die glühende Sonne jedes feuchte Wölkchen verzehrt, liegt hier schwer über der öden, traurigen, toten Landschaft, in welcher der wie von Todesfurcht gejagte Mensch nur dann und wann auf kurze

Zeit als lebendes Wesen erscheint. Die Landschaft Fessân gleicht einem frischen Garten, dei Hammada gegenüber. Zwei langgestreckte Täler, das Wadi Schiati (d. h. das gespaltene) und das „Wadi", ohne jede andre Nebenbezeichnung, sind als die Lebensadern des ganzen Gebiets zu betrachten. In den ungemein salzreichen Niederungen gibt es nämlich ausgedehnte Palmenwälder, Weizen- und Gerstenfelder, Gärten, einzelne Feigenbäume und andres Grün, das zwischen den nackten Höhen wie ein Smaragd am Busen der hier fast allzu ernsten, schmucklosen Mutter Erde erscheint. Zwar drängen sich überall mehr oder minder hohe Flugsanddünen zwischen das Grün, oder das Salz erglüht in Kristallen auf der Oberfläche des dunklen Bodens der Talsohle; aber das Lebendige im Bilde läßt die durch die einen wie durch das andre hervorgerufene Öde vergessen. Die Felder werden von künstlichen Becken aus dürftig bewässert und diese durch Sklaven aus Brunnen gefüllt, wie dies fast in allen Steppenländern Afrikas der Fall zu sein scheint. Sie geben zwar nur einen mittelmäßigen, für die anspruchslose Bevölkerung, die überdies der Palme ihre Hauptnahrung entnimmt, aber genügenden Ertrag.

Das eigentliche Hochland von Fessân steht an Fruchtbarkeit hinter den Auadin oder Tälern zurück, obwohl es einige bebaute Niederungen in seinem Schoße birgt. Mit vieler Mühe werden zwischen den Flugsanddünen einige Gärten erhalten und aus Brunnen „getränkt"; in denselben baut man etwas Weizen, Gerste und Mais und ein wenig Gemüse. Die obengenannten Bäume, ein unsrer Korneliuskirsche ähnlicher Baum und eine prachtvolle Sonnenrose, hier und da auch noch einige Ethelbäume und wenige Heilkräuter wachsen in den und um die Gärten. Die wichtigste Pflanze ist auch hier unstreitig die Palme, denn man baut aus ihr nicht nur Hütten und Häuser, sondern verfertigt aus ihren Zweigen auch Gerätschaften der verschiedensten Art. Ihre Früchte aber werden von Mensch und Tier verzehrt.

Fast alle Gebäude dort bestehen aus lufttrockenen Lehmziegeln und sind mit einem flachen, auf Palmenstämmen ruhenden Dache aus Lehm bedeckt. Die Palme gibt wohl das schlechteste Bauholz ab, das man sich denken kann. Der ganze Stamm besteht nämlich nicht etwa aus einer festen, zusammenhängenden Masse, sondert aus Hunderten und Tausenden einzelner Fasern, die nur lose miteinander verbunden sind, einem zusammengeschnürten Pack von schwachen Fäden einigermaßen vergleichbar. Er besitzt nur eine sehr geringe Festigkeit und biegt sich unter jeder auf ihm ruhenden Last. In den Nilländern wird deshalb

die Palme nur im äußersten Notfalle zum Hausbau verwendet. Fessân ist aber so arm, daß man diesen schlechten Baustoff als ein köstliches Gut betrachten und notgedrungen möglichst verwenden muß. Man fertigt alles in allem aus der Palme: die Säulen, welche die Kaufhallen, und die Balken, die das Dach tragen, Türpfosten, Türen, Stühle, Kisten usw. Freilich ist der Bau der Häuser ungemein einfach. Über die mit Türen und Fenstern notdürftig versehenen dicken, nach oben mehr zusammentretenden vier Grundmauern des Hauses legt man in ellenweiten Entfernungen etwas geneigt Palmenstämme, auf sie querüber und dicht nebeneinander Blattwedel der Palme, überdeckt diese mit Matten aus Palmenblattstreifen und stampft auf ihnen den die Terrasse bildenden Lehm fest, führt die Grundmauern etwas weiter in die Höhe, gibt dem Dach Abzugslöcher für etwaige Regengüsse, setzt notdürftig Türen und Fenster ein, stampft die Erde zum Boden fest. Und das Haus ist fertig. Der Divan und die Lagerstelle, der Herd usw., alles ist aus Lehmziegeln errichtet; Kisten, Kissen und Teppiche, Geschirr und Geräte bilden den einzigen Schmuck der Wohnung.

Zu ihnen hat das Ungeziefer aller Art freien Zutritt. Fliegen und Wespen peinigen den Menschen entsetzlich, möchten aber noch zu ertragen sein, wenn sie die einzigen Quälgeister wären. Außer ihnen finden sich jedoch noch viel häßlichere und gefährlichere Gäste ein. Skorpionen und widerwärtige Spinnen gehören zu den stehenden Hausbewohnern, selbst Vipern kommen gar nicht selten in die Häuser. Die häufigen und ständigen Genossen des Menschen, verschiedene Eidechsen und Geckos, die den Fliegen zu Leibe gehen, werden dagegen gern gesehen und ohne Anstand geduldet. Bei Tage fallen die hungrigen Fliegen in Masse über die Hausbewohner her, nachts beunruhigen sie die Spinnentiere. Zu diesen Plagen kommen nun noch die heißen Stürme, die Massen von Staub und Flugsand durch alle Räume jagen, die verpestenden Ausdünstungen der Salzwasserlachen, der Mangel an reinigenden Luftströmungen aus Norden, welche durch die Sanddünen abgehalten werden, die dadurch doppelt fühlbare Hitze und die außerordentliche Armut an Pflanzen und der damit zusammenhängende Mangel an gesunden Nahrungsmitteln, die Entbehrungen usw., um den Aufenthalt in einer Wüstenstadt oft recht unangenehm zu machen. Trotz der großen Dürre sind Fieber häufig. Noch verheerender aber treten, wie in allen heißen, salzreichen und staubigen Ländern, Augenkrankheiten auf.

Das Klima ist gleichmäßig heiß und trocken; Regen sind ganz un-

gewöhnlich und werden auch nicht herbeigewünscht, weil sie die schlechten Häuser bis zum Zusammenstürzen aufweichen und die Palmen durch das Auslaugen und Auflösen des Salzes am Boden verderben. Im Winter tritt zuweilen so große Kälte ein, daß sich auf stehendem Wasser eine dünne Eisschicht bildet.

Mursuk[1], die Hauptstadt von Fessân (Fezzan) in Tripolis, unter 25° 55′ nördl. Br. und 14° 10′ östl. L., mit dem Sitz eines türkischen Paschas, liegt nicht an der günstigsten Stelle, über deren unpassend gewählten Bauplatz in einer ungesunden Bodensenkung schon Mohammed der Tunesier im 14. Jahrhundert seine Verwunderung ausgesprochen hat.

Wüstenstadt — Mursuk verdient diesen Namen. Über einen Raum von 3 qkm verbreitet, zählt die Stadt, zum größeren Teil nur dünn bevölkert und halb verfallen, etwa 2500 freie Bewohner und 600 Sklaven, die durch 240 Soldaten im Zaume gehalten werden. Eine breite Hauptstraße, die mit dem Hauptgebäude der Kasba (Zitadelle) abschließt, führt durch die Stadt. Die Häuser, die auch hier aus Lehm erbaut sind, machen aber einen ansehnlicheren Eindruck als die andrer Ortschaften; denn viele haben ein Stockwerk mit regelmäßigen Fensteröffnungen, die, wenn auch nicht durch Glasscheiben, so doch durch Laden verschlossen werden konnten. Die Umfassungsmauern von Mursuk sind ebenfalls aus Lehm aufgeführt und haben runde und eckige, meist schlecht erhaltene Bastionen.

Wie lebt es sich in einer solchen Wüstenstadt? Die Umgebung hat wenig Anziehendes. Die Salzbecken an der nördlichen Stadtgrenze verpesten die Luft, und nur an wenigen bevorzugten Plätzen sind Fruchtbäume, wie Granaten, Feigen und Pfirsichbäume, angepflanzt worden. An der Hauptstraße stehen einige säulengetragene Hallen, in denen die Stände der Kaufleute aufgestellt sind, und wo auch der tägliche Markt abgehalten wird. Jenseits dieses Basars sehen wir die Wohnung des Paschas, des Befehlshabers der Provinz Fessân, weiterhin die Hauptwache mit ihrer von Holzpfeilern getragenen Vorhalle und die ärmliche Moschee. Das sind keine Bauten, die unsre Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmen.

Am meisten fesselt uns noch die Kasba, die für die Fessâner Verhältnisse in großartigem Maßstabe ausgeführt ist. Eindruck macht das mächtige, aus Lehm gebaute Kastell in ihrer Mitte, in dem geräumige Wohnungen und ein Sitzungssaal für den „Großen Rat“ liegen. Oben auf

---

[1] Dieser Abschnitt ist erweitert. Der Verlag.

dem Dache neben dem Flaggenstock bietet sich ein weiter Rundblick auf die Stadt und die eintönige, nichts weniger als malerische Landschaft.

„Von meinem Fenster sah ich auf eine altersgraue, hohe Dattelpalme im Hofe der Moschee; sie war eine der wenigen, die das Innere der Stadt schmückten. Sonst hatte alles eine fahle Färbung, war grau in grau gemalt. Ermüdet schweift das Auge von der Höhe der Terrasse des Hauses über die platten Dächer; vergebens sucht es Erfrischung in dem Gegensatz einer klar-blauen Färbung des Himmels. Staub lagert auf allem, hüllt alles in seinen grauen Schleier und auch an klaren Tagen verliert der Himmel seine weißliche Färbung nicht. Mit der steigenden Sonne erhebt sich der Wind und genügt fast immer, den feinen Staub des Alluvialbodens von Mursuk aufzuwühlen und mit ihm die Atmosphäre zu erfüllen. Hierbei erhält die breite Hauptstraße einen unendlich viel trüberen Charakter als die engen Gassen, in denen wenigstens die Augen auf den Häuserreihen, wenn dieselben auch gerade nichts Besonderes an sich hatten, haften können. Auch das Kaffeehaus am Eingange des Basars, in dem ein zweifelhaftes Getränk für 2,5 Pfennig die Tasse verkauft wurde, lockt nicht den Fremden, denn nur die Soldaten der Garnison sind in ihm ständige Gäste. Nur der Markt, der von Kindern glücklicherer Himmelsstriche besucht wird, zeigt Bilder der Heiterkeit und Lebenslust."

Aber das frische Volksleben andrer Wüstenorte scheint Mursuk zu fehlen. Die türkische Herrschaft ist den freidenkenden Wüstenleuten zu schwer, die Sklaverei wegen des bedeutenden Menschenhandels hier viel zu ausgeprägt, als daß ein solches Leben gedeihen könnte.

„Auch das Arbeiten zu Hause war lästig, obwohl es erst Frühling war und die Hitze ihren höchsten Grad noch nicht erreichte. Aber gerade um diese Zeit erschienen Scharen von kleinen Quälgeistern; das Treiben der Fliegen hatte seinen Höhepunkt erreicht. In der größten Winterkälte (5°) nimmt es an Lebhaftigkeit ab und im Hochsommer (45°) erstirbt es ganz. Jetzt waren die Tiere zum Verzweifeln hartnäckig, besonders in den Mittagsstunden, wo sie, von der Hitze gelähmt, sich nicht einmal leicht verscheuchen ließen. Das Tintengefäß mußte verschlossen gehalten und bei jedem Eintauchen der Feder vorsichtig geöffnet werden; beim Genuß einer Tasse Kaffee, eines Glases Labti (Dattelwein) mußte die freie Hand ununterbrochen bestrebt sein, die massenhaft ankommenden Insekten zu verjagen, und nicht selten drang bei unvorsichtigem Sprechen eine Fliege mit der Einatmung zum Kehlkopf."

Mit dem Abend wird es erst schön in Mursuk. Wenn gegen Sonnenuntergang der Wind schweigt und die Sonne wenigstens ihren Scheidegruß sichtbar zu uns sendet, treten die umgebenden Konturen und bestimmten Färbungen wieder hervor. Der Himmel erblaut wieder für kurze Zeit bis zur schnell hereinziehenden Nacht. Bald tauchen aus der dunkelnden, fleckenlosen Wölbung über uns die Sterne in ungewohnter Klarheit hervor, und der Mond stellt nicht mehr die bleiche Scheibe unsrer nördlichen Heimat dar, sondern schwebt als wunderbar leuchtende Kugel durch den Weltenraum. Dann ist es schön auf der hohen Terrasse über der schweigenden Stadt. In wunderbarer Schärfe zeichnen die Dattelpalmen in der Umgebung bei der scheidenden Sonne nicht bloß ihre herrlichen Formen von unnachahmlicher Grazie gegen den geklärten Himmel, sondern jede Fieder des Blattes wird sichtbar. Alles scheint nähergerückt und vergrößert. Die fern am Horizont auftauchenden Menschen wie die heimkehrenden Kamele erscheinen fast in gespenstischer Größe. Auf der Höhe der klarsten, wind- und staubfreiesten Tage hat man nie eine Durchsichtigkeit der Atmosphäre wie gegen Abend. Allmählich versinken die ferneren Gegenstände in die allgemeine Dunkelheit. Nur die vereinzelten Palmen der Stadt werfen geisterhafte Schatten auf die im Mondlicht erglänzenden platten Dächer, und im Hintergrunde erhebt sich gigantisch die massige Kasba.

Die Bewohner der Stadt, die den verschiedensten Stämmen angehören, leben größtenteils vom Handel mit Sklaven und andern Erzeugnissen des Innern, wie Salz, Natron, Arzneipflanzen u. dgl. Die Sklaven sind aber der Hauptgegenstand des ganzen Verkehrs. Gewerbserzeugnisse, außer wenigen Lederfabrikaten, Geweben, Gefäßen usw., liefert Mursuk nicht; die Natur selbst ist der beste Arbeiter der Kaufleute. Übrigens sind nur die wenigsten der bedeutenderen Kaufleute dauernd hier ansässig. Sie kommen und gehen, wie es ihre Geschäfte erheischen.

Mursuk ist als Knotenpunkt verschiedener Karawanenstraßen wichtig für den Handel zwischen der Küste und dem Innern, in jeder andern Hinsicht aber ein unbedeutender, trauriger Ort.

4. Die Jahreszeiten im Innern Afrikas.

Schon im südlichen Europa kann von vier Jahreszeiten nicht mehr die Rede sein, weil es dort zwischen Winter und Frühling, Sommer und Herbst keine scharfen Grenzen mehr gibt. Im Norden Afrikas ist es nicht anders. Ägypten z. B. hat wohl noch seinen Sommer und seinen Winter, nicht aber Herbst und Frühling. Daher spricht der Araber zwar von dem Sommer, „dem Freunde“, und von dem Winter, „dem Feinde des Menschen“, nicht aber von unsern schönsten Jahresvierteln. Denn ohne Frühlingslicht und Frühlingsglanz beginnt der Frühling, wenn sich die über die Ufer gefluteten Gewässer des Nils verlaufen haben und der Mensch dem zu Schlamm umgewandelten Boden das Korn zum Keimen und Sprossen anvertrauen kann, und der fruchtspendende Herbst mit seinem Segen weder Anfang noch Ende kennt.

Bis gegen den Gleicher hin ändern sich mit den Ländern, die man bei einem Vordringen nach Süden durchwandert, auch die Jahreszeiten. Die Länder zwischen dem 16. und 24.° nördl. Br. möchte ich Länder des ewigen Sommers nennen; denn hier unterscheiden sich die verschiedenen Monate des Jahres fast einzig und allein durch die herrschenden Winde, die von den rings angrenzenden Land- und Wasserstrecken Kunde bringen, daß hier oder da Sommer oder Winter gekommen. In den Monaten Oktober bis März weiß der stetig wehende Nordwind vom eisigen Winter seiner Geburtsstätte zu erzählen und wird, gleichsam entrüstet wegen des allgemeinen Unglaubens an seine Berichte, zuweilen so ungestüm, so schneidend kalt, daß der Bewohner des Sonnenlandes Nubien ebenso entsetzt als grollend sich vor ihm in das Innere seiner lichten würfelgestaltigen Strohhütte zurückzieht und der verwöhnte Europäer sich in seine Reisepelze hüllt, mag auch der Wärmemesser von 10 und mehr Graden reden. Ich will mich daran erinnern, daß ich bei + 14° R die Wärme des Feuers höchst behaglich gefunden habe.

Nach einem Wechselkampfe der Luftströmungen aus allen Richtungen der Windrose gelangt im April auch hier der Südwind zur Herrschaft und behauptet dieselbe bis Ende Juni, seinen afrikanischen Ursprung und sein tropisches Gepräge oft genug in furchtbarem Wüten kundgebend. Vom Juli an bis zum Oktober wechseln die Winde vielfach ab. Diese Monate sind die Zeit der Orkane, wie die vorher genannten die der Sandstürme sind.

Außer diesen hereinrauschenden Boten der Ferne erkennt man in gedachten Ländern den Wechsel der Jahreszeit nur etwa noch an dem Reifen der Datteln und andrer nur einmal im Jahre sich entwickelnden Früchte; im übrigen ist kein Unterschied wahrzunehmen zwischen Winter und Frühling, Sommer und Herbst.

Anders ist es in den Teilen der Tropen Afrikas, in denen zeitweilig unter dem fürchterlichen Aufruhr der Natur das befruchtende Wasser aus regenschweren Wolken stürzt, und zu andern Zeiten es wiederum die einzige Aufgabe aller tätigen Naturkräfte zu sein scheint, das durch die Regengüsse zum Leben Gerufene zu vernichten. Hier sind zwei Jahreszeiten scharf ausgeprägt: Frühling und Winter, wo anstatt der Kälte des unsrigen die Glut erstarren macht; zwischen beiden liegt aber ein Herbst, reich an schönen, anmutigen Tagen und lieblichen Nächten, reicher noch an Gaben; denn er ist diejenige Zeit des Jahres, in der die Himmelssaat, der Regen, Früchte bringt. In allen zwischen dem 12. und 16.° nördl. Br. liegenden Ländern ist in den Monaten November bis Februar das üppige Leben des Frühlings der versengenden Hitze des Winters noch nicht unterlegen. Und weder die Tücke der fieberschwangeren Regenzeit, noch die alles Lebende, auch den Menschen niederbeugende Glut der Zeit der Dürre hindert das Wohlsein und Gedeihen der Pflanzen und Tiere. So können wir hier mit vollster Sicherheit drei Jahreszeiten unterscheiden:

1) die Regenzeit, mit unsern Verhältnissen verglichen den Frühling,

2) die Zeit der allgemeinen Ernte oder den Herbst und

3) die Zeit der Dürre, hinsichtlich der Glut unserm Sommer nur entfernt, hinsichtlich der Wirkung unserm Winter durchaus ähnelnd.

Wir wollen den Winter zunächst betrachten . . .

Die Felder sind abgeerntet, und die Ernte ist eingeheimst. Der Mensch hat ausgesorgt für seine Nahrung und Notdurft, aber noch lange nicht für alles, was er sein eigen nennt. Denn sowie die Sonne sich scheinbar wieder dem Norden zuwendet, um dort Frucht und Kern zu reifen, beginnt in den Ländern, in denen zur Mittagszeit ihre Strahlen nach Süden hin fallen, die nun stetig fortschreitende Zerstörung oder wenigstens Einschläferung des Lebendigen. Nicht mit der zunehmenden Kälte, sondern mit der sich mehrenden Glut rückt der Winter heran. Heulende Stürme verkünden ihn auch hier, aber sie kommen vom Mittag her und nicht vom eisigen Nordpol. In allen Regenströmen fließt schon seit Monaten kein Tropfen mehr; das Wasser der Regenseen ist verdunstet.

Die gefiederten Bewohner der Wälder sind zum größten Teil bereits entflohen. Alle nordischen Wintergäste flogen ihrer frischgrünen Heimat zu. Aber auch unter den im Lande heimischen Vögeln begann mit dem Eintritt der Dürre ein Wandern und Reisen. Und so verließen mit dem kleinen schwarzen Storch (Ciconia Abdimii), der mit gleichem Vertrauen als unser weißer Storch (C. alba) zu dem Menschen kommt und auf dessen Wohnung die seinige errichtet, und vielen andern, hier gar nicht zu nennenden, auch der Nimmersatt (Tantalus Ibis) und der Ibis oder heilige Ibis (Ibis aethiopica, I. religiosa; Taf. 6, Abb. 2) das Land, um nach Süden zu wandern, der letztere scheinbar in der Absicht, noch heute seinen uralten Beruf zu üben, aus dem tiefsten, märchenhaften Innern sich Kunde zu holen, ob denn der heilige Strom sein göttliches Recht, zu schaffen und zu erzeugen, nicht wieder geltend machen wolle.

Aber auch dieses geht, wie alles Flüssige, seiner Armut, seiner Gefangenschaft entgegen. Zwar nicht mit kristallenen Banden schlägt ihn der Winter in Fesseln, aber er nimmt ihm gleichwohl seine Fülle, sein Leben; die Erde und die Luft teilen sich in seine Gewässer. Der Not der Armut zu entgehen, graben sich jetzt die merkwürdigen Lurchfische (Protopterus aethiopicus und Clarotes Heuglinii) tief in den feuchten Letten ein, um hier wie die echten Lurche ein Halbleben zu führen; ihrem Beispiel folgen Frösche und Kröten, Schildkröten und, wenn ihm der Verbindungsweg zu tiefen Flußstellen durch das Austrocknen des Flusses abgeschnitten ist, auch das Krokodil (Crocodilus niloticus), das zuweilen sechs Fuß unter der Oberfläche eines ausgetrockneten Flußbettes gefunden wird. Bäume und Kerbtiere vertrauen ihre Samen und Eier der erhaltenden Mutter Erde an; sie selbst erstarren und sterben.

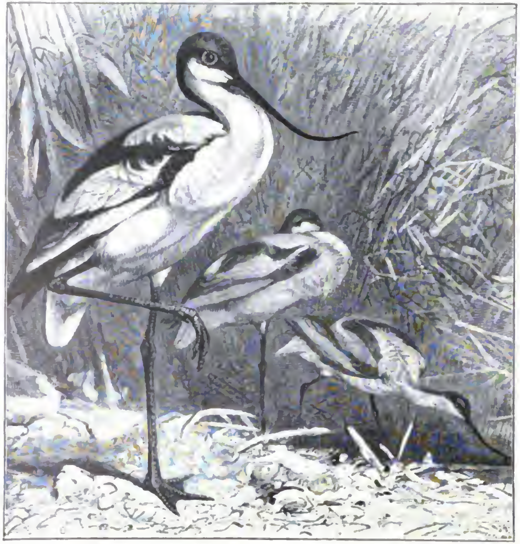
Die ganze Natur legt nunmehr ihr winterliches, farbenarmes Kleid an. Längst schon haben Bäume und Blumen ausgeblüht und ausgeduftet. Nur wenige leuchten noch saftig und grün aus dem verdorrten Blättermeer der andern hervor. Es ist kein Absterben und Verwelken, wie bei uns, kein Erblühen in Rot und Gelb vor dem Abfallen, wie bei uns zulande im Herbst, sondern das Fallen der Blätter beginnt plötzlich und ist rasch beendet. Wenn im Februar und März die gluthauchenden Winde daherbrausen, die in den Wüsten zum Samum, in Ägypten zum Chamsin werden — dieselben, die unter dem italienischen Namen Schirokko, dem spanischen Solano und dem deutschen Föhn und Tauwind auch in Europa wohlbekannt sind —, schrumpfen die Blätter zusammen wie gemähtes Gras im Strahl der Sonne, dörren vollständig



1. Die Lachmöwe (Larus ridibundus).



2. Der Ibis oder heilige Ibis (Ibis aethiopica, I. religiosa).



3. Der Säbelschnäbler (Recurvirostra avosetta).



4. Der Turmfalke (Falco tinnunculus)

aus und fallen teilweise noch grün zur Erde oder werden vom Sturme an den Bäumen selbst wie zu Pulver zerrieben.

Erst im April und Mai sieht man einzelne Strecken des Waldes im Herbstgewand. Jedoch kann man auch dann noch nicht von einem gleichmäßigen Welken und Abfallen sprechen, wie wir es zu sehen gewohnt sind, denn während einige, namentlich die meisten Mimosen (Mimosa nilotica, M. mellifera und andre) schon gänzlich ihres Laubes entkleidet sind, stehen andre, wie die Tamarinde (Tamarindus indica), der Nabakhstrauch (Zizyphus spina Christi) und viele Schlingpflanzen, zumal Cissus quadrangularis, noch im schönsten grünen Schmuck und wissen die Glut durch ihre Frische zu besiegen. Ja, gerade wenn die Hitze am größten und die Zerstörung bereits allgemein geworden ist, gerade dann hüllt sich eine Mimose, die bis dahin kahl dastand, in ein frischgrünes Frühlingskleid: es ist die „Harahsi", zu deutsch „die sich — durch ihre Dornen — Schützende"; ihren wissenschaftlichen Namen kenne ich leider nicht. Mir ist dieser Baum immer wie ein Prophet erschienen.

Wenn alle übrigen Bäume das vollste Leben entfalten, ist er des kommenden Todes Bild; wenn aber der starre Todesschlaf, den er verkündete, sich wirklich herabsenkt auf jene, wird er allein zum Künder und Bürgen des wiedererwachenden Lebens, scheint er allein, der nun in der traurigsten Zeit des Jahres prangende, den niedergebeugten Menschen und Tieren wieder Hoffnung geben und das Wort zurauschen zu wollen: „Es muß doch Frühling werden!" Denn die immergrünen Bäume können nie und nimmermehr zu Boten des Frühlings werden. Das habe ich in Afrika und in Spanien lebhaft gefühlt. Dort behalten außer den genannten auch noch einige lorbeerartige Bäume, hier mehrere Eichenarten und die Orangen ihren Blätterschmuck jahraus, jahrein und können uns wohl für Augenblicke an den Frühling erinnern. Wenn dieser aber den ihre Blätter wechselnden Bäumen schmeichelt, bis sie mit frischem Grün ihn predigen wollen, dann merken wir erst, wie düster, wie tot jene uns erscheinen. Und deshalb nenne ich die Harahsi den Frühlingsbaum des Innern Afrikas; wohlverstanden denjenigen, der ihn lange im voraus kündet. Denn noch liegen mehrere böse Monate zwischen dem Erleben der Harahsi und dem ersten Regenguß, des afrikanischen Frühlingserweckers.

Mit jeder Woche schreitet die Zerstörung immer weiter vor. In der Steppe ist sie bereits vollständig geworden und hat Armut und Hunger mit sich gebracht. Die Regenteiche sind hier längst versiegt, und nur die

tieferen Brunnen enthalten noch etwas Wasser, das tropfenweise aus den Wänden des Brunnenschachtes herabsickert und kaum hinreicht, dem täglichen Bedarfe einer einzigen Herde zu genügen. Der Graswald ist vollständig dürr geworden und auf große Strecken hin von den Herden der Nomaden niedergestampft oder vom Sturmwind entwurzelt und weggefegt.

Die Herden sind erstaunlich abgemagert und überaus entkräftet. Von dem Fettpolster auf dem Rücken der Kamele ist kaum noch eine Spur wahrzunehmen; an den Rindern kann man fast alle Knochen des Brustkorbes zählen. Zudem wütet eine entsetzliche Plage unter ihnen. Die Maden einer noch unbestimmten Binsfliege, des überaus gefürchteten „Tuban" der Eingebornen, fressen sich in und unter der Haut der armen Haustiere groß, und Hunderte von Kamelen fallen der Plage zum Opfer, ebenso viele Antilopen.

Über den zerstampften Flächen wirbelt der Südwind den Staub auf, erhebt ihn hoch in die Luft, verfinstert den Himmel und jagt ihn wie rasend durch Zelte und Hütten, oder aber er fegt Stellen der Ebenen von allen Pflanzen rein und führt mit diesen einen Wirbeltanz auf. Der Boden klafft und reißt an allen Stellen, wo er fett und fruchtbar ist, und fußbreite, tiefe Spalten bilden sich. Dabei nimmt die Hitze, die Schwüle in beängstigender Weise zu. Alles Angenehme ist verschwunden, alles Unangenehme zeigt sich unverhüllt. Die widerwärtigsten Dornen und Disteln, Stacheln und Kletten sind nicht verweht oder abgestumpft worden, sondern haben gerade durch die Dürre erst volle Befähigung erlangt, Menschen und Tiere unglaublich zu quälen. Die häßlichsten Geschöpfe der Steppe, Taranteln, Skorpione und Schlangen, wurden von der Glut nicht mit eingeschläfert, sondern erhielten gerade durch sie erst ihre volle Lebenstätigkeit. Besonders des Nachts macht sich dieses Ungeziefer in überraschender Menge auf, um seine Wege zu wandeln.

Ich darf versichern, daß es auch für den mutigsten Mann furchterregend ist, seinem zum Schutze gegen stärkere Bewohner der Steppe angezündeten Feuer, Scharen (wirklich Scharen) von großen, bissigen Spinnen und Skorpionen und sämtliche im Bereich der Lichtstrahlen des Feuers liegende Schlangen zulaufen und kriechen zu sehen. Ich verbürge mich für die volle Wahrheit, wenn ich berichte, daß ich mit meinen Leuten an mehr als einem Abend sechs und acht Vipern in der Nähe des Feuers im Lager gefangen und der Kürze halber gleich in die Flammen geschleudert habe.

Das ist die Zeit, der April und Mai unsres Jahres, in welcher der Nomade aus der Steppe aufbricht von seinen früheren, höhergelegenen Lagerplätzen, um an einem der Ströme für seine gequälte Herde reichlichere Nahrung zu finden. Denn hier, im Bereich des vom belebenden Wasser gespendeten Segens sind doch noch immer einige Gebüsche grün geblieben. Ja, hier und da gibt es sogar köstliche, wiesenähnliche Matten in den Wäldern, die jetzt begrünten, mit saftigem Grase bestandenen Becken der erst kürzlich eingetrockneten Regenteiche. Aber freilich sind wenig solche Plätze zu finden, und der Zehrer werden immer mehr. Dazu finden sich auch bald die allerfurchtbarsten Feinde der Herden in der Nähe solcher Schutzorte ein. Denn mit den Hirten ziehen sich auch die Verfolger der Herde zum Flusse herab; mit den Rindern erscheinen regelmäßig die früher in der Steppe wohnenden Löwen am Ufer des Stromes.

Wie im Hochgebirge oder in den waldreichen Strecken des Nordens ebenfalls im Winter die hungrigen Wölfe mit schauerlichem Geheul ihren Sommeraufenthalt verlassen und das Gehöft des Menschen umschleichen und umlauern, kommen hier die gewaltigen Könige der Tierwelt, um von dem viehbesitzenden Nomaden ihre nicht zu verweigernde Gerechtsame einzufordern. Es ist eine ganz entschiedene Tatsache, daß der Löwe dem Nomaden auf allen Schritten folgt und ihm nachzieht, mag er sich wenden, wohin er will. Deshalb vernimmt man in den Monaten Mai und Juni den Donner aus der Löwenbrust allnächtlich in den größeren Waldungen aller Ströme südlich des 16.° nördl. Br. Es ist, als ob in dieser Zeit die Könige des Waldes allein das Wort zu führen hätten; denn die Glut hat den Menschen friedlich gemacht. Neben der kunstreichen Hütte des im Waldesschatten lebenden Hassanie schlägt der raubgierige Kababisch seine Zelte auf und lebt mit jenen und sogar den Negern im Frieden. Alle Menschen sind gleich hart bedrückt. Es fehlt ihnen eben an dem kostbarsten aller ihrer Bedürfnisse — dem Wasser!

Dieses ist auch in den Strömen ungemein zusammengeschmolzen. Oft genug tut man einen Blick in die Tiefe des Strombettes, der einigermaßen mit Schreck erfüllen könnte. Denn was die Flüsse während ihres höchsten Wasserstandes verhüllten, wird offenbar. Reihenweise auf allen Inseln und Sandbänken gelagert, zeigt sich das Krokodil unbesorgt den Blicken des ihm gegenüber hier machtlosen Menschen. Oft sieht man zehn dieser gefährlichen Lurche auf einer einzigen Sandbank oder Insel. Schon am 20. Februar zählten wir im Blauen Fluß während der Tagesfahrt ihrer einige dreißig. Wenn man sich einer von

ihnen im Besitz genommenen Insel nähert oder sie betritt, springen sie, wie bei uns zulande die harmlosen Frösche, eiligst ins Wasser; selbst das größte denkt nicht daran, den Menschen auf dem Lande anzugreifen, so gefährlich es ihm auch im Wasser wird. Hier richten sie viel Unheil an. Und es gibt schwerlich ein Dorf längs der Ufer beider Hauptströme Ostsudans, das nicht mehrere seiner Bewohner, namentlich Frauen — weil diese, um Wasser zu schöpfen, am häufigsten in den Fluß waten — verloren hätte. In den Regenströmen, die bloß während des Frühlings wasserreich sind, werden die Krokodile gezwungen, sich in den Schlamm einzuwühlen und hier in einem schlafähnlichen Zustand bessere Zeiten abzuwarten. In dem oft auf große Strecken hin überschwemmten Urwalde suchen sie gern in dichten Hecken Schutz, und diese verbergen sie, wie ich aus Erfahrung weiß, auch längere Zeit hinlänglich.

Außer diesen gefährlichen Tieren bemerkt man während der Zeit der Dürre überall Spuren des Daseins andrer Strombewohner, nämlich der Nilpferde, oder sieht sie selbst, wenn sie ihre ungeschlachten Köpfe aus den Fluten erheben und brausend das in ihre Nasenhöhlen gedrungene Wasser ausstoßen. An steileren Stromufern findet man einzelne sehr begangene Pfade, auf welchen das Tier nächtlich zur Äsung emporklimmt; im Walde bezeichnen die riesigen Klumpen seiner Losung den von ihm eingeschlagenen Weg.

Der Wassermangel läßt übrigens auch freundlichere Blicke tun. Viele Vögel, deren Leben im Strombett beginnt, verfließt und endet, mußten den tiefsten Wasserstand abwarten, ehe sie an ihr Brutgeschäft denken konnten. In den Monaten Februar bis Mai findet man die Eier und Jungen mehrerer Strand- und Wasservögel im und auf dem Sande der Inseln, erstere freilich gar nicht so leicht. Es ist eine bekannte Sache, daß die Eier aller Vögel, die auf der Erde nisten, der Farbe des Bodens täuschend ähneln und deshalb sehr oft übersehen werden. Nun hat einer der reizendsten Inselbewohner des Nils noch die wohl bloß ihm eigene Gewohnheit, seine Eier geschwind mit Sand zuzudecken, wenn er Gefahr für sie befürchtet; hierdurch erschwert er natürlich das Auffinden des Nestes außerordentlich. Dieser allerliebste Gesell verdient besondere Erwähnung, denn gerade jetzt wird sein ganzes Treiben offenbar. Ich meine den Regenvogel — warum er so heißt, weiß ich nicht — (Pluvianus oder Hyas aegyptiacus), den kecksten, gewandtesten Burschen, den man sich denken kann. Die Eingebornen nennen ihn Krokodilwächter (Rhafir el Timsach), und bezeichnen ihn trefflich mit diesem

Namen. Es ist der schon den Alten wohlbekannte Kladarorhynchos, von dessen Freundschaft zum Krokodil sie bereits unterrichtet waren. Er bewohnt bloß die Ufer und Inseln des Stromes. Hier scharrt er sich auch die einfache Vertiefung im Sande, in die er seine wenigen sandfarbenen Eier legt. Dieselben Inseln sind nun, wie bemerkt, die Erholungsplätze des Krokodils, und da er von Jugend auf mit diesen gestrengen Herren zusammen gewohnt hat, ist er sehr mit ihnen vertraut geworden. Seine Keckheit muß ihn als Freund, seine Achtsamkeit als Wächter des Krokodils erscheinen lassen. Er läuft nämlich ungescheut nicht nur auf dem Rücken des Ungeheuers herum, sondern auch dicht neben dessen zähnestarrenden Rachen hin; ja, er nimmt nicht nur Schmarotzertiere des Krokodils (namentlich Egel) von dem Panzer weg, sondern sogar Speisereste zwischen den Zähnen heraus, ohne jemals befürchten zu müssen, von seinem vornehmen Freunde freundlichst verschlungen zu werden. Seine Schnelligkeit und Gewandtheit schützt ihn hinreichend vor etwaigen Ausbrüchen übler Laune des Ungeheuers, das er, wenn es schläft, sobald sich irgend etwas Verdächtiges zeigt, durch sein helles Geschrei erweckt und gleichsam zur Flucht antreibt. Er ist so keck und behend, daß er selbst an der Mahlzeit des prachtvollen Seeadlers der Wälder (Haliaëtos vocifer) teilnimmt, wie ich beobachtete.

Wie er, verwahrt auch ein Kiebitz (Hoplopterus spinosus) seine Eier vor dem Auge des Spähers; nur die Dickfüße (Oedicnemus crepitans und affinis) und mehrere Regenpfeifer legen sie einfach in eine flache Grube, ohne sie zu verhüllen; sie wissen, daß die Farbe der Eier deren bester Schutz ist. Auf einzelnen Inseln siedelte sich wohl auch eine zahlreiche Gesellschaft des merkwürdigen Scherenschnabels, jenes den Seeschwalben verwandten, aber nächtlich lebenden schwermütigen Vogels, an und scharrte ihre Nistlöcher in den Sand. Man erkennt sie sofort an der strahlenförmig vom Neste auslaufenden, feinen, wie mit einem Messer eingerissenen Strichen, die der brütende Vogel zum Zeitvertreib in den Sand zeichnet.

Die Vernichtung geht noch einen Schritt weiter. In der Steppe wütet jetzt beinahe allnächtlich das F e u e r. Der Nomade versucht sein Weideland vom Ungeziefer zu reinigen und für das nächste Jahr zu düngen. Zu diesem Zweck zündet er bei starkem Wind einfach den Graswald an geeigneter Stelle an. Augenblicklich fast, aber gewaltig, riesenhaft greift das Feuer um sich. Mit der ganzen Schnelle des Sturmes jagen die Flammen über die Ebene dahin. Auf Meilen breitet das

Feuermeer sich aus, eine Wolke von Qualm und Rauch oder eine dunkelrot glühende Lohe an das Himmelsgewölbe heftend. Nicht selten erreicht das Feuer den Urwald und schlängelt sich, gefräßig wie es ist, an allen dürr gewordenen Schlingpflanzen selbst bis zu den Kronen der Bäume empor. Gleichwohl vernichtet es selten die frischen Bäume. Ich erinnere mich nur einer einzigen Stelle des Urwaldes, an der es das Pflanzenleben vollständig vernichtet hatte, jedoch ohne daß auch hier die Bäume verzehrt worden wären. Und niemals habe ich erzählen hören, daß es, wie es bei uns und in Amerika geschieht, ganze Waldungen verschlungen hätte. Möglich, daß der Mangel an harzbildenden Bäumen in Afrika einen Waldbrand verhindert, möglich auch, daß manche Beschreibungen von Waldbränden in Amerika Übertreibungen sind, wie ich sie mir eben nicht zuschulden kommen lassen mag. Dagegen ist es wahr und von mir selbst beobachtet worden, daß der Steppenbrand seine zündenden Pfeile auf die Strohhütten eines Dorfes schleudert und sie binnen wenigen Minuten vernichtet.

Obgleich ein solcher Brand trotz der Menge des Brennstoffes und seiner leichten Entzündung niemals zum Verderben eines berittenen oder vorsichtig das Feuer mit Feuer bekämpfenden Menschen werden kann, regt er doch die ganze Tierwelt der Steppe aufs höchste auf. Er treibt natürlich alles Lebende, das die hohen Gräser versteckten, in die Flucht und steigert diese durch seine schnelle Ausbreitung zuweilen zum wildesten Rennen. Alle Steppentiere fliehen schreckenerfüllt, wenn sich ihnen das Feuer nähert. Die Antilopen jagen mit dem Sturm um die Wette, Leoparden (Felis pardus L.) und Geparden oder Jagdpanther (Felis guttata) mischen sich unter sie; beide vergessen der Feindschaft und des Würgens aus Furcht vor dem stärkeren und gemeinsamen Feinde. Unmutig erhebt sich der Löwe, laut brüllt er auf: — dann aber gesellt auch er sich zu den Flüchtenden. Die Höhlentiere, z. B. das Erdferkel (Orycteropus aethiopicus), Schuppentier (Manis Temminckii), die Erdeichhörnchen (Xerus leucoumbrinus und X. rutilus), Stachelschweine (Hystrix cristata), Springmäuse (Dipus) und andre flüchten sich in ihre sicheren Baue und lassen das Flammenmeer über sich wegfluten; auch sie werden nicht von ihm erreicht.

Die Vernichtung gilt hauptsächlich dem kriechenden Gewürm, an dem, wie bemerkt, die Steppe so reich ist. Die Schlangen vermögen es nicht, sich dem eilenden Feuer zu entwinden; die Skorpione, Taranteln und Tausendfüße werden sicher von ihm erreicht. Ja, das Feuer lockt

sogar ihre lebendigen Feinde noch herbei. Den leichtbeschwingten oder schnellfüßigen Vögeln ist der Steppenbrand ein höchst willkommenes Zeichen. Sie wissen, daß ihnen dabei reiche Beute wird. Vor der Flammenlinie harren die fliegenden und laufenden Schlangenjäger, namentlich der kurzzehige Schlangenadler (Circaëtos brachydactylus) und der Gaukler (Helotarsus ecaudatus), sowie der mehr laufende als fliegende Stelzengeier oder Sekretär (Gypogeranus serpentarius, S. secretarius) auf die flüchtigen Lurche. In den dichtesten Rauchwolken tummeln sich verschiedene Kerf- und Mäusefänger beharrlich herum, um allen fliegend oder laufend enteilenden Kleintieren den Weg zu vertreten. Man sieht regelmäßig Weihen, Gleit- und Rötelfalken (Circus pallidus, Elanoïdes Riocourii und Cenchrëis tinnuncula), Segler (Cypselus caffer und C. parvus) und Bienenfresser (Merops superbus, M. Cuvieri und M. minutus) durch den Rauch streichen, sich erheben und senken, um gute Jagd zu machen. Zuweilen fliegen sie dicht über den Flammen dahin, zuweilen fast mitten durch sie hindurch, bald sind sie vor, bald hinter der Linie. Ihr freudiges Geschrei dringt sogar durch das Knistern und Zischen der Flammen; ihre Flugreigen erfreuen den nahe genug stehenden Beobachter. So hat auch dieses im ganzen furchtbare Schauspiel seine anziehenden Kleinbilder.

Mit dem Aufhören des Sturmes ersterben die Flammen. Die Steppe ist abgemäht, eine Schicht fruchtbarer Asche liegt auf dem Boden. Mit dieser treibt nun der immer unangenehmer, drückender werdende Südwind sein Spiel, vermengt sie mit Staub und Sand und jagt sie in dicken Wolken über das dürre Land. Die Hitze steigert sich durch die Südwinde immer mehr; die Zeit der Glut auf Erden ist angebrochen. Das irdische Feuer ist gar nicht zu vergleichen mit dem, das der Himmel sendet. Wer es nicht selbst erlebt, erduldet hat, ist unfähig, sich eine Vorstellung von einer Hitze zu machen, in welcher — allerdings bei Südwind — der Wärmemesser bis auf 45° R im Schatten zeigen kann. Wer es nicht selbst erfuhr, welche Qualen und Leiden die zwei Monate vor der Regenzeit mit sich bringen, dem kann keine Beschreibung anschaulich werden. Man weiß nur dann, daß man schwitzt, wenn man sich in einem kühlen Raume aufhält. Denn in der freien Luft trocknet die Glut des Tages jeden Schweißtropfen auf, sowie er aus den Poren auf die äußere Haut tritt.

Man leidet an allgemeiner Erschlaffung und grenzenloser Abspannung, der Geist ermüdet ebensosehr als der Leib. Oft quält das brennendste Kopfweh den Fremden wie den Eingebornen, ohne daß

ein eigentlich krankhafter Zustand stattfände; oft peinigt entsetzliches Jucken am ganzen Körper. Ein kurzer Weg in der Glut des Tages bringt das Blut in fieberhafte Wallung und ermüdet mehr als eine stundenlange Fußreise in unserm Klima. Die sonnengebräunte Oberhaut des Weißen schält sich unter schmerzhaftem Brennen, sooft er sich der Sonnenglut etwas länger als gewöhnlich aussetzte; die leichtesten Schuhe drücken den Füßen Blasen. Das Wort „Lëila" (Nacht), dessen süßer Zauberklang jeden umstrickt, weil die Nacht der Länder, in denen sie Lëila heißt, unbeschreiblich lieblich ist, verliert seinen Klang und seine Bedeutung; denn die Nacht ist fast fürchterlicher geworden, als es der böse Tag war. Der ermüdete Leib sucht vergeblich den Frieden im Schlummer zu finden, den ihm der Tag verweigerte. Der glühende Südwind, der seine Staubwolken in jedes Zimmer jagt, läßt es dazu nicht kommen. Jetzt vermag das geängstigte Herz keinen Trost, keine Hoffnung mehr zu finden. Ach, auch der Hoffnungsbaum Harahsi läßt seine welken Blätter hängen; der nächste Sandsturm wird sie ihm entführen!

Und wo sind die Vögel hin, deren Lebensfreudigkeit, Fröhlichkeit, Mut, Heiterkeit, Gesangeslust und Liederfülle das arme Menschenkind so oft zu erheitern und zu trösten wußten? Die meisten von ihnen sind weggezogen. Die teuren Bekannten aus der Heimat flogen ihrem schönen, grünen Norden zu; andre, die man schon liebgewann, gingen nach dem Süden zurück; und die wenigen, die noch blieben, sind stumm und traurig geworden.

Alles wird öder und winterlicher. Einen Tag wie den andern sendet die flammende Sonne ihre entsetzliche Glut auf die hier fast ertötete Erde herab, eine Nacht wie die andre bringt ihre drückende Schwüle mit sich. Auf allen grasfreien Ebenen breitet jetzt tagtäglich die Luftspiegelung ihren grauen Dunstsee aus; einzelne Orte schwimmen fast drei Monate lang in ihm.

Selbst der Himmel ändert sein bisher ungetrübtes Blau in fahlere Farben um. Trockner, nebelartiger Dunst verhüllt die Sonne, nimmt ihr jedoch nicht ihre Glut. Im Gegenteil scheint die Schwüle gerade dann besonders zuzunehmen, wenn der ganze Gesichtskreis mit diesen Dünsten, die alles wirklich Vorhandene zu Trugbildern umwandeln, verdüstert ist. Man darf sich nicht wundern, wenn einem jede Arbeit, ja fast jede Bewegung zuwider wird, wenn mit der zunehmenden Hitze auch der Geist erschlafft; denn auch der Mensch muß mit Geist und Leib an dem allgemeinen Ersterben teilnehmen. Freilich gibt es zuletzt auch

keine Erholung mehr; kein kühlender Hauch aus Norden fächelt die Stirn, kein Blütenduft, kein Vogelgesang, kein Zaubergemälde in Farben und Tönen erfrischt die Seele. Alles Lebendige sinkt in Todesschlaf, alles Dichterische verschwindet. Mensch und Tier verwelken jetzt wie früher Gras und Bäume, und gar mancher Mensch und manches Tier erliegen.

Es ist eine furchtbare Zeit. Sogar die Luftströmungen, die sonst Frische und Kühle mit sich bringen, werden zur Plage. Der Samum, der unter seinen verschiedenen Namen überall gefürchtet wird, haucht seinen „giftigen" Odem über das Land: Er nimmt, als sei er allein noch nicht mächtig genug, allen Staub auf und führt ihn mit sich durch die Luft, wirft ihn durch die glaslosen Fenstergitter der besseren Wohnungen in den Städten, durch die niedere Tür der Strohhütte des Eingebornen. Er allein hat jetzt die Herrschaft und übt sie, wie ein Tyrann die geraubte Gewalt, in furchtbarer Weise.

Der Juni rollt dahin; der Juli endet, was seine Vorgänger begannen. Die Zerstörung erreicht ihren höchsten Grad. Aber nunmehr zeigen sich auch einzelne Vorboten des Frühlings und rufen die Hoffnung wach, daß es bald besser werde. Der grauenvolle Südwind scheint seine Herrschaft niederlegen, dem von ihm vollends zerstörten Reiche wieder Leben, Frische, Kraft, Frieden und Fülle bringen zu wollen. Zwar kann sich, solange die Südwinde noch wehen, keine Wolke bilden, kein Gewitter zusammenziehen und entladen; aber ihre Wut ermattet mehr und mehr. Ja fast scheint es, als ob der Wind mit seiner Stärke auch seine Glut verlöre; denn er weht zuweilen wahrhaft frisch. Es ist keine Täuschung: das Ende des glühenden Winters naht heran, und der kühle Frühling will einziehen in das verödete Land.

5. Ein Abendbesuch bei Pelikanen.

Mein letzter Jagdausflug, den ich im Auftrage und später im Geleit seiner Hoheit des Herzogs von Koburg-Gotha unternahm, war eben keine Lustreise. Dazu gab es zu wenig Zeit. Ich reiste mit der englischen Überlandpost binnen noch nicht ganz vierzehn Tagen von Leipzig bis Aden und fuhr von dort noch am Tage meiner Ankunft auf einer eigens gemieteten Fischerbarke wieder ab nach Massaua.

Ein Blick auf die Karte genügt, um festzustellen, daß man zur Fahrt

von Aden nach letztgenannter Stadt den ganzen Meerbusen von Aden und das Bab el Mandeb durchschneiden und dann noch in schiefer Richtung das Rote Meer überfahren muß. Bei recht günstigem Wind kann solche Reise in drei bis vier Tagen zurückgelegt werden; bei widrigem Wetter kommt es vor, daß man über einen Monat vor dem Bab el Mandeb liegen muß, ehe der Schiffsführer imstande ist, die starke Strömung zu überwinden und in das Rote Meer einzufahren, wo er dann, so gut oder so schlecht als möglich, mühsam zwischen den Klippen dahinkreuzt, wenn es irgend geht, in nächster Nähe der Küste. Wir hatten anfänglich guten, dann aber sehr schlechten Wind, und deshalb mußten wir bei der Eile, die ich hatte, jeden Augenblick wahrnehmen, um noch rechtzeitig in Massaua einzulaufen. Dies bedauerte ich um so lebhafter, weil das Rote Meer im Süden ein überaus ergiebiges Gebiet der anziehendsten Jagden ist, die ein Forscher nur machen kann.

So vogelarm der lange, schmale Meerbusen im Norden ist, so großen Reichtum entfaltet er im Süden. Es gibt dort wirkliche Vogelberge, wie im hohen Norden. Manche der kleinen vulkanischen Felseilande sind seit Jahrhunderten so beliebte und besuchte Wohnorte der Vögel, daß man hier mit gutem Gewinn und leichter Mühe ihren Dünger aufsammeln könnte. Eine dichte Schar von zwei verschiedenen Arten Tölpel, sechs bis acht Arten Möwen, mehreren Arten Seeschwalben und Pelikanen sitzt hier Tag und Nacht zu Hunderten vereinigt, um zu verdauen, und eine dichte lebendige Wolke umgibt die Gipfel vom Morgen bis zum Abend.

Hart an solchen Eilanden ging unsre Fahrt vorüber, aber weil das Glück mir nicht wohlzuwollen schien, regelmäßig mit dem vortrefflichsten Wind, so daß unser leichtes Boot mit seinen großen Segeln in nichts zu wünschen lassender Eile dahinjagte. Einige Male kamen wir förmlich in jene Vogelwolken hinein, und da wurde dann natürlich auch das treue, auf meinen früheren Reisen in Spanien, Norwegen und Lappland erprobte Jagdgewehr vorgenommen, und rechts und links stürzten die längst bekannten, aber immer noch seltenen, von Heuglin entdeckten, in allen Museen noch fehlenden Tölpel in die salzigen Wellen. Aber an ein Aufhalten der Fahrt, an ein Herausfischen der Beute war nicht zu denken! Die Takelung der arabischen Schiffe des Roten Meeres ist so vorweltlicher Art, daß zu jeder Segelwendung die Rahe im Mast niedergelassen, mühsam herumgedreht und dann wieder aufgezogen werden muß. Mehr brauche ich gar nicht zu sagen, um zu beweisen, daß wir längst auf mehrere hundert Ellen weit an den Erlegten vorbeigeschossen

waren, ehe nur ein Anhalten hätte bewirkt werden können, denn daß ein Reffen des Segels mehr Arbeit macht als das bloße Wenden, versteht sich von selbst. Und mit dem Reffen wäre es überdies noch nicht abgemacht gewesen; man hätte auch noch das kleine Boot, das im Bauche des größeren lag, ins Meer lassen müssen. Kurz, jeder aufzunehmende Vogel hätte mindestens einen Aufenthalt von einer halben bis dreiviertel Stunden verursacht; und diese halben Stunden hatte ich eben nicht.

So schien es, daß ich, ohne einen Vogel erbeutet zu haben, nach Massaua gelangen würde. Ich schmollte natürlich mit meinem widrigen Geschick, ergab mich aber so gut als tunlich in das Unvermeidliche. Doch sollte es noch anders kommen. Ich fand Gelegenheit, eine Jagd auf Pelikane zu machen, wie sie mir vorher noch nie geboten worden war.

Der Pelikan, den unsre Tierbudenbesitzer regelmäßig als Aushängeschild zu benutzen pflegen, und der deshalb wohl allen meinen Lesern bekannt sein dürfte, bewohnt in mehreren Arten Afrika, das als sein eigentliches Heimatsland angesehen werden muß. Zwar kommen drei verschiedene Arten dieser merkwürdigen Sippe auch in Europa vor, niemals aber in den ungeheuren Scharen, in denen sie sich in Afrika finden. Schon in den Strandseen Ägyptens vereinigen sich während des Winters, der auch die nördlicher wohnenden nach dem gastlichen Erdteil treibt, Gesellschaften, von deren Stärke man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Auf weite Strecken hin bedecken sie den See; aus der Ferne betrachtet, erscheinen sie wie ungeheure weiße Seerosen. Zur Zeit der Nilüberschwemmung sieht man Heere von ihnen auf den unter Wasser gesetzten Fluren des Deltas, zwischen den Dämmen, welche die Dörfer miteinander verbinden, dahinrudern und fischen. Und einzelne, rings vom Wasser umflutete Sandbänke sind zuweilen von ihnen so überfüllt, daß Kampf und Streit um die Sitzplätze entsteht, wenn neue hinzukommen. Auf den einzelnen Mimosengruppen, die auf den Strominseln des Weißen und Blauen Nils sich finden, sitzen sie manchmal in solcher Menge, daß es scheint, als wäre der ganze Hain mit großen, weißen Blüten bedeckt, und die gewaltigen Adansonien, nahe an den Flüssen, erhalten gerade zu der Zeit, wo sie blätterlos sind und ihre dicken Äste und Zweige so sonderbar in die Luft hinausrecken, durch sie einen gar wunderbaren Schmuck. In ebenso großer Anzahl, obgleich der vielen günstigen Stellen halber mehr verteilt, finden sie sich auf dem Roten Meere. Dieses ist ein wahres Eldorado für sie. Es ist reicher an Fischen als irgendein andres Meer,

und die schuppigen Wasserbewohner, die Beute, der die Pelikane eifrig nachstreben, bevölkern gerade jene großen, seichten, von der Sonne so recht durchglühten, pflanzenreichen Stellen in besonderer Menge, bis zu deren Grunde der langhalsige Vogel mit seinem Hamenschnabel hinabreichen kann. Es ist also kein Wunder, daß hier unsre Tiere sich bleibend angesiedelt haben und mit unermüdlicher Ausdauer Guano bereiten, vielleicht in der Hoffnung, sich hierdurch noch als recht nützliche Mitglieder der Vogelklasse zu beweisen.

In einer Versammlung unsrer deutschen Vogelkundigen erzählte einmal ein junger Mann von seinen Reisen, die er in die Donautiefländer unternommen hatte, ausschließlich zu dem Zweck, die dort lebende Vogelwelt zu beobachten. In seinem Berichte wiederholte er dreimal, daß er Pelikane gesehen, sich mühsam an dieselben herangeschlichen und dieselben auch erlegt haben würde, wenn —. Ich konnte mich bei jenem Vortrage des Lächelns nicht erwehren, wenn ich daran dachte, wie ich früher in Afrika den Pelikanen mitgespielt hatte, fühlte aber in die tiefste Seele unsres jungen Vogelkundigen hinein, wie nahe es ihm gegangen sein mochte, die schönen Vögel ziehen lassen zu müssen. Denn derjenige, in dessen Brust auch nur ein Funke von dem Jagdfeuer glüht, versteht ohne Worte, daß ein so sonderbar gestalteter schöner, großer Vogel, dessen ganzes Wesen und Leben ebenso eigentümlich ist als seine Gestalt, notwendigerweise zur Jagd auffordern muß. Ich meinesteils hätte eigentlich zufrieden sein können mit den Jagderfolgen, die ich gerade bei den Pelikanen gehabt hatte. Aber mir kam es darauf an, die im Roten Meere wohnenden, früher nicht beobachteten Arten zu erbeuten, um auf den großen Altar der Wissenschaft wieder ein Scherflein werfen zu können, wie sie es verlangt.

Am fünften oder sechsten Tage unsrer Fahrt auf dem Roten Meere gelangten wir in eine jener Gegenden, wo die Pelikane als gemeine Tiere angesehen werden müssen, d. h. wo sie kaum minder häufig sind, als bei uns zulande die Sperlinge. Wir waren in die Nähe der Dahlakinseln gekommen und schon an einigen Eilanden vorübergefahren, die der braune Eingeborne nur zeitweilig mit seinen Viehherden besucht, während der übrigen Zeit aber dem Geflügel der Meeres zur alleinigen Benutzung überläßt. Hier saßen die Pelikane, Regimentern vergleichbar, in unglaublicher Menge am Strande, teils um verdauend auszuruhen, teils beschäftigt mit dem zeitraubenden Putzen, Ordnen, Glätten und Einfetten des Gefieders, welche Arbeit ja den

Vögeln, wie bekannt, einen guten Teil ihrer Zeit wegnimmt. Manchmal hatte es den Anschein, als ob große Herden blendendweißer Schafe auf der Insel weideten, und ich begriff jetzt erst, wie die Schiffer dazu kommen konnten, die Albatrosse, die in südlichen Meeren in ähnlicher Weise sich zeigen, mit dem Namen „Kapschafe“ zu beschenken. Hier war aber mit der Jagd nichts zu machen, denn sonderbarerweise zeigten sich die doch ganz unbehelligten Pelikane scheuer als irgendwo. Sie wichen dem Boote mit der größten Sorgfalt aus und erhoben sich augenblicklich, wenn unser Führer, der meinetwegen ein menschliches Rühren zu verspüren schien, den Versuch machte, sich ihnen zu nähern. Ich schoß einige Male mit der Büchse vergeblich unter die Haufen, fand es aber bald unterhaltender, einem der hier sehr häufigen Haifische oder einem der immer und immer wieder auftauchenden Delphine eine Kugel auf den Pelz zu brennen. Schließlich hatte ich die Jagd entsagend aufgegeben. Da half mir ein glücklicher Zufall doch noch zur Erfüllung meines Wunsches.

Auf unserm Boote war wegen der langen Fahrt das Brennholz ausgegangen, und unsre Matrosen, die jetzt, während des Ramadan, überhaupt nur eine Mahlzeit genossen, taten alles mögliche, um eine Landung zu bewerkstelligen. Eine kleine Insel, die „Djesiret el Namuhs“, schien ihnen besonders geeignet zu sein, sich mit neuem Vorrat zu versehen. Auf sie hin wurde also das Schiff gelenkt. Ich erfuhr beiläufig, daß die Insel von Menschen verlassen sei und auch niemals bewohnt werden könne, weil sie ihren Namen mit erschreckender Wahrheit betätige. Djesiret el Namuhs bedeutet nämlich die Mückeninsel, und nach den Versicherungen unsrer Matrosen sollten diese kleinen Quälgeister der höheren Geschöpfe in geradezu unglaublichen Scharen dort heimisch sein.

Gegen Abend stieg das Eiland über den Meeresspiegel heraus, und nach weiterer Fahrt zeigte es sich als ein ausgebrannter Krater, der ringsum mit einem dichten Wald mittelhoher Bäume oder besser hoher Büsche bewachsen war. Auf dem grünen Rande sah ich zu meiner nicht geringen Freude dicht aneinander jene lebendigen weißen Blüten, welche die Pelikane und Reiher ihm eingestickt hatten. Die Mückeninsel war ein Schlafplatz der von mir gewünschten Vögel, und wie es schien, hatte sich ein guter Teil der Bewohner des Roten Meeres hier versammelt.

Ich beschloß, sofort den zum Schlafen aufgebäumten Vögeln einen Besuch zu machen. Nächtliche Jagden habe ich von jeher mit besonderer Liebe betrieben, weil sie bei vielen Tieren, und zumal bei Vögeln, ge-

wöhnlich am sichersten zum Ziele führen. Man kann sich da so hübsch verstecken, und der arme, fliegende Schelm, den man aus seinen ersten Träumen aufstört, hängt viel zu sehr an dem einmal gewählten Platz, als daß er gleich flüchten sollte. Er zeichnet sich auch, wenn die Nacht ziemlich dunkel ist, im Fliegen noch immer klar genug ab, um es dem Schützen möglich zu machen, das Todesrohr einigermaßen sicher zu richten.

Bald nach Sonnenuntergang waren wir zur Stelle und warfen den Anker in eine jener seichten, mit dem reinsten Sande erfüllten Straßen, die zwischen den Korallenbänken verlaufen und schon von weitem sichtbar sind. Das kleine Boot wurde ausgehoben, in das Wasser gelassen und mit vier Matrosen bemannt. Ich hatte kaum mehr Platz zum Sitzen. Rasch steuerten wir der Insel entgegen. Als wir dort ankamen, war die Nacht bereits eingetreten. Ich ging längs des Strandes dahin, mühselig mir einen Weg suchend; denn bald kam ich an Stellen, wo das Gebüsch bis hart an das Wasser heranreichte, oder an andre, wo die Korallenbänke erhoben worden waren, aber noch ganz ihre Zerklüftung beibehalten hatten. Hier konnte jeder Schritt gefährlich werden. Man konnte, ohne es zu ahnen, in eine jener tiefen Höhlungen versinken, die, Brunnen ähnelnd, in den Korallenkalk eingetieft und gewöhnlich mit dem durchsickernden oder überflutenden Wasser gefüllt sind. Drei von den Matrosen wendeten sich in der entgegengesetzten Richtung, um Holz zu sammeln, der vierte begleitete mich, und seinen Falkenaugen überließ ich es auch gern, den passendsten Weg zu suchen; ich hatte ohnehin mit meinen Augen genug in der Höhe zu tun.

Sobald wir den Busch betraten, fanden wir, daß die Insel ihrem Namen Ehre machte. Noch war es still zwischen den Bäumen, und wir konnten deshalb das bekannte und gehaßte Schwirren der Mücken deutlich genug vernehmen. Wie hungrige Blutegel fielen sie über uns her. Nach wenigen Augenblicken waren wir von einer Wolke umgeben, und diese nahm an Dichtigkeit und Größe zu, je weiter wir vorwärts schritten. Aber das jetzt sich regende Jagdfeuer ließ, mich wenigstens, der Mücken nicht mehr achten. Gleich beim Eintreten in den Wald verkündigte mir die tiefe Baßstimme eines Pelikans, daß er etwas Ungewöhnliches gewahrt haben mußte, und bald darauf hörte ich an dem Flügelschlag, daß er sich erhoben hatte, um Rundschau zu halten. Ich blieb auf einer kleinen, lichten Blöße stehen und sah, daß mehrere der Vögel wach und rege geworden waren, bemerkte aber auch zugleich, daß sie noch keine Ahnung von dem Vorhandensein eines so gefährlichen Feindes haben

konnten. Sie kreisten ruhig und still über dem Walde; einer nahte sich, und der erste Schuß donnerte durch die Nacht. Der Pelikan zuckte zusammen; die Flügel wurden schlaff, er sauste nieder. Allein ich hatte die Richtung seines Fluges nicht beachtet. Das Parallelogramm der Kräfte machte sich geltend. Hart vor mir, aber immer noch zu weit, stürzte der getötete Vogel klatschend auf die Meeresfläche, und die von dem Ufer zurückgeworfenen Wellen trugen ihn bald weiter und weiter hinaus in die dunkle See.

Unmöglich vermag ich den Eindruck zu beschreiben, den dieser Schuß auf die schlafende Gesellschaft hervorrief. Hunderte von Pelikanbässen wurden hörbar, die Reiher kreischten laut auf; alles flog und schwirrte durcheinander. Von jeder Seite her vernahm man das Fuchteln der Flügelschläge, und an dem dunklen Himmel zog ein Schatten nach dem andern vorüber. Ich sandte rasch den zweiten Schuß ab. Er blieb erfolglos; wahrscheinlich hatte ich mich in der Entfernung getäuscht. Wiederum erhob sich ein neuer Schwarm aus dem Dickicht. Es schien, als hätten die Tiere den ersten Schuß überhört oder wären nach ihm starr vor Schrecken geworden und hätten gleich wieder gebäumt. Mit dem dritten Schuß donnerte ich einen zweiten Pelikan herab. Er fiel unweit von uns in das Gebüsch. Wie ein Leopard kroch der Somali, der mich begleitete, durch die Büsche, und lange mußte er suchen, ehe er die Beute auffand.

Tiefer und tiefer waren wir in den Wald gekommen; aber mit jedem Schritt wurde er undurchdringlicher. Tausende von Dornen bemühten sich, wenn auch glücklicherweise vergebens, mir meine Kleidung vom Leibe zu reißen. Äste, die nicht richtig gesehen worden waren, schlugen mir den Hut vom Kopfe oder hingen sich in die Riemen der Jagdtasche; jeder Schritt mußte erst erkauft, errungen werden. In solchen Augenblicken merkte ich nun auch wieder die mir nachziehenden stechenden Quälgeister. Es war unmöglich, weiter vorzudringen. Der Führer erhielt also den Befehl, umzukehren. Er tappte, er suchte, er kroch; der gute Somali hatte den Weg verloren! Jetzt war unsre Lage keineswegs eine angenehme mehr, obgleich ich es überaus lächerlich fand, in einem Walde, der höchstens ein paar Morgen Landes deckte, mich verirrt zu haben. Alle Mittel wurden nun aufgeboten, um uns wieder herauszufitzen. Aber wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, wir kamen dadurch nur noch tiefer in das Dickicht hinein. Der Matrose erhob seine Stimme, so laut er konnte; er lauerte umsonst auf Antwort.

Selbst das eintönige und doch so angenehme Schlagen der Wogen, die gar nicht weit von uns an den Felsen brandeten, tönte nur wie ein schwacher Schall herüber, denn jeder Laut wurde von den im höchsten Grad erschreckten Vögeln vollständig übertäubt. Man vernahm nichts weiter als ein unentwirrbares Zusammenklingen der allerverschiedenartigsten Stimmen, von denen auch nicht eine einzige angenehm genannt werden konnte. Das war ein Kreischen und Quaken ohne Aufhören! Der Baß der Pelikane grollte da nur dumpf dazwischen.

Mich fesselte unsre Lage. Ich träumte mich so recht in das Vogelleben hinein und dachte, daß eine Nacht in diesem Dickicht unter so anziehender Gesellschaft doch auch ertragen werden müßte. Wir hätten ja zuletzt uns häuslich einrichten können. Gefährliche Tiere gab es in diesem Urwalde nicht, und ein recht kräftiges Feuer mit daraufgeworfenen grünen Zweigen hätte die Mücken schon vertrieben. Mein Somali aber war andrer Ansicht. Er schauderte bei dem Gedanken, auf der verrufenen Insel nur eine Stunde länger bleiben zu müssen als nötig. Immer und immer wieder versuchte er einen Ausweg zu finden. Endlich schien ihm das Glück gelächelt zu haben. Er rief mich zu sich; ich arbeitete mich durch die Büsche und sah nach etwa hundert mit mancher Fährlichkeit zurückgelegten Schritten vor mir den leuchtenden Schaum der Wogen, die sanft an der Küste sich umstürzten.

„Gott sei gelobt!“ rief der Erfreute, „wir haben das Meer und gehen nun am Strande hin.“ Der gute Mann irrte sich wiederum. Ungefähr auf fünfzig oder sechzig Schritte hin war der Strand so, wie man sich ihn nur wünschen konnte. Ein köstlicher gelber Sand lag da unter ziemlich hochästigem Gebüsch und bot uns einen wahren Lustpfad dar. Das Meer selbst versuchte ihn zu beleuchten. Jede Woge, die sich am Strande brach, schimmerte hundertfach im phosphorischen Licht. Wie Feuerstreifen floß es vom Strande nach der Tiefe zurück; ein feuriges Band umrankte das Eiland, so weit wir blicken konnten. Es war ein Anblick zum Entzücken. Ungern fast setzte ich meinen Weg fort. Er war sehr kurz. Ein uns jetzt in der Dunkelheit unersteiglich erscheinendes Korallenriff türmte sich plötzlich vor uns auf und ließ nur die Wahl zwischen Umkehren oder neuem Betreten des Waldes. Ich wählte das letztere, und nach wenigen Minuten befanden wir uns genau in derselben Lage wie vorhin; mitten im Gebüsch, umschrien, umtobt und umflogen von unzähligen Vögeln, von denen ich einen um den andern herabdonnerte und, wenn ich oder der Somali ihn glücklich gefunden, der Last zufügte,

die der Matrose schon schleppen mußte. Der arme Schelm geriet zuletzt geradezu in Verzweiflung. Ich dagegen konnte mich von dem Komischen unsrer Lage nicht losmachen und mußte bei jedem seiner Klagelieder immer und immer wieder auflachen. Natürlich steigerte ich dadurch seine betrübte Stimmung nur noch mehr. Er war sehr unglücklich. Plötzlich machte der gute Bursch, der, wie ein Jagdhund, keinen Augenblick ruhig stehen konnte, halt und begann von neuem nach seinen Gefährten zu rufen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung antwortete einer der andern Matrosen, und nach wenigen Minuten hatte er sich glücklich bis zu uns durchgearbeitet.

Ein lebhaftes Gespräch zwischen beiden entspann sich, es wurde aber in der mir vollkommen unzugänglichen Somalisprache geführt, und so mußte ich ruhig abwarten, bis sich beide verständigt. Ich hatte natürlich erwartet, daß der Ankommende von den übrigen Matrosen abgeschickt worden wäre, um uns zu holen, erfuhr aber zu meiner nicht geringen Überraschung, daß er im Gegenteil sich bloß nach meinen Schüssen gerichtet und uns aufgesucht hatte, weil ihm das gleiche Schicksal geworden war wie uns.

Jetzt wurde mir der Wald selber unheimlich, so klein er auch war. Die Matrosen sprachen ihre Furcht unverhohlen aus; sie träumten natürlich von Gespenstern. Ich trieb sie zu neuem Suchen an und befahl ihnen, vor allen Dingen die Küste wieder ausfindig zu machen. Dies gelang, obgleich die Dunkelheit inzwischen sehr zugenommen hatte. Nach kurzer Zeit vernahm ich die mir geltenden Rufe und arbeitete mich jetzt, allerdings mit größter Vorsicht, durch das Gestrüpp. Wir befanden uns an einem vorher noch nicht betretenen Teile des Strandes, und zwar auf einem langgestreckten Korallenriff, das ziemlich weit in die See hineinragte. Auf diesem gingen wir bis zur Spitze vor; aber vergeblich spähten wir nach dem Feuer auf dem Schiffe. Die Insel mußte zwischen uns und dem Ankerplatze liegen. Wir gingen wieder zurück und versuchten nochmals längs des Strandes hinzugehen. Allein dies war wirklich unmöglich. Wer Korallenklippen jemals begangen hat, wird es mir glauben. Man konnte keinen sicheren Schritt tun, ohne vorher mit dem Fuße gefühlt zu haben. Das Meerleuchten täuschte nur, aber es half nichts. Unzweifelhaft hätten wir die Nacht am Strande zubringen müssen, wären die andern Matrosen nicht klüger gewesen als meine Begleiter, die jetzt ziemlich kleinlaut auf der Klippe hockten. Selbst mir war die Musik des Wogenschlages vollkommen gleichgültig oder un-

verständlich geworden. Ich sehnte mich nunmehr so recht innig nach dem harten Lager auf der Barke.

Da zeigte sich von fern ein leuchtender Streifen auf den Wellen, beide Matrosen jauchzten auf. Ihre Gefährten hatten, wie sich später ergab, ihre Holzladung glücklich zum Boote gebracht, vergeblich uns erwartet und waren auf den schlauen Gedanken gekommen, die ganze Insel zu umfahren. Auf unser Rufen näherten sie sich uns, und ungeachtet der Brandung, die das Einschiffen nicht gerade erleichterte, sprangen wir in das Boot, das von den Leuten sogleich umgedreht und nach der ersten Landungsstelle zurückgebracht wurde. Wir fuhren ziemlich lange am Saume der Insel dahin, und ich erkannte jetzt erst, wie weit wir in den Wald hineingekommen waren. Von dem Landungsplatze schimmerte das Feuer freundlich zu uns herüber. Nach wenigen Minuten lag ich, meine Pfeife schmauchend, auf meiner ungarischen Bunda, die ich vorsorglich mit nach Afrika genommen hatte und später dort auch sehr gut brauchen konnte.

6. Am Ala-kul in Turkestan.

Im Mai (1876) gelangten wir an die Ufer des Ala-kul oder Buntsees in Turkestan. Kleinere Steppenseen, an denen wir in den vergangenen Tagen vorübergefahren waren, hatten meine Erwartungen aufs höchste gespannt. Waren schon sie oft bunt belebt und zahlreich bevölkert gewesen, um wieviel mehr mußte es dieser See sein, von dem unser Begleiter, Oberstleutnant Friedrichs, mir stundenlang hatte erzählen können.

Wir erreichten den See bei der Furt Kudjimotti, zu deutsch „Hüftennaß“, und sollten schon am nächsten Morgen erfahren, daß die Stelle ihren Namen verdient. Kirgisen, die uns bis hierher Pferde gestellt und ihre Tiere begleitet haben, versuchen letztere durch die Furt zu treiben. Die Pferde aber brechen, obgleich ein nackter Reiter vorauszieht, seitlich aus und suchen im Röhrichte den ihnen in der Furt selbst entschwindenden Grund. Ihre und des Reiters Hüften werden naß, und vergeblich lockt letzterer, vergeblich schelten am diesseitigen Ufer zurückgebliebene Wanderhirten die geängstigten Tiere, die im Schlamme weder Grund finden, noch schwimmen, noch das feste Land erreichen können. Ein Kirgise nach dem andern schält sich aus seiner Hülle, ohne

diesmal deren ständigen Insassen auch nur einen einzigen Forscherblick zu gönnen, und einer nach dem andern, dieser zu Fuß, jener zu Roß, dringt, unbekümmert um die seine adamitische Tracht bedrohenden scharfschneidigen Blätter, in das Röhricht. Einer sucht den andern zu überschreien und stößt dabei Laute aus, die zwischen Jauchzen und Brüllen die rechte Mitte halten und eher der Kehle eines unbekannten Urwaldvogels als der eines Menschen entstammt zu sein scheinen.

Vollständiges Gelingen krönt das schwierige Werk. Ein deutsches Pferd wäre wahrscheinlich verloren gewesen; ein von Jugend auf an freies Steppenleben und seine Gefahren gewöhntes Roß weiß sich auch in solchen Nöten zu helfen. Ich meinesteils freue mich über die bezeichnende Ausdrucksweise des Kirgisen, welche die Furt wie den umgebenden westlichen Teil des Sees („Sassyk-kul“, d. i. „der faule See“) so schlagend zu benennen weiß, und male mir nach dem, was ich eben gesehen, eine Wasserjagd in diesen Gefilden als höchst anmutend aus.

Bei der Weiterfahrt längs des Seeufers nähern wir uns manchmal dem Wasserspiegel bis auf etwa hundert Schritte und schneiden wir wiederum einspringende Landzungen ab, haben aber fort und fort das große Wasser vor uns. Die in raschem Wechsel sich abspielenden Ein- und Ausblicke lassen wenigstens mir den Namen „Buntsee“ durchaus verständlich werden. Bunt oder scheckig erscheint der See in der Tat dem Auge, das in einem über freie Wasserflächen und dazwischen vortretende Rohrfelder schneeweiße, mit Salz dicht und dick überlagerte Ufersäume und von ihnen eingefaßte oder umgebene Salzpflanzeninseln umschweift, das Widerspiel der Schäfchenwolken des Himmels und die im blauen Dufte der Ferne ebenso gehobene wie zart verschleierte Gebirgspracht diesseits und jenseits auffaßt. Auch ein weniger malerisch empfindender und sprechender Mensch als der Kirgise darf sich daher mit der Benennung aussöhnen.

Die für uns bestellten Jurten fanden wir auf einer etwa 8—10 Meter über den Seespiegel sich erhebenden, gegen letzteren geneigten Ebene, unweit eines kirgisischen Friedhofes aufgeschlagen. Die Lagerstelle, kirgisisch „Jersuat“, „Tal neben der Furt“, benannt, ist reizend gewählt. Der „Weiße Hügel“ („Ak-Tübe“) im Rücken das Lagers gewährt eine prachtvolle Fernsicht. Vor uns breitet sich der See, dessen jenseitiges Ufer man eben noch zu unterscheiden vermag, weiterhin die hier kaum durch die Hügel unterbrochene Ebene der Steppe zwischen See und Tarabagatai, der letztere deshalb mit seinem bis zu fast 3000 Meter

unbedingter Höhe ansteigenden Gipfel um so mächtiger hervortritt und das ganze Landschaftsbild nach dieser Seite hin (im Nordosten) wirkungsvoll abschließt. Zwei aus dem See sich erhebende kleine Eilande, „Arál-Tübé“ oder „Inselhügel“ der Kirgisen, unterbrechen die weite Wasserfläche des nicht weniger als 36 geographische Geviertmeilen bedeckenden Sees, würden ihm selbst aber wohl kaum ein von andern großen Steppenseen abweichendes Gepräge aufdrücken, wäre nicht jener Hintergrund des großartigen Landschaftsbildes vorhanden.

Aber nicht allein der Tarabagatai, sondern auch der aus der diesseitigen Steppe, also hinter unserm Lager sich erhebende Ala-tau und sogar das ihm sich anreihende, über 5000 Meter hohe, bereits tief in China gelegene Orchotschuk-Gebirge, dessen schneeige Gipfel im Sonnenglanze blendend vom Himmel abstechen und zu uns herüberleuchten, helfen den Ala-kul einrahmen. Für uns kommt vor allem der Tarabagatai zur Geltung. Wir übersehen seinen ganzen südwestlichen Abfall. Vom Norden wie vom Süden her steigt die Hauptkette dieses Teiles des Gebirges (das wiederum nicht viel mehr als ein Ausläufer des mächtigen Sauur oder Saúr ist) allmählich auf, von unserm Standpunkt aus betrachtet, vier durch flache Einsenkungen geschiedene, langgestreckte Gipfel bildend, also eine wenig bewegte Kammlinie darstellend. Die beiden südlichen Hochkämme sind mit Schnee bedeckt; die übrigen zeigen nur noch hier und da kleine weiße Flecken ihres Winterkleides. Größere Schneefelder fehlen ebenso wie geeignete Senkungen zu ihrer Aufnahme; der Schnee scheint überall, wo er der Sonne noch widerstand, nicht hoch zu liegen, ist aber doch noch in hinreichender Menge vorhanden, um die ganze Gebirgskette zu zieren.

Im Vordergrunde des vor unsern Augen liegenden Landschaftsbildes dehnen sich, mehr oder weniger ununterbrochen, Rohrbestände, richtiger Rohrwälder, aus, bald weit in den See vorrückend und dann Halbinseln und Landzungen bildend, bald wiederum weit hinter die Ufer zurücktretend, Lachen und versumpfte Stellen in sich einschließend. Wasserreiche, pflanzenlose Ebenen mit kleinen weiß umrandeten Salzwasserbecken, Rohr- und Riedsümpfe helfen das eigenartige Gepräge der zackigen Ufer vollenden.

Den ständigen Farben des Gesamtbildes fügt das Sonnenlicht in fortdauerndem Wechsel entstehende und vergehende hinzu. In vollem Lichte blitzt und flimmert die Wasserfläche wie flüssiges Silber, schattieren sich die Rohrbestände in endlosen Abstufungen von Grün und

Gelb, glänzen und schimmern die Salzlagen wie frischgefallener Schnee, bläuen die Gebirge und strahlen deren eisige Höhen. Bei verhüllter Sonne treten die Gegensätze zwischen Gebirge und Steppe und See milder hervor und hüllen sich die fernen Gipfel der Hochberge in geheimnisvolle Schleier; bei gewitterhafter Wolkenbildung entstehen helle Lichter und dunkle Schatten auf Höhen und in Tiefen, gelangen bisher unbeachtete Teile zur Geltung und verschwinden andre zeitweilig im Dunkel.

Da die tierische Bevölkerung der Steppe an Seen sich zusammendrängt, bildet der Ala-kul einen großartigen Sammelpunkt aller in Frage kommenden Arten des Gebiets. Tausende von Sumpf- und Wasservögeln haben hier ihre Heimat, Tausende von Sängern nicht minder; demgemäß finden nicht allein die Fische, sondern auch andre Raubvögel ihr tägliches Brot. Jedoch kann man den Ala-kul weder mit den Wasserbecken Innerafrikas noch mit den Strandseen Ägyptens vergleichen, muß ihn vielmehr in Anbetracht seiner Größe und seines erstaunlichen Fischreichtums als tierarmes Gewässer bezeichnen. Freilich bilden einzig und allein die Rohrwälder Sicherung und Nistgelegenheit. Alles lebt hier im Rohre, der Wolf wie das Wildschwein, der Schreiadler wie das Blaukehlchen, der Rabe wie die Rotkehldrossel, der Kuckuck wie der Eisvogel, die Wildgans wie die Grasmücke, der Rotfuß- und Rötelfalk wie der Fettammer und der Sperling, der Kiebitz wie die Schafstelze, der Würger wie der Laubsänger, der Rohrweih wie das Kohlvögelchen, der Star und Rosenstar wie die Wachtel und die Sumpfschnepfe, der Schwan wie die Scharbe oder der Pelikan. Die Rohrbestände ersetzen Wald und Busch, Sumpf und Bruch, sind Schlaf- und Nistplätze, Aufenthalts- und Ruheorte, Zufluchts- und Erziehungsstätten — alles in einem.

Leider gestattete mir die Kürze unsres Aufenthalts am Buntsee nur Blicke auf das bewegte Leben seiner gefiederten Bewohner zu tun. Unsre Durchwanderung Sibiriens glich einer Hetzjagd, nicht einer Forschungsreise. Ich mußte die Beobachtungen, die ich anstellte, mehr stehlen als sammeln. Vogelkundigen, die später und sinnig reisen, will ich den Ala-kul empfehlen. „Neue" Arten werden sie wohl nicht erbeuten, das ruhmgewährende „mihi" hinter dem neuen Namen schwerlich anbringen, von den alten „bekannten", weil ausgestopft im Schranke stehenden oder als Bälge in der Kiste liegenden Arten aber sicherlich noch manches lernen und mehr als ich andre lehren könnte.

In den wenigen Tagen, die ich der Lebensbeobachtung der Be-

wohnerschaft des Sees widmen konnte, gestaltete sich das Bild der Vogelwelt etwa in folgender Weise.

Der Beobachter, der, aus der wasserlosen Steppe kommend, sich dem See nähert, läßt zuerst die Lerchen hinter sich; denn diese finden in der Steppe viel zu günstige Aufenthaltsorte, als daß sie sich, wie bei uns zulande die Feldlerche mit der Heerschnepfe, auf den wiesenartigen Flächen zwischen einzelnen Rohrfeldern ansiedeln sollten. An ihre Stelle tritt der Flußregenpfeifer, der alle pflanzenlosen Stellen zwischen den natürlichen Salzpfannen bevölkert. Noch bevor man an das Röhricht gelangt, wird die Lachmöwe (Larus ridibundus; Taf. 6, Abb. 1) sichtbar, hier, wie überall in Südwestsibirien, als häufigste Art ihrer Familie sich erweisend. Zumal in der Frühe des Morgens oder in den Abendstunden, auch noch nach Sonnenuntergang, sieht man sie in Menge auf und nieder, beziehentlich vom See aus nach der Steppe und von hier aus wieder zum Wasser zurückfliegen, wogegen sie die Mittagsstunden ruhend zu verbringen pflegt und hierzu mit Vorliebe die Ränder wie den Spiegel jener, weitere Aussicht gestattenden Salzpfannen erwählt.

Dieselbe Örtlichkeit teilt mit ihr die Fischermöwe, die ebenfalls am See brütet, jedoch in so viel geringerer Zahl vorkommt, daß man auf hundert Lachmöwen höchstens acht Fischermöwen rechnen darf. Fast gleichzeitig mit den Möwen bemerkt man ein und das andre Paar Graugänse, vom Wasser zur Weide fliegend oder von dieser zu jenem zurückkehrend. Im Verhältnis zu der tatsächlich vorhandenen Anzahl der hier brütenden Paare nimmt man ihrer wenige wahr. Denn sie führen jetzt bereits ihre Küchlein, besuchen mit ihnen stille Uferbuchten und halten sich mit der allen Gänsen eignen, erhabenen Elterntreue zu den hilfsbedürftigen Jungen. Eben auch nicht häufiger als die Gänse, weil nur in unmittelbarer Nähe des Wassers sich aufhaltend, kommen nach und nach verschiedenartige Brutenten des Sees zu Gesicht.

Nächst der Schnatterente, wohl der gemeinsten Art, zeigen sich die Stock-, die Knäck- und die Moorente (nyroca), vielleicht auch eine oder die andre Kolbenente, deren lauter, eigenartiger Ruf sofort die Aufmerksamkeit des Beobachters erregen muß. Ein Vorspiel, das durch die Silben „tretere taier“ wiedergegeben werden mag, bildet den Anfang, heiseres, mit Buchstaben kaum auszudrückendes Kreischen folgt, und das echt entenmäßige „gak, gak“ beendet dieses absonderliche, von dem jeder andern mir bekannten Ente gänzlich verschiedene Geschrei.

Geht man an einem Salzsee vorüber, so wird man die Höhlen-

gans (tadorna) schwerlich vermissen. Denn gerade sie scheint die entschiedenste Vorliebe für die Salzpfannen zu hegen und diese mindestens dann regelmäßig aufzusuchen, wenn sich zwei oder drei Paare zum Stelldichein zusammenfinden wollen. Einige Säbelschnäbler (Recurvirostra avosetta; Taf. 6, Abb. 3) bekunden dieselbe Bevorzugung der salzigen Lachen und erscheinen daher als ständige Begleiter der Brandgans, ohne daß diese weitere Gemeinschaft mit ihnen pflegt. Die Verwandte der schönen Höhlenbrüterin, die Fuchsgans (Vulpanser rutila), lebt ebenfalls am See, besucht ihn aber wahrscheinlich nur vorübergehend, von irgendeiner benachbarten felsigen Höhe herabkommend, hält sich auch selbstverständlich niemals auf so wenig anmutenden Stellen auf wie die Brandgans, sondern ergeht sich weidend auf grünem Rasenteppich, so gut oder so schlecht sie solchen findet.

Am ersten Vorsumpf angelangt, fällt einem zunächst der Stelzenläufer ins Auge. Er bevölkert, zur Zeit paarweise, solche Stellen in Gemeinschaft mit Strand- und Uferläufern (Tringa subarcuata, Totanus calidris und ochropus), Heer- und Zwergschnepfen, auch Seeschwalben (Sterna anglica und nigra), verschiedenen Enten und andern Sumpffreunden, die hier sich vorfinden. Während die Trauerseeschwalbe an derartigen Vorsümpfen ihren Ausflügen vom See her ein Ziel setzt, hält sich die Lachseeschwalbe meist nur für wenige Minuten hier auf, stürmt lieber in Gesellschaft der Lachmöwe in die Steppe hinaus und umschwärmt dort weidende Herden, die ihre Lieblingsnahrung, die Heuschrecken, aufscheuchen, oder jagt ohne Hilfe der Herdentiere und entfernt sich dabei nicht allzuselten mehrere Kilometer weit vom See. Daß an solchen Vorsümpfen Kiebitze, Wasserläufer und Strandläufer nicht fehlen, braucht kaum erwähnt zu werden. Der Kampfläufer (Tot. pugnax; Taf. 7, Abb. 1), jetzt in seinem schönsten Schmucke, findet hier treffliche Plätze für ein ritterliches Spiel und Turnier, der Rotschenkel vielleicht die geeignetsten Niststellen; denn gerade hier sieht man ihn mit besonderer Ausdauer der Liebe beredten Ausdruck leihen.

Erreicht man eines der Rohrfelder, so macht sich auch das Kleingeflügel dem Auge bemerkbar, jedenfalls früher und auffälliger als das Federvolk der Großvögel, die im Rohre leben oder hier brüten. Aus der Tiefe des Bestandes tönt, jetzt während der Brutzeit auch bei Tage, das dumpfe Brummen der Rohrdommel hervor. Außer ihr vernimmt man noch, ebenfalls bei Tage, den eintönigen, mit unermüdlicher Ausdauer ausgestoßenen Ruf der Ralle und dann und wann den heiseren

Schrei eines Fischreihers, der im See an der Rohrkante auf Beute lauert. Rohr- und Wiesenweihen, beide häufig auftretend, fliegen auf und nieder, der Govinda-Milan betätigt dieselbe Dreistigkeit wie seine Verwandten. Ein Silberreiher entschwebt beim ersten Knistern des Rohres seinem versteckten Lauerplatze; ein Löffelreiher läßt sich durch ihn, den ewig Mißtrauischen, verleiten, das gleiche zu tun.

Nur der auf dem Neste sitzende Graukranich verweilt still, ruhig und unsichtbar auf seinem mitten im Röhrichte gelegenen, wasserumgebenen Brutplatze. Während man diesem lauscht, jene wenigstens mit dem Auge verfolgt, wird man fort und fort durch das hier seßhafte Kleingeflügel von der Beobachtung oder Jagd der großen abgelenkt. Am Binnenrande aller Rohrwälder hausen Hunderte von Paaren der Schafstelze (Budytes borealis), und zwar in Spielarten mit oder ohne Augenstreifen, bunt durcheinander, auch in inniger Gemeinschaft mit der Bachstelze lebend, seltener Fettammer und Haussperling, dessen Vorkommen hier an das Rätselhafte streift, sowie die in der Steppe so häufige Wachtel, die doch um andre bessere Aufenthaltsorte nicht verlegen sein kann. Am Rande der Felder, freie Aussicht erstrebend, sitzt neben dem Dorndreher, schwanzwippend wie er, der Rotschwanzwürger (Lanius phoenicurus), den ich einst als Wandergast in den Urwaldungen Afrikas aufgefunden, als „Neue Art“ beschrieben und L. ruficaudus benannt habe, ebenso der Kuckuck, der aber selbstredend an das Rohr sich bindet, vielmehr auch in der Steppe (vergleichbar unsern biederen Weltbeglückern, Zukunftsregenten, Knittelweltweisen und wie man die Herren und Meister unsres „souveränen Volkes“ sonst noch bezeichnen will) Schrankenlosigkeit liebt, das den vorstehend eingeklammerten wahren Fortschrittlern heilige Recht der freien Liebe rückhaltslos übt, und dem, wie die Würger, im Rohre hausenden Rohlvögelchen ebenso überzeugende Beweise der Nützlichkeit staatlicher Kinderpflege beibringt, wie den Lerchen und andern gefiederten Steppenbürgern, die gutmütig genug und vor allem ernährungsfähig sind, um des Gauches Kindlein zu erziehen.

Bis zum Binnenrande der Rohrwälder kommen ferner die Rothalsdrossel, die Gartengrasmücke, der Laub- und der Gartensänger, selbst die Bartmeise und der noch häufiger als an Bolles Dichterinsel angesiedelte Rohrspatz oder Drosselrohrsänger, die sämtlich mehr oder weniger das Innere dieser Waldungen bewohnen. Auf allen freien überfluteten Stellen sieht man das Wasserhuhn, einige Entenarten, namentlich März-, Schnatter- und Moorenten, vielleicht auch schon einen Steiß-

fuß, obwohl die beiden von mir beobachteten Arten (Podiceps cristatus und auritus) hierher nur sich verirren, da ihr Gebiet der offene See ist. Gegen Sonnenuntergang fällt mit dem Star auch sein hier in zahlreichen Flügen seßhafter Verwandter, der Rosenstar, in das Röhricht, und gleichzeitig erscheint mit Kolkrabe und Nebelkrähe ein kleiner, echter, spitzflügeliger, mir unbekannter Rabe, mit Rötel- und Rotfußfalke ein Schreiadler und eine Scharbenart, um hier Nachtruhe zu halten. Selbst ein Schwan, wohl der Singschwan, schien das Rohr nicht zu meiden.

Der Spiegel des Sees ist spärlich bevölkert, weder die Enten noch die Steißfüße verlassen jetzt die Nähe der Ufer, und nur Scharben, Pelikane und Schwäne schwimmen über das tiefere Wasser.

Nenne ich außer den Genannten noch die Bruchschwalbe (Glareola), die, eilenden Fluges vorüberschwebend, dann und wann sich zeigt, die Rauchschwalbe, die in den halbverfallenen Grabbauten der Kirgisen, und die Uferschwalbe, die mit dem Eisvogel am hohen Uferrande nistet, eine Turteltaube (Turtur meena), die Gebirgsstelze (Motacilla sulfurea), die wohl von den einmündenden Gebirgsflüßchen herkommen mögen, und die Blaurake, die dann und wann sich sehen läßt. So habe ich alle von uns an der einen Stelle des Sees wahrgenommenen Vögel aufgezählt. Daß die Artenzahl der vorkommenden Arten damit noch nicht im entferntesten erschöpft sein kann, bedarf der Versicherung nicht.

Das Bild unsres Lagers ist ein sehr bewegtes, unser Lagerleben ein recht gemütliches. Von der behaglichen Jurte, dem vollkommensten aller Zelte, aus überschauen wir das bunte und rege Getriebe. Vor uns liegt der See, hinter uns die Steppe in ihrem anmutigsten Kleide, gegenwärtig einem Blumengarten gleichend. Zwischen den Jurten weiden die Kamele und Pferde, die uns bis hierher gebracht haben und weiter bringen sollen, auch einige Schafe, über deren Häuptern das Todeslos bereits geworfen ist und das Schlachtmesser schwebt. Unter den Tieren treiben sich Kirgisen und Kosaken umher und bilden zwar unbeabsichtigte, aber um so zwanglosere Gruppen, die jedes Malerauge befriedigen würden. Über uns schweben, zudringlich wie alle Bettler, Milane. Außerhalb des Lagers lungern Raben und Krähen, und als freundlichen Besuch stellen von Zeit zu Zeit, immer in starken Flügen erscheinend, Rosenstare sich ein.

Nur einen Übelstand bringt die Nähe des Sees mit sich: Mücken in Menge. Hier sind sie, die Quälgeister aller Länder, insbesondere aber Sibiriens, bereits zum Leben erwacht, und ihre blutdürstigen Weibchen

mehr auf Nahrung ihrer wahrscheinlich schon befruchteten Eier bedacht, als uns, aus deren Leibern sie den für besagte Entwicklung so unerläßlich scheinenden „ganz besondern Saft“ saugen, recht und billig erscheinen kann. Längs der Seeufer schwärmen sie zu Millionen, und jedem, der dort jagen will, „rinnt von der Stirne heiß“ Schweiß auch im weidmannsprachlichen Sinne des Wortes. Dem Blutopfer aber, das sie am See glücklich aufgefunden, folgen sie unabwendbar bis in das Innere der wohnlichen Jurte.

Und doch hätte ich, trotz aller Mücken, wochenlang am Ala-kul verweilen und beobachten mögen, wäre dies ausführbar gewesen. Die nur allzu kurz bemessene Zeit verging wie im Fluge, und schon am dritten Tage nach unsrer Ankunft setzten wir die Reise fort, um nunmehr dem Alatau oder Buntgebirge zuzuwandern.

7. Jagden in der Steppe.

Seit einigen Tagen befanden wir uns in Semipalatinsk, der größten Steppen- und der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements. Von Omsk an hatten wir die Steppe durchzogen, ohne eigentlich etwas von ihr zu sehen, ohne sie kennenzulernen. Denn noch hatten wir das Tal ihres größten Flusses, des Irtisch, mit den Gewässern Westeuropas verglichen, eines gewaltigen Stromes, nicht verlassen. Jetzt rüsteten wir uns zur Steppenreise.

Allerorten in Rußland und Sibirien hatten wir bisher eine Aufnahme gefunden, die uns ebenso überraschen wie beglücken mußte. Die zuvorkommende Liebenswürdigkeit und dem Herzen entstammende Gastlichkeit der Russen hatte uns die beschwerliche Reise in jeder Beziehung erleichtert. Wir waren mit schwerwiegenden Empfehlungen nach Rußland gekommen, aber auch von denen, welche die Bedeutung dieser Empfehlungen nicht zu würdigen wußten, in freundlichster Weise aufgenommen, bewirtet, unterwiesen und belehrt worden. Jedermann ohne Unterschied bestrebte sich, uns gefällig zu sein. Es war, als ob sich der Geringe wie der Vornehme bemühen müsse, uns zu zeigen, daß das Rußland von heute ein andres sei, als es vor zwanzig, vielleicht schon vor zehn Jahren gewesen. Man hätte dieses Mühen sich sparen können. Wir sahen selbst, welche ungeheuren Fortschritte nach jeder Richtung hin

gewonnen worden waren und fortdauernd erstrebt werden. Aber es berührte mich angenehm, dieses allgemeine Bemühen wahrzunehmen, weil es die warme Vaterlandsliebe aller Russen und ihr ernstes Ringen nach der Bildungsstufe westeuropäischer Völker in unverkennbarer Weise darlegte. Wer unbefangen urteilen will, wird zu ähnlichen Anschauungen gelangen, wenn er Rußland bereist.

Auch in Semipalatinsk empfing man uns mit derselben Freundlichkeit wie überall. Wir waren solchen Empfanges bereits gewohnt und infolgedessen verwöhnt worden, sollten jedoch erfahren, daß alles bisher Erfahrene noch überboten werden könne. Kein Geringerer als der Gouverneur selbst, General von Poltorasky, übte hier die Gastfreundschaft gegen uns. Wir hatten bereits mancherlei von ihm vernommen. Man hatte ihn uns als kenntnisreichen Mann und trefflichen Gesellschafter gerühmt, und man hatte nicht zu viel, eher zu wenig gesagt. Was man uns aber nicht, mindestens nicht deutlich genug gesagt hatte, war, daß er eine ihm in jeder Beziehung ebenbürtige Gemahlin besaß, eine Frau, die, selbst Künstlerin und Schriftstellerin, jeder ernsteren Bestrebung Teilnahme widmete und sie nach Kräften unterstützte.

Beide wetteiferten, uns die Tage, die wir in Semipalatinsk verlebten, zu lehr- und genußreichen zu gestalten. Was die einsame Stadt bieten konnte, wurde uns geboten, Menschen und Tiere uns zur Verfügung gestellt. Doch damit war weder der General noch seine Gemahlin zufrieden. In der Seele des ersteren reifte der Entschluß, uns noch weit mehr zu zeigen, als die Stadt selbst aufweisen konnte. Wie groß der Anteil war, den die Frau des Generals an gedachtem Entschluß hatte, will ich dahingestellt sein lassen, so bestimmt ich auch der Meinung mich zuneige, daß wir ihr wenigstens den Keim dazu verdankten. Der General erinnerte sich, von seinen Untergebenen, den Kirgisen, zu einer Jagd auf Archare, riesige Wildschafe (vgl. S. 43), eingeladen worden zu sein, und beschloß jetzt, dieser Einladung Folge zu geben. Das Jagdgebiet, die Arkâtberge, waren freilich hundertundsechzig Werst, etwas mehr als ebenso viel Kilometer, von Semipalatinsk entfernt, was aber fragt man in Sibirien nach solcher Strecke? Man feiert den Geburtstag eines Freundes, obwohl man, um zu ihm zu gelangen, das Doppelte durchreisen muß; man kommt zur Hochzeit und Taufe, und wenn man dreimal so weit zu fahren hätte. Die Jagd wurde beschlossen und alles Erforderliche sofort vorbereitet.

Ein Kreishauptmann mit den unvermeidlichen Kosaken reiste vor-

aus, um den Kirgisenhäuptlingen, Gemeindevorstehern und Sultanen den Besuch des Gouverneurs anzusagen; andre Beamte folgten. Zwei Tage später verließ die Frau unsres Gastgebers in Begleitung ihrer liebenswürdigen Tochter und einiger befreundeter Familien die Stadt, hoch auf dem Tarantas, dem hier üblichen Reisewagen thronend, um uns in der Einöde die Wirtin nicht vermissen zu lassen. Tags darauf beschlossen wir den Reisezug, der drei Tage nacheinander sämtliche Postpferde der Straße nach Taschkent in Bewegung gesetzt hatte.

Am jenseitigen Ufer des Irtisch betraten wir die Kirgisensteppe. Es war anfangs Mai; der Frühling hatte wenige Tage vorher seinen Einzug gehalten, sein erster Hauch das junge Grün eben erst allüberall wachgerufen. Mit ihm waren die Zugvögel zurückgekehrt, die der Winter vertrieben und bis vor kurzem in der Fremde zurückgehalten hatte. In der klaren Luft, wie an unsichtbaren Fädchen gehalten, hingen Rötel- und Rotfußfalken, die liebenswertesten Kleinräuber der Steppe. Zwischen den sprossenden Halmen liefen Steppenkiebitze umher; von den Ebenen stiegen kohlschwarze Tatarenlerchen in Gemeinschaft unsrer Feldlerche und zweier Verwandten zum Himmel auf. An den Bergesgehängen sahen wir Alpenlerchen; in den frischgrünen, feuchten Tälern weideten kleine, zierliche, fuchsrote Gänse; auf und an den Seen tummelten sich Enten, Limosen, Stelzen; über Berg und Tal glitten wiegenden Fluges Weihen dahin. Hier und da zog ein Steppenbussard, in der Nähe des Irtisch auch ein und der andre Fischadler seine Kreise.

Über weite Ebenen und vielverzweigte Hügel, durch Täler und Kessel führte unser Weg. Hatten wir eine Hügelkette überstiegen, so lag ein breites Tal, ein ringsum durch Hügel abgeschlossener Kessel mit mehr oder minder ausgedehntem See vor unsern Augen. Hatten wir ihn durchschritten, so erhoben sich wiederum Hügel und Berge vor uns. Nach je zwanzig, dreißig und mehr Werst hielten wir vor einem einsamen Posthause, um die Pferde zu wechseln und einige Mundbissen zu nehmen; dann ging es wieder weiter und so immer weiter durch die wechselreiche, der beständigen Wiederholung höchst ähnlicher Landschaftsbilder halber jedoch eintönig erscheinende Steppe.

Erst gegen Abend, nach zwölfstündiger Fahrt etwa, stiegen die Arkätberge vor uns auf. Die Steppe, in der das Auge den Maßstab zutreffender Schätzung verliert, täuschte uns die Berge als hohe Gebirge vor. Scharf abfallende Grate, jäh aufstrebende Felsmassen, Kegel, Spitzen, Zacken, riesige, wie der Knauf einer Säule auf dem Schafte

ruhende Platten auf schwächerem Untergestell, tief eingeschnittene Täler zwischen den Bergen, Abgründe und Abstürze, baumlose Matten am Fuße der unbewaldeten, selbst unbebuschten Höhen, die vom blauen Dufte der Ferne geschmückt und verschleiert waren und von den weißen Schäfchenwolken am Himmel darüber noch besondere Zierde empfangen hatten. So lagen sie vor uns, die höchstens fünfhundert Meter über die Ebene sich erhebenden Arkâtberge. Eine Stunde später hatten wir das nach ihnen benannte Posthaus erreicht. Kosaken, die unsrer geharrt, sprengten seitwärts vom Wege in die Steppe hinaus; andre geleiteten unsre fünf Wagen in derselben Richtung auf dem pfadlosen Wege und in der inzwischen hereingebrochenen Nacht. Würzige Pflanzendüfte und milde Frühlingsluft umschmeichelten, auffallende, im schwach nur dämmernden Dunkel riesenhaft erscheinende Bergformen erregten unsre Sinne. Schattenhafte Gestalten bewegten sich gegen uns; rasch sich folgende Hufschläge, fremdartige Laute trafen unser Ohr. Uns entgegengerittene Kirgisen umgaben die Wagen, tauschten freundliche Grüße mit dem General, bedeuteten die Kutscher und geleiteten uns zu dem in der Einöde für uns errichteten Aul (sprich „A-ul") oder Jurtenlager. „Willkommen in der Wüste!" rief uns die Gemahlin des Generals entgegen; willkommen hießen uns Russen und Kirgisen. Wir hatten das Ziel unsrer Fahrt erreicht und wurden freudig überrascht durch die Nachricht, daß bereits einer der kirgisischen Jäger einen Archarbock erlegt habe.

Was die Nacht verschleierte, ließ der kommende Morgen uns schauen. Wir befanden uns auf einer weiten, hügeligen, ringsum von Bergen umschlossenen Hochebene. Nach Norden hin schloß dieselbe Bergkette, die wir gestern während der Fahrt gesehen hatten, den Gesichtskreis ab. Im Westen, Südwesten und Südosten erhoben sich ähnlich gestaltete, jedoch niedrigere Granitfelsen; nach Osten hin vervollständigten niedrige Hügel den felsigen Ring. In der Nähe eines tropfenweise rinnenden Wässerchens, das hier und da versumpfte Lachen bildete, standen die Jurten, sieben an der Zahl, in fast gerader Reihe. Fünf von ihnen gaben dem General und seiner Familie, uns und dem übrigen Gefolge Herberge. Eine dieser Jurten diente als Empfangs- und Versammlungsraum, eine als Küche. Die zu Wohnungen bestimmten waren außen und innen zierlich und festlich geschmückt, außen mit kunstreicher Näherei, aufgeheftetem bunten Zierat aus stilvoll verschnörkelten Tuchflittern, innen mit kostbaren Teppichen und seidenen Decken, die rings an den Wänden hingen und den Boden bedeckten. Jede einzelne stellte einen in

sich abgeschlossenen Raum und das vollkommenste und gemütlichste aller Zelte dar, heimelte an, wehrte dem Wetter und ließ sich jedem Sonnenblick erschließen, erfüllte mit einem Wort alle Bedingungen, die man an eine mit dem Besitzer wandernde Behausung stellen kann. Behaglich hatten wir uns schon gestern in ihr gefühlt; heute erschienen sie uns über alles Lob erhaben.

Doch nicht im Innern der Jurten litt es uns lange, denn draußen wurde es lebendig. Sie waren erschienen, die von unserm Gastfreunde berufenen Kirgisen: Sultane, Gemeindevorsteher und andre Vornehme des Volkes der Steppe mit Schützen und Treibern, Sängern und Stegreifdichtern, Jagd- und Rennpferden, mit gezähmten, auf Fuchs und Wolf, Murmeltier und Antilope abgetragenen Steinadlern, langhaarigen Windhunden, Kamelen und Saumtieren und was sonst noch erforderlich ist nach Brauch und Sitte. Jetzt erfüllte ihr Getümmel die Niederung zwischen den Bergen. Auf edlen und keineswegs unschönen Rossen ritten sie einher; in Gruppen, langgestreckten Reihen und geschlossenen Kreisen saßen sie, gemütlich plaudernd, am Boden, umdrängten sie den General, seine Gemahlin und uns. Wo sie die Nacht verbracht, von woher sie am Morgen gekommen, blieb uns ein Rätsel; denn kein zweiter Aul zeigte sich unsern Blicken. Vorhanden und zur Stelle aber waren sie und harrten jetzt der ausgesandten Späher, um zu erfahren, in welchem Teile des Rundgebirges das gesuchte Wild sich befinde.

Ziemlich spät erst gelangten wir zum Aufbruch. Die ausgesandten Kundschafter hatten weit reiten müssen, bevor sie Wildschafe gefunden. Jetzt zogen wir, mindestens achtzig Reiter stark, die Damen mit uns, dem westlichen Gebirgszuge zu. Hinter uns stelzten Kamele, mit einer Jurte und Küchengerät befrachtet. In der Nähe des besagten Gebirgszuges verließen uns die berittenen Treiber und wandten sich dem südlichen Abhange der felsigen Kette zu, während wir das entgegengesetzte Ende besetzten und hier hinter Felsblöcken, die uns bargen und Fernsicht gewährten, uns anstellten.

Der Trieb begann. Reitend erkletterten die Treiber das felsige Gebirge. Hier und da erschien einer von ihnen auf der Spitze der Felsen, die er erklommen, um bald darauf wieder im Gestein zu verschwinden. Kein einziger von ihnen verließ die ihm angewiesene Richtung. Wie Ziegen kletterten die belasteten Pferde in den Felsbergen umher. Einem Bergsteiger boten die Granitwände und Kegel allerdings nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten, Reiter aber hatte ich noch niemals in

solchem Gebirge Pfade suchen und finden sehen. Der Kirgise faßt den Begriff „Weg“ anders auf als sonstige Menschenkinder. Weg bedeutet nach seinem Verständnis: „Durchmessen einer bestimmten Strecke in gerader Richtung.“ Was zwischen dem Ausgangs- und Endpunkt liegt, ist gleichgültig. „Wo eine Ziege gehen kann“, sagt er, „mag ebensogut ein Pferd Fuß fassen, und wo ein Pferd seinen Weg findet, beherrscht ihn auch ein Reiter.“ Näher und näher kamen uns die Treiber, Wild aber zeigte sich nicht. Erst in der letzten Minute erschien ein Wolf vor der Schützenlinie, nach Art des getriebenen Fuchses gedeckte Wege suchend, bald hinter ihm auch ein Archar. Der Wolf wurde gefehlt, das Wildschaf von dem betreffenden nächsten Schützen nicht bemerkt. Die Reiter langten bei uns an; der Trieb war zu Ende.

Mißmutig zogen wir heimwärts. Im ersten Quertal winkte die während unsrer Jagd errichtete Jurte; vor der Tür stand unsre liebenswürdige Wirtin, um uns zu einem Imbiß einzuladen. Wir folgten und saßen bald vor reich beschickter Tafel im Innern der Jurte, die des rauhen Wetters halber behaglicher erschien als je. Da schreckte uns lauter Zuruf vom Mahle weg. Wir eilten ins Freie und sehen fünf stattliche Archarböcke über das Gefelse herabspringen. Eilig greifen wir nach den Büchsen, werfen wir uns auf die Pferde, jagen wir den Tieren zu — vergeblich. Unbeirrt durch uns oder die Treiber, setzen sie, zu weit für unsre Geschosse, ihren Weg fort, kreuzen die zwischen zwei Bergketten liegende Niederung in der Richtung des nördlichen Gebirgszuges. Sie eilen nicht, sondern traben nur, kein Pferd aber ist imstande, sie einzuholen. Ruhig, stolz, bedachtsam ziehen sie weiter und erreichen ungekränkt das schützende Gefelse.

Man hatte uns falsch berichtet, als man uns mitteilte, daß der Trieb zu Ende sei. Einige Reiter hatten das Wild in einem der Nebentäler entdeckt, in weitem Bogen umritten und so geschickt getrieben, daß es zu Schuß hätte kommen müssen, wären wir nur zur Stelle gewesen.

Ich tröstete mich wie immer, wenn auf Jagden Mißgeschick mich neckt. Hatte ich die gewaltigen Tiere doch in ihrer Heimat, in voller Bewegung gesehen; war doch das ganze Getriebe der Jagd so eigenartig, so fesselnd gewesen, wie eine Jagd überhaupt sein kann. „Vielleicht lächelt die herrliche Göttin uns morgen“, dachte ich, als wir unserm Aul in malerisch gelöstem Zuge zuritten.

Vor den Jurten fanden wir zwei Archarlämmer angebunden. Man hatte sie inzwischen lebend gefangen. Von einem dritten brachte man

uns den zerfleischten Leichnam. Durch die Treiber erschreckt und verscheucht, hatte es die Mutter im Gefelse zum Niederducken bewogen und so in einen lebendigen Stein verwandelt, sich selbst aber den Treibern gezeigt, um sie von der Spur des geliebten Kleinen abzulocken. Glücklich hatte sie auch die menschlichen, nicht aber die tierischen Feinde getäuscht. Dem scharfen Auge eines Steinadlers war das bewegungslos der Rückkehr seiner Mutter harrende Lamm nicht entgangen und dem kühnen und starken Raubvogel zum Opfer gefallen. Für die beiden andern schaffte man noch an demselben Abend Hausschafe herbei, die, trotz ihres Sträubens, Ammendienste leisten mußten.

Am nächsten Morgen zogen wir wiederum zur Jagd aus, diesmal dem nördlichen Gebirgszuge uns zuwendend. Es war ein bitterkalter, von Aprilwetter regierter Tag, und das Ausharren auf den uns angewiesenen Plätzen wurde zur Qual. Stundenlang währte der Trieb, bevor wir von den Treibern etwas wahrnahmen. Ein Wildschaf mit zwei Lämmern zog in mehr als doppelter Schußweite an meinem Stand vorüber. Von den Böcken sahen wir keine Spur; ob sie zurückgewechselt oder von den Treibern nicht aufgefunden worden waren, blieb fraglich. Schon näherte der Trieb sich dem Ende; da rollten Steine über mir, und wenige Minuten später stieg ein Wildschaf, meist durch die Felsen gedeckt, nur auf Augenblicke sichtbar werdend, neben meinem Stand in die Tiefe hinab. Endlich zeigte es sich frei und bot sich zum Ziel; mein Schuß durchhallte das Gebirge. Langsamer zog es weiter; ich lud und feuerte zum zweitenmal, diesmal schon aus zu großer Entfernung. Das Tier setzte seinen Weg fort wie vorher, blieb jedoch bald darauf von Zeit zu Zeit stehen, als ob es überlege, und wandte sich sodann in weitem Bogen dem mir gegenüberliegenden Bergzuge zu.

Auf gut Glück hin verließ ich meinen Stand, durchschritt, den von jenem beschriebenen Bogen durchschneidend, das Tal, kletterte, so schnell das Gefelse und meine Lunge es gestatteten, an der Bergwand empor und stellte mich in einem Quereinschnitt des Kammes wieder an. Ich hatte richtig berechnet. Noch keuchte die Brust und zitterten die Glieder von der gewaltigen Anstrengung, als dasselbe Wildschaf hoch über mir an die äußerste Kante des Felsens trat, um zu sichern. Bevor es mich erspäht, hatte ihm meine Kugel die Brust durchbohrt, und wie ein schwerer Felsblock stürzte es in die Tiefe hinab.

Jubelruf aus zwanzig Kirgisenkehlen hallte im Gebirge wider. Von allen Seiten sprengten und kletterten Reiter herbei. Vier kräftige

Männer schleppten mühsam die Beute zur Tiefe. Ich staunte über die Größe, noch mehr über die Lebenszähigkeit des Archars. Die erste Kugel hatte genau auf der beabsichtigten Stelle eingeschlagen, von hinten her die ganze Brust durchbohrt, die Lunge zerrissen und in der Schultergegend ihren Ausgang genommen. Gleichwohl zeigte das Tier, nachdem es mit solcher Wunde mindestens tausend Schritte durchmessen, keine Abnahme seiner Kräfte und würde für uns verloren gewesen sein, hätte ich ihm nicht noch eine zweite Kugel durch die Brust gejagt.

Allseitig beglückwünscht, ritten wir heim zu den Jurten. Die Kirgisen rühmten mein Jägergeschick, die Gefährten mein Jagdglück. Vor den Jurten wogte es im bunten Durcheinander. Unter dem lebhaftesten Gebärdenspiel gaben die Steppenleute, die dem Schluß der Jagd beigewohnt hatten, allen übrigen Bericht. Ich war zum Löwen des Tages geworden, hatte selbst den Sänger begeistert. Denn als der Abend hereingebrochen war und die Jurten sich gefüllt hatten, erschien er in unsrer Mitte, ließ in langem Vorspiel seine einfache Laute erklingen und hob endlich einen Gesang an, in dem seine „rote Zunge“ sich Genüge tat, den General und seine Gemahlin, uns und die übrigen Gäste bewillkommnete und auch mein Jagdglück verherrlichte, dem Sänger selbst aber allen Beifall eintrug, obwohl es großartige, tiefgehende Gedanken nicht waren, die der Dichter in Worte kleidete.

Für die Kirgisen, deren einförmiges Hirtenleben jeden Wechsel willkommen erscheinen läßt, waren die beiden Jagdtage Festlichkeiten gewesen; kein Wunder daher, daß ihnen zwei Festtage zu wenig dünkten. Ihre Jagdfertigkeit hatten wir kennengelernt, ihre Steinadler und Windhunde mit gebührender Teilnahme betrachtet, den Worten ihres Sängers bewundernd gelauscht. Nunmehr mußten Ringer und Rennpferde ihre Kräfte üben, um das kirgisische Fest würdig zu beschließen. Reckenhaft gebaute Männer stellten sich einander zum Wettkampf; hochedle, wenn auch nach unsern Begriffen nicht vollendet schöne Pferde, geritten von sechs- bis achtjährigen Knaben, stürmten in die Steppe hinaus, um vierzig Kilometer auf pfadlosem Wege zurückzulegen, so schnell sie vermochten. Beide, Ringkämpfer wie Rennpferde, entzückten durch ihre Leistungen die Kirgisen und somit auch uns.

Noch am Abend verließen wir unsern Aul, hochbefriedigt von allem, was wir erlebt und gesehen. Unsre russischen Begleiter kehrten nach Semipalatinsk zurück; wir wandten uns südlich und überschritten noch in derselben Nacht die Grenze Turkestans.

8. Lapplands Moräste.

Der äußerste Norden Europas wird, wie bekannt, von einem einzigen, ungeheuren Moor oder Morast bedeckt, der nur hier und da sein eigentümliches Gepräge verliert. Es ist dasselbe, das sich auch in Nordasien, vom Ural an bis zum Nordkap, zeigt und im äußersten Norden Amerikas wiederholt. Man kann den Namen Tundra, unter dem diese eigentümliche Landschaft in den Lehrbüchern der Erdbeschreibung aufgeführt wird, mit „Moossteppe" übersetzen, und mehrere Beschreiber haben das auch getan. Strenggenommen aber hat die Landschaft durchaus nichts Steppenartiges, sondern weit eher die Beschaffenheit eines Moores, Morastes oder Bruches im ausgedehntesten Sinne.

Ganz Lappland ist nur ein ungeheurer Morast, die Höhenzüge heben sich wie Inseln aus ihm hervor; die wenigen Stellen, die der Mensch hier, von der Ungunst des Klimas gehindert, der Erde in schwerer Arbeit abkaufte, sind Oasen in dieser Wüste. Ebensogut wie man von einer Wüste des Sandes spricht, darf man diese Moräste eine Wasserwüste nennen; dem Wasser verdankt sie ihren Ursprung, das Wasser ist es, das ihr das eigentümliche Gepräge aufdrückt. An allen Stellen des ganzen Nordens, im Süden Norwegens ebensowohl wie am Nordkap, bildet sich da, wo das Wasser nicht raschen Abfluß findet, unabänderlich derselbe, nur durch die mehr südliche oder nördliche Lage etwas veränderte Sumpf (Moor), in der Höhe sowohl als in der Tiefe, unmittelbar am Meeresstrand nicht minder wie hoch auf dem breiten Rücken der Gebirge, in unmittelbarer Nähe des ewigen Schnees.

Wer mit Aufmerksamkeit diese Wasserwüste durchwandert, bemerkt sehr bald, daß ihm hier Rätsel aufgegeben werden, die er so leicht nicht lösen kann. Der ganze Untergrund ist nämlich nichts andres als ein Geröll, von ungeheuren Felsblöcken zusammengebaut und übereinandergeschichtet, dessen Entstehung geradezu unbegreiflich ist. Das Geröll an steilen Bergeshalden läßt sich erklären, die Schuttmassen und Steine, welche die Gebirgsbäche und Ströme zur Tiefe rollen, erscheinen wohl niemand wunderbar. Jene Geröllhalden aber, die auf vollkommen ebenem Grund liegen und sich ausdehnen, so weit die Ebene reicht, können unmöglich vom Wasser herbeigeführt worden sein, denn dann müßte das ganze Land, das wir hier im Auge haben, nur das Bett eines einzigen ungeheuren Stromes gewesen sein.

Auch auf jenen Hochebenen, wo kein Herabrollen der Steine mehr stattfinden kann, gerade dort, wo das Wasser zögernd schwankt, nach welcher Seite hin es sich den Weg zur Tiefe suchen will, zeigen sich diese Geröllablagerungen unverhüllt dem Auge. Gerade von der Höhe herab darf man auf die Tiefe schließen, in der Neptun und Flora im Verein die dort bemerkbar werdende Wandlung bewirkten. Gleichzeitig mit den aufgelösten Schuttmassen, die der Regen zur Tiefe führte, legte sich ein Pflanzenteppich über das nackte, öde Gestein, der Flechten wenig begehrendes Heer überspann die einzelnen Felsblöcke, umgab, verwitternd mit dem ganz Norwegen und den hohen Norden überhaupt kennzeichnenden Renntiermoose einen Untergrund, dessen Dammerde Wachsen und Gedeihen ermöglichte. Dann half das Moos selbst weiter und legte den Grund zu den heutigen Mooren und zu den Torfschichten, die überall in den Ebenen, in Tälern und an den Abhängen fußtief die Geröllmassen überdecken. Selbstverständlich finden sich diese Torfmoore nur am Fuße der Berge; denn die oben verfaulenden Moose und niederen Pflanzen werden noch heute da, wo das Gefälle günstig ist, zur Tiefe herabgeschwemmt und dort unten festgehalten.

Hieraus erklärt sich auch die Verschiedenheit der Moore, je nachdem sie in der Tiefe oder auf der Höhe des Gebirges liegen. Oben überspinnt bloß eine dünne Schicht von Renntiermoos die Ebene und eine noch weit dünnere die Geröllmassen auf den Abhängen. Nur an tieferen Stellen können, dort auf dem Grabe der niederen Pflanzen, etwas höher entwickelte sich ansiedeln. Aber immer noch bleiben sie dürftig und krüppelhaft, gleichsam niedergebeugt von der langen Winterlast, die selbst der kurze schöne Sommer mit seinem ewigen Tag nicht vergessen lassen kann. Und als ob sie an der Mutter Brust Schutz suchen müßten, gegen die Rauheit des Landes, gegen die Wucht des sich über ihnen emportürmenden Schnees, klammern sie sich fest an die Erde an und kriechen schlangengleich auf ihr weiter. Nur eine reiche Schar verschiedener dickbewurzelter Alpenpflänzchen wagte es, hier in dem milden Licht des Sommers, in dem warmen, gleichmäßigen Strahl der Sonne aufzuleben, zu gedeihen, fröhlich zu grünen und lustig zu blühen. Das eigentliche Pflanzenkleid, das Floras gütige Hand über die Berge deckt, zeigt nichts von solchem Reichtum, sondern gibt ein trauriges Bild von der Armut des Landes.

Alles ist zwerghaft. Die Fichten- und Föhrenwälder sind längst in der Tiefe zurückgeblieben, sogar die knieholzartigen Kiefern können

da oben nicht leben — jene Kiefern, die aussehen, als ob eine Riesenfaust sie am Wipfel gepackt und gewaltsam von rechts nach links gedreht habe, so daß jetzt alle Fasern in Schraubenlinien sich bewegen. Auch die Birken, die so freundlich die tieferen Behänge begrünen und dem Lande die liebliche Sommerfrische verleihen, erscheinen wie greisenhafte Zwerge, knorrig, tiefstämmig und dickverzweigt. An ihre Stelle treten der kriechende Wacholder, der viele Ellen weit auf dem Boden fortlaufend, da große und dicke, aber ungemein niedrige Gebüsche bildet, und sich so wesentlich durch seine Harmlosigkeit, d. h. durch die stumpfen Nadeln vor seinem stachligen Bruder auszeichnet; die Zwergbirke, jenes niedliche Sträuchlein, das sich an die Brust der Muttererde heftet wie der Efeu an den Eichstamm, das erst Ende Juni seine Knospen zu Blättern entfalten kann und die kleinen freundlichen Blätter schon Ende September oder spätestens Mitte Oktober vom Schnee wieder begraben lassen muß; die Salweiden, die kaum noch an ihren südlicheren Bruder erinnern; die Krikebär oder die Schwarze Krähenbeere (Empetrum nigrum), die Heidelbeere, Multebär und andre. Das Moos aber bleibt unter allen Umständen der hervorragende Teil der Pflanzenwelt da oben und verleiht oft Meilen weit den Bergen jenen gelblich schneeigen Schimmer, den man selbst gesehen haben muß, um sich von seiner Wirkung in der nach den Tageszeiten so wechselvollen Beleuchtung der Sonne eine Vorstellung machen zu können. Es bleiben auch die Flechten, die auf allem noch in der Bildung begriffenen Geröllhalden sich ansiedeln und die dunklen Schatten in der gleichmäßigen Färbung des Ganzen hervorrufen.

Unten in der Tiefe sieht es viel lebendiger aus, die zwerghaften Sträucher von oben sind verschwunden, die Birken erheben sich zu schlanken Stämmen, treten dichter zusammen und bilden Haine und Wälder, die Landschaft unendlich schmückend und erheiternd, die Kiefern strecken und glätten sich; zwischen sie hinein treten wohl auch einzelne Fichten, ja an günstig gelegenen Stellen findet sich sogar hier und da eine Esche und im Süden Norwegens sogar einzelne Eichen und Buchen. Das Moor selbst ist hier ein ganz andres geworden, alle hügeligen Stellen sind vom Gebüsch eingenommen, und dazwischen grünt's und blüht's wie auf unsern Wiesen, wenn auch nicht in gleicher Reichhaltigkeit. Die tiefern und feuchtern Stellen sind mit hohem dichten Wassermoos, Binsen- und Riedgras, mit den Moosbeeren, echten Halmgräsern, der Krikebär bedeckt; an den Bächlein, welche

diese Torfmoore durchziehen, finden sich selbst Ranunkeln, Primeln und Vergißmeinnicht. Und die sumpfigen Stellen, Teiche und stillen Seen weisen eine ganze Welt von Pflanzen auf. Da herrscht ein verhältnismäßig reiches Leben. Doch nur in dem südlichen Teil Lapplands, an der Grenze des eigentlichen Norwegens oder Nordlands, denn im Norden verwehren die eisigen Winde, die vom Pol her aus dem Eismeer über das Land strömen, das fröhliche Gedeihen der Pflanzen. Dort schafft sich das Klima genau denselben Pflanzenwuchs auf der Höhe des Gebirges. Die Armut der Landschaft ist geradezu beängstigend. Kein Baum, kaum ein Strauch; nur in den tieferen, geschützteren Tälern verkrüppelte Birken und Weidengebüsche; nur hier wirkliches Gras und wirkliche Blumen! Im Moore führen die Schilfarten das große Wort und erlauben kaum der Moosbeere sich zu zeigen. Außerdem sind noch Moose und Flechten vorhanden: die Armut ist weit größer als auf der Höhe des Dovrefjeldes zwischen 5000 und 6000 Fuß über dem Meere.

Einen eigentümlichen Reiz verleiht zur Sommerzeit das überall sich findende Wasser der ganzen Landschaft. In der Höhe reiht sich ein Alpsee an den andern, und die klaren Bergesaugen blicken dem Wanderer schon von fern entgegen. Mehr in der Tiefe breiten sich diese Seen oft meilenweit aus, und die immer tiefer stehende Sonne blitzt und flimmert auf den klaren Wogen wieder, daß man die Seen schon auf ganze Entfernungen hin als Wasserflächen erkennen muß. Oben auf der Höhe ist das Wasser aller Seen klar und rein, in dem einen von tiefer dunkelblauer Meeresfarbe, in dem andern, dicht daneben gelegenen lebendig grün, als habe die Gletscherdecke, die das Dach des Berges bildet, ihren Glanz und Schimmer in das Wasser ergossen. Im Morast dagegen erscheinen alle Seen trübe, auch wenn das Wasser klar und rein ist, und manche dieser Ansammlungen sehen so dunkelschwarz aus, daß man ordentlich zurückschrecken möchte vor ihnen. Bei weitem die meisten dieser Seen sind gänzlich pflanzenfrei; nicht einmal an ihren Ufern findet sich Schilf oder Binsengebüsch.

Das ist das allgemeine Gepräge der Landschaft. Die einzige Abwechslung bringen die hohen Züge da hinein, welche die Ebene durchsetzen und die zahllosen Bäche und Flüsse zur Tiefe herabsenden. An ähnlich gelegenen Orten sieht ein Moor aus wie das andre, und wenn man die Berge nicht hätte und sich nach ihren Gipfeln und Zacken richten könnte, würde man sich verirren können wie in der Wüste. Braucht man ja doch auch wie dort einen Führer, der einen über das unendliche

Wassernetz hinwegleiten, einem aus dem unglaublichen Wirrwarr heraushelfen muß, und nur der in der Tundra geborne und großgezogene Lappe ist zu solchen Geschäften geeignet, nur er wird mit seiner Heimat vertraut, wie der Beduine mit der Wüste und der Nomade mit der Steppe.

Bloß an den äußersten Rändern dieser Wüste hat sich der Mensch bleibend ansiedeln können. Der Morast selbst ist zu arm, als daß er die gesitteten Menschen ernähren könnte. Man würde imstande sein, rings um die einzelnen Gehöfte herum das Moor auszutrocknen und so eine weit freundlichere Umgebung der Häuser schaffen, tut es aber nicht aus Scheu vor den erwachsenden Kosten und läßt alles gehen wie es will. Freilich erfordert eine solche Austrocknung eine bedeutende Arbeitskraft. Große Flächen, gerade diejenigen, die etwas versprechen, sind so sumpfig, daß man kaum über sie hinweggehen kann, und nur die aus Gneis und Schiefer bestehenden Hügel sind geeignet, saftigem Weidegras und niederen nutzbaren Pflanzen, somit auch den Bäumen einen rechten Boden zu bieten.

Skandinaviens Gesamtgepräge spiegelt sich auch im Innern des Landes wider, denn die Spitzen, die im Meere den Wasserspiegel überragen und das Land wie ein Kranz umlegen, zeigen sich auch hier im Innern und erheben sich hoch über die eigentliche Ebene. In der frühesten Zeit mögen wohl die Moore nichts andres gewesen sein als eine Fortsetzung des Meeres um sie herum, anstatt der herabgerollten Steine oder verwitternden Steinmassen und der aus ihnen und den verfaulten Pflanzen entstandenen Dammerde nur Wasser enthalten haben. Aber der Regen wusch die Berge rein, löste und zertrümmerte ihre Häupter und führte solange Schlick in das seichte Meer hinab, bis einzelne Stellen ausgefüllt wurden und dann zugleich jene Pflanzen entstanden, deren Überreste jetzt unter der grünen Decke sich zeigen. In den meisten Mooren geht die Torfbildung noch immer vor sich; das Wasser ist dort noch zu mächtig und läßt nur Sumpfpflanzen gedeihen, die verfaulen, Torf bilden. An andrer Stelle liegt schon eine gute Schicht Dammerde über dem Geröll, und diese Stellen sind es, die urbar gemacht werden könnten, wenn man dem hier Verderben bringenden Wasser Abfluß verschaffen wollte.

Im allgemeinen geben die Moore ein unendlich trauriges Bild: Hügelchen an Hügelchen mit Moos umwuchert und bedeckt, dazwischen Gräben, Vertiefungen, Lachen, Teiche, in denen Sumpfgräser und Halmschilfe wuchern. Die ganze Decke schaukelt, wenn man über sie

geht; und fast trostlos schweift das Auge umher, einen Gegenstand zu finden, der ihm wohltun könnte. In der Nähe der Höfe sind wenigstens Stellen ausgetrocknet, aber unmittelbar hinter diesen, da wo sich der Bauer allsommerlich seinen zur Feuerung nötigen Torf ausgräbt, beginnt die gräuliche Wüstenei, und wer auch dort etwas finden will, der muß wohl mit der Natur inniger befreundet sein, als ein gewöhnlicher Mensch es zu sein pflegt.

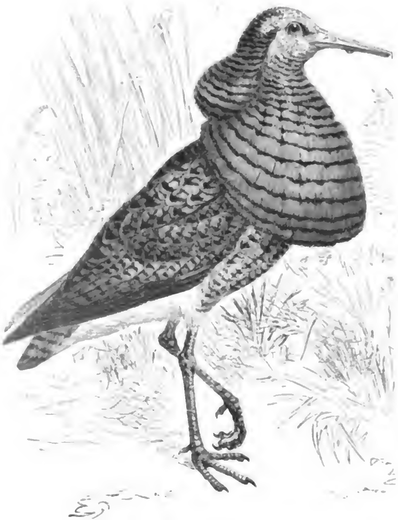
Vergeblich sucht man tiefer im Lande nach dem Menschen und seinem Treiben; man findet bloß die Spuren, daß hier zeitweilig Menschen wohnen. Tagelang kann man wandern, ohne einem Lappen zu begegnen, meilenweit muß man ziehen, ehe man einmal in einem tief gelegenen günstigen Tal die Überbleibsel seiner dürftigen Hütte findet. Bloß an den wasserreicheren, größeren Flüssen, die sich aus Hunderten von Tälern bilden, trifft man auch einzelne Hütten, die jahraus, jahrein bewohnt sind. So ist es aber nur zur Sommerzeit, wenn der Lappe mit seinem beweglichen Reichtum, den Renntieren, getrieben von den peinigenden Mücken und der Renntierbremse, den kühlen Meeresstrand aufgesucht hat und dort seine Herde weidet. Im Winter, wenn die schneeige Decke Moore, Seen und Berge deckt und diese Wasserwüste das fürchterliche Bild der Unwirtbarkeit und Unbewohnbarkeit gibt, gerade dann zieht hier der Mensch von Tal zu Tal, in jedem günstigeren seine einfache Hütte aufschlagend, bis die Renntiere dort den Schnee der Gehänge aufgegraben und das darunterliegende Moos abgeweidet oder die an den Birken und Kiefern lang herabwallenden Flechtenzöpfe abgefressen haben; gerade dann im Winter pfeift der Schlitten auf der ebenen Bahn dahin, über Berge, Täler, Flüsse und Seen weg, von einem Dorf zum andern. Die Blockhäuschen der Ortschaften wimmeln jetzt von dem Getriebe der Menschen, jedes einzelne Dorf ist zu einem Versammlungsort von Hunderten geworden, die ein ewiges Marktgewühl unterhalten. Der Winter ebnet den Weg und gleicht alle Unebenheiten aus, er verwischt aber auch vollständig das sommerliche Gepräge der Steppe.

Es läßt sich von vornherein erwarten, daß die Tierwelt dieses merkwürdigen Landstriches, dessen Gepräge ich nur mit flüchtigen Umrissen zeichnen konnte, eine sehr arme sein muß, wenigstens arm an Arten. Denn Einzelwesen finden sich millionen- und milliardenweise in jenen Morästen, wenn der Winterschnee die Ebenen deckt und der Morast aufgehört hat, Morast zu sein, wenn nur von einem einzigen Schneefeld

gesprochen werden kann. Dann verschwindet von der Bewohnerschaft des Sommers die ungleich größere Menge und nur einzelne, wenig begehrende bleiben zurück.

Von den Bergen herab hat sich jetzt im Winter fast alles Leben zur Tiefe gezogen, dem Renntiere nach schweift der Wölfe gierige Schar, der Hunger macht die ungebetenen Gäste kühn und treibt sie selbst bis in die Dörfer hinein. Nur diesen einen Feind kennt der Lappe, sein Erscheinen ist gleichbedeutend mit Krieg, sein Rückzug auf die Höhen im Frühjahr oder sein Verschwinden aus einer Gegend bedeutet Frieden; der Lappe hat für „Freisein von Wölfen" kein andres Wort als Friede. Jetzt hüllt sich der kleine Mann in die dicken, weichen Renntierpelze ein von Kopf bis zu Fuß, schnallt sich die langen, leichten Schneeschuhe an die Füße, nimmt den Speer, dessen messergleiche Spitze die Hornscheide verbirgt, oder die kleinmündige Büchse, die er trefflich zu handhaben weiß, und verläßt mit den mutigsten Recken seines Stammes das wohnliche Häuschen oder behagliche Zelt, um diesem Erzfeind nachzuspüren.

Gerade die Zeit, in welcher der frisch gefallene Schnee noch nicht seine harte Kruste erhalten hat, erscheint ihm die geeignetste zur Jagd. Wolf und Renntier sinken bis an den Bauch in die weiche, flaumige Decke ein; der Skiläufer gleitet rasch und sicher auf derselben Decke dahin. Gelingt es ihm, den Wolf aus dem Walde herauszutreiben, so ist der böse Feind verloren! Ängstlich bahnt sich der feige Räuber seinen Weg durch die Schneemassen, bald versinkend, bald mit verzweifelndem Sprunge wieder auftauchend, hinterher gleitet, schwebt der pelzverhüllte Mann unter lautem freudigen Rufen, jagdfröhlich aufjauchzend, mit rachekündendem Drohen. Näher und näher kommt er dem immer mehr und mehr ermattenden Wolfe, endlich erreicht er ihn und gleitet mit derselben Schnelle, mit der jener sich fortbewegt, neben ihm dahin. Wie höhnend schwingt er seinen Speer; leicht schlägt er mit dem vordersten Ende des Schaftes ihm auf das Fell. Aber der leichte Schlag entblößt die blitzende Spitze, die Scheide fliegt seitwärts in den Schnee, und die Waffe wird zum Angriff frei. Mit der Rache vollster Befriedigung senkt er nun dem vollkommen verzweifelnden Wolf das scharfe Speermesser zwei- bis dreimal in den Leib, das rauchende Blut rötet den Schnee und krampfhaft die rote Zunge lang aus dem Halse heraushängend, geifernd, nur heiser noch brüllend, wälzt sich der getroffene und arg verwundete Wolf dahin, bis ein letzter Stoß ihm das Herz durchbohrt. Dann wird dasselbe Renntier, dessen Leben das Raub-



1. Der Kampfläufer (Totanus pugnax).



2. Der Homrai (Buceros bicornis).



3. Der Eisvogel (Alcedo ispida).



4. Der Bienenfresser (Merops apiaster).

tier bedrohte, herbeigeführt, und trotz alles Sträubens und Bäumens, trotz aller Angst auch vor dem Toten noch, trotz aller Versuche zu flüchten, laden die Jäger ihre Jagdbeute in den Schlitten, und das Renntier schleift nun seinen Erzfeind dem Dorfe zu.

Der Wolf ist das hauptsächlichste Tier der Wildnis, das jetzt gesehen wird. Seine Jagd ist die vorzüglichste, die der Lappe gegenwärtig ausführen kann. Denn außer diesem Räuber ist die Moossteppe von andern seines Gelichters verödet. Die kläffenden Eisfüchse, die dem Wanderer zuweilen im Sommer begegnen, mit komisch-hündischer Zutraulichkeit sich an ihn schmiegen, selbst wenn sie seine Tücke erfahren sollten, haben sich nach dem Meeresstrande hinabgezogen und lauern und lungern dort umher, um das zu erbeuten, was die gütige See ihnen zuwarf. Die Schneehasen haben sich zerstreut und zerteilt und finden sich nur in den reicheren Wäldern, jetzt, dürftig genug, von Birkenknospen und Birkenrinde sich nährend, glücklich und froh, wenn sie eine Stelle finden, wo der Wind den Schnee verwehte, und das verdorrte Gras seine Halme über die allgemeine Decke emporhebt. Die Lemminge, deren zahlloses Heer um so mehr an allen Hügeln umherstreift, jeden sich nahenden Menschen mit zornigem Fauchen und Quieken begrüßen und dem bewaffneten Mann sogar den Eintritt in das Gebiet verwehrend, sie, die lustigen, lebendigen Kinder des Nordens, leben jetzt mehr unter als über dem Schnee, schürfen sich hier lange Gänge aus und bauen sich aus den Gräsern, die sie zusammentragen, mitten in den Schnee hinein große, runde, weiche, warme Nester, nur selten die leere Fläche betretend, nur selten den Blicken sich zeigend. Aber noch seltener sieht man jetzt ein einsam umherstreifendes Wiesel, das Jagd macht auf diese verwegenen Mäuse und ihnen so behend folgt, als sie im Schnee vorwärts kommen, in alle Löcher mit ihnen kriecht und sie selbst im warmen Nest aufstöbert und aufhebt. Das sind sozusagen die einzigen Säugetiere, welche die traurige Ebene im Winter aufzuweisen hat.

Kaum reicher zeigt sich die Klasse der Vögel. Der Jagdedelfalke, der auf dem Hochgebirge hauste, hat sich zum Meeresstrande hinabgezogen und vereint sich mit jenen Paaren, die jahraus, jahrein die senkrecht aus den Fluten emporstehenden Klippen bewohnten, die sich ihre Beute unter den Kindern des Meeres holten. Gar selten nur streicht einer pfeilschnellen Fluges durch die Lüfte, einen im bleichen Schimmer des Nordlichts sich freuenden Lemming wegnehmend oder mutig, wie diese herrlichen Tiere sind, selbst einen, wie der Falke,

nach Beute umherspürenden Eisfuchs bedrohend, oder einen Schneehasen durch fortgesetzte Angriffe schwächend und schließlich erlegend. Nächst diesen königlichen Tieren finden sich aus der Ordnung der Raubvögel nur noch zwei Eulen vor, die Schnee- und die Lappländische Eule. Namentlich die erstere durchstreift jetzt das ganze Gebiet, ausschließlich den Lemmingen nachgehend, und deshalb da häufig auftretend, wo diese Tiere in großer Anzahl vorhanden sind, oder fehlend, wo sie nicht vorkommen. Wie man mich einstimmig versicherte, zieht die Schnee-Eule meilenweit den Lemmingen nach; sie folgt ihnen ins Gebirge und zur Tiefe, sie wandert dahin, wo sich die Mäuse zeigen. Alle übrigen Raubvögel haben sich zurückgezogen; selbst die kleinen, viel häufigeren Habichtseulen sind nach dem Süden gewandert, und auch die beiden andern folgen ihnen regelmäßig nach, wenn der Schnee tiefer als gewöhnlich auf der Tundra liegt und die Lemminge ein ganz unterirdisches Leben zu führen genötigt sind.

In solchen Jahren ziehen sich auch die übrigen Vögel der Tundra nach den wenigen geschützten Orten zurück. Die Moorhühner, die im Sommer die erste Zierde der Tundra bildeten, sind nach den Birkenwäldern gewandert und graben sich dort tiefe Gänge in den Schnee, um zu den Birkenknospen zu gelangen, die ihre einzige Nahrung bilden. Das Alpen-Schneehuhn aber, das die höheren Hügel, obwohl immer selten, bewohnte, hat sich der Meeresküste zugewendet und erscheint auf den kleinen Inseln oft in ungeheurer Masse, von fast derselben Kost sich nährend wie sein weit beachtenswerterer Vetter. Nur ein einziger Vogel ist seiner eigentlichen Heimat treu geblieben: das ist der Lappische Ammer. Der kommt jetzt als vertrauensvoller Wintergast zum Zelte des Lappen und in das Dorf hinein, obgleich er nicht eben die Gastfreundschaft des Menschen genießt.

Etwas reger ist das Leben in den tiefen Längstälern, die sich die hauptsächlichsten Flüsse der Tundra ausgegraben haben. Die beiden Gehänge des Tales sind regelmäßig mit ziemlich üppigen, weit geschützt stehenden Birkenhölzern bedeckt, und hier finden sich gar viele und lebendige Wintergäste während der ewigen Nacht und während der Zeit der Armut vor.

Ich habe mit den vorstehenden Angaben die Winterbewohner der Tundra fast oder ganz erschöpfend aufgeführt. Nur an den Rändern dürfte noch ein oder der andre vorkommen, namentlich da, wo die Wirkung des eisbefreienden und wärmenden Golfstromes sich nicht fühlbar

macht. Im Innern des Landes aber und ziemlich im eigentlichen Morast kann für die Dauer außer den Genannten kein Geschöpf bestehen.

Ganz anders ist es im Sommer. Die lange Nacht ist fast zu Ende, der bleiche Schimmer im Süden, der um die Mittagszeit von dem in glücklicheren Breiten die Erde erhellenden Tage Kunde gab, wird mit jedem Tag lichtreicher und lebendiger. Die zauberischen Nordlichte nehmen ab, sowohl an Stärke wie an Häufigkeit; der Frühling naht sich dem Lande. Noch hat der Winter die ganze Ebene unter seine Fesseln geschlagen, noch sind die warmen Boten, die der Süden sendet, die Tauwinde, nicht warm genug für unsre Breite: aber jeder Tag bringt ein Zeichen des beginnenden Frühlings mehr. Wenn erst die Sonne wieder über dem Gesichtskreise steht, nimmt der Tag unglaublich rasch zu und mit dem Tage geht der Frühling Hand in Hand.

Je höher die Sonne emporsteigt, um so rascher zieht er ein. Noch sind nur wenige Stellen schneefrei geworden: da kommen bereits die gefiederten Sommergäste an, die der Winter vertrieben, und die Tundra gewinnt in der kurzen Frist ein unglaublich reges Leben. Namentlich der Mai ist die Hauptzeit, der Mai ist auch dort der wahre Frühlingsmonat. Während die Schneeschmelze noch im vollen Gange ist, rückt bereits das leichte Heer aus Süden ein, der Kuckuck und der Fliegenfänger, die Drosseln und der Wasserschmätzer, die Bachstelze und die verschiedenen Schafstelzen, die Pieper und der Steinschmätzer, die Laubsänger, der Flüevogel und die Alpenlerche, der Goldregenpfeifer und der Morinell, der See- und Flußuferpfeifer, der krummschnäblige und mittlere Brachvogel, die mittleren Schnepfen, die Wassertreter und die Möwen sowie die wenigen Enten, Säger und andre.

Der Sommer ist kurz und alles geht wie im Fluge. Ganze Flächen werden in einem Tage schneefrei, das Wasser rieselt und läuft wieder, die Bäche und Flußbetten füllen sich, der Morast zeigt sich als vollendeter Sumpf. Jetzt sucht sich die Einwohnerschaft trockne Plätze aus, um zu nisten und zu brüten, und das eigentliche Sommerleben der Tundra beginnt.

Gleich dicht hinter den Höfen, unmittelbar an der See, läuft stolz, aber vorsichtig der krummschnäblige Brachvogel hin und her, und man hört namentlich in den ersten Nachtstunden, die jetzt freilich auch zu Tagesstunden geworden sind, seinen klangreichen Ruf erschallen, oder er pfeift seine metallstarken, äußerst mannigfaltigen Triller, je nachdem ihn Freude oder Angst, Liebe oder Haß bewegen. An den kleinen Teichen finden sich eine Masse von Strand- und Uferläufern, vor

allem aber die prachtvollen Wassertreter, die lustig und vertraulich mit unbeschreiblicher Zierlichkeit und Anmut zwischen Schilf und Riedgras umherschwimmen. In den größeren und höher gelegenen Teichen verweilen jetzt mehrere Stunden am Tage allerlei Enten und Säger, treiben die Steißfüße und Seetaucher ihr Wesen. Aus dem Gestrüpp lugt das muntere Blaukehlchen hervor, nur das rotsternige, kein andres; der Laubsänger hat sich eingestellt, wo es nur möglich war. Die Schafstelze vereinigte sich zu Brutgesellschaften von außerordentlicher Stärke und belebt jede größere Birkendickung. Schnarrende Drosseln, die von der Höhe herabkommen, suchen sich ihre Nahrung mitten im Sumpf und warnen und knarren, sobald sich etwas Verdächtiges zeigt. Die Bekassinen bergen sich in den tieferen Stellen des Sumpfes.

Morgens sendet auch das Meer täglich seine Boten aus zur Belebung der äußersten Ränder der Tundra. Hunderte von Sturmmöwen laufen ganz kirr, wie unsre Krähen und Tauben, hier auf und nieder, und die blendendweißen Gestalten heben sich wahrhaft prachtvoll ab von den jetzt im ersten Frühlingsgrün prangenden Wiesen; sie verleihen der Tundra unzweifelhaft ihren schönsten Schmuck. Darüber hin jagen mit Falkenschnelle und falkengleich die krächzenden oder zuweilen gar eigentümlich sängerartig rufenden Raubmöwen; darüber schießt der pfeilschnelle Merlin, der herrliche, königliche Jagdedelfalke; darüber schwebt langsam spähend einer der Kolkraben, der auf den steilern Felsen der Küste seinen Horst gründete, und, bereits für die hungrige Schar sorgend, nach allen frisch gebauten Nestern späht, die Eier dort auszuheben, oder, wenn es geht, auch ein oder das andre Alte mitzunehmen. Da, wo die Flüsse in das Meer münden, sind Vereinigungspunkte des tierischen Lebens; hier sammeln sich jetzt die prachtvollen Stellerschen Eidergänse und die Eisenten; hier finden sich fast regelmäßig zahlreichere oder schwächere Entenflüge, Paare und Ketten der Trauer- und Samtente, mittlere und Gänsesäger, die arktische Seeschwalbe und ein ganzes Heer von Strand- und Uferläufern.

Doch solcher Reichtum herrscht bloß an den Rändern der Tundra, da, wo das reiche Meer in der Nähe ist, da, wo all die großen Vögel in ihm ihre hauptsächliche Nahrung finden. In der eigentlichen Mitte des Landes ist auch jetzt noch die Tierwelt arm an Arten. Das Blaukehlchen und die Laubsänger, die Schafstelze und der Steinschmätzer finden sich bei jedem Gebüsch, auf jeder Höhe und selbst im

Sumpf. Nächst ihnen sind es aber bloß wenige, die wirklich häufig genannt werden können. Der eine dieser wenigen ist der Goldregenpfeifer, der eigentliche Vogel des Morastes. Er paßt zur Tundra, wie der isabellfarbene Läufer oder das Flughuhn zur Wüste paßt; er trägt durchaus das trübselige Gepräge seines Wohnkreises zur Schau. Von allen Seiten hört man, wenn man durch jene Moräste wandert, den schwermütigen, fast kläglichen Ruf dieses Vogels erschallen; man sieht ihn Paar bei Paar in kleinen Trupps, in Familien und zahlreichen Flügen, je nach der Zeit des Sommers. Man begegnet ihm überall, wohin man sich auch wenden mag; ein Paar haust dicht neben dem andern, und der Jäger, der im eigentlichen Moor Goldregenpfeifer schießen will, braucht weiter nichts zu tun, als zu laden, ein paar Schritte weiter zu gehen und wieder zu feuern. In der Tundra ist der Goldregenpfeifer zum echten Sumpfvogel geworden, denn selbst in den schlammigsten und wasserreichsten Stellen findet er sich.

Der beinahe unzertrennliche Gefährte dieses Vogels ist der Lappische Ammer. Goldregenpfeifer und Ammer leben in der engsten Gemeinschaft, im innigsten Verein. Wo der eine ist, fehlt selten der andre, nur daß der Ammer mehr die Büsche aufsucht als der Goldregenpfeifer, mehr in den Gestrüppen der niederen Zwergbirken und Salweiden sich findet, während der Goldregenpfeifer die bemoosten Sumpfflächen aufsucht oder auf trockenen Stellen umherläuft.

Der Mornell lebt auch im Morast, doch mehr auf den Höhenzügen, als der Goldregenpfeifer, am liebsten auf den Gebirgen von 3—4000 Fuß über dem Meere, ja sogar dicht unter der Grenze des ewigen Schnees. Auf den niederen Hügelreihen dagegen haust noch ein anziehender Vogel, die Alpenlerche. Nach den Angaben des trefflichen Forschers Nordvi in Mortensnes am Varangerfjord ist es noch nicht lange her, daß dieses liebliche Tier im westlichen Nordeuropa sich zeigte. Es erschien vor ungefähr 30 Jahren in einzelnen Paaren in der Mitte der Tundra sowohl wie dicht neben den Häusern der Gehöfte, ja in den Höfen selbst und baute und brütete zweimal im Jahr, dort in aller Ruhe und Einsamkeit, hier so recht unter den Augen der Bewohner. Rasch vermehrte sich die Nachkommenschaft der ersten Ansiedler, und gegenwärtig ist der Vogel schon ziemlich häufig geworden.

Eigentümlich verhalten sich die größeren Seen inmitten der Tundra, dem eigentlichen Moraste gegenüber. Nur auf dem breiten Bergesrücken sind sie belebt von einigen Strand- und Uferläufern

oder von Trauer-, Samt- und Eisenten. Inmitten des Landes sieht man oft auch nicht einen einzigen Vogel; keine Möwe, keine Seeschwalbe streicht über ihren Spiegel weg; keine Ente gleitet über ihre Wogen dahin; kein einziges Glied des Strandgewimmels läuft an ihren Ufern auf und nieder. Diese Öde ist wahrhaft beängstigend und immerhin unerklärlich. Denn wenn auch die Seen nicht eben geeignet erscheinen, eine größere Menge von Vögeln zu beherbergen, erwartet man doch, eine der wenig begehrenden in ihrer unmittelbaren Nähe zu finden; aber vergeblich. Den purpurgefleckten Forellen in der Tiefe scheint nicht einmal der sogenannte rotkehlige Seetaucher nachzustreben; und die Möwen, die, ab und zu dem Lauf der Flüsse folgend, bis zu jenen Seen gelangten, eilten so schnell als möglich über sie hinweg, zum Morast oder zum Flusse, zum Meere zurück; weil ihnen hier alle Stellen mehr Nahrung bieten als jene bleichen Wasserbecken, die nicht einmal fähig scheinen, sich an ihren Rändern einen Schilfwald zu erzeugen.

Alle die unzähligen Regenpfeifer, Ammern, Lerchen, Strand- und Uferläufer, die jetzt die Tundra bewohnen, nähren sich fast ausschließlich von einem und demselben Tiere, von einer Stechmücke, die in einer Häufigkeit auftritt, wie vielleicht nirgendwo anders eine ihrer Verwandten. Ich habe in Afrika Moskitos kennen und würdigen gelernt; ich bin in den Reisfeldern Südspaniens nur zu oft von ihnen vertrieben worden: allein niemals habe ich solche Massen dieser abscheulichen Kerfe gefunden als in Lappland. Die Menge der Mücken ist geradezu unbeschreiblich. Die Macht, die sie bilden, ist so gewaltig, daß sich vor ihr nicht nur alle höheren Tiere, sondern auch der Mensch zurückziehen und verbergen muß. Diese Mücken sind der Grund, daß die Tundra im Sommer menschenleer ist, sie treiben den Lappen und sein Renntier an den kühlen Meeresstrand, wo die Winde die Luft wenigstens zeitweilig von dem Ungeziefer reinigen, sie machen die menschliche Ansiedlung in der Tundra geradezu unmöglich. Es würde vergeblich sein, wenn ich versuchen wollte, das Treiben dieser Tiere der Wahrheit entsprechend zu schildern. Die Mücken in Lappland bilden Schwärme, die Wolken gleichen; sie hüllen jedes Geschöpf, das sich in ihren Bereich wagt, förmlich in Nebel ein. Sie erfüllen die Luft, daß man mit jedem Atemzuge eine oder mehrere in den Mund und in die Nase bekommt; sie fallen mit teuflischer Gier augenblicklich über das unselige Menschenkind her, das sich vermaß, ihr Reich zu betreten: nicht dutzendweise, sondern zu Hunderten, zu Tausenden.

Wenn wir so durch die Tundra ritten oder wanderten, waren wir und unsre Pferde stets von einer lebendigen Wolke umgeben. Tausende saßen auf den Pferden, auf den Kleidern. Jeder Schritt störte neue Massen auf, und mit uns zog die Wolke weiter; vor uns wirbelte sie her, wie die feurige Säule vor dem Volke Israel. In den ersten Minuten der Wanderung bedeckte sich der ganze Leib mit Mücken; wenn wir über die Arme strichen, erdrückten wir Dutzende mit einemmal. Ein Schlag mit der flachen Hand auf einen beliebigen Leibesteil unsrer Pferde tötete Unmassen der blutgierigen Teufel. Vergeblich waren alle Mittel, die wir anwandten, vergeblich selbst der Birkenteer, das dem Lande ureigne Gegenmittel, vergeblich sogar der Tabaksaft aus der kurzen Jagdpfeife, mit dem sich wenigstens mein Gefährte das bartlose Gesicht einrieb, trotz des unleidlichen Gestanks, vergeblich zeigte sich der Schleier, mit dem wir unser Haupt dicht umhüllten. Wo wir gingen, standen, saßen, lagen, umhüllte uns die unheilvolle Schar; wo wir uns hinwendeten, folgte sie uns. Vierundzwanzig Stunden lang steht die Sonne im Sommer am Himmel, und vierundzwanzig Stunden lang peinigen die Mücken Menschen und Tier ohne Unterlaß! Die Moskitos in Afrika ruhen doch bei Tage; aus den Sümpfen des Weißen Nils brechen sie erst nach Sonnenuntergang hervor, in Lappland schwärmen sie aber bei Tag und Nacht, am Morgen ebenso gierig wie am Abend, im roten Lichte der Mitternachtsonne nicht minder tätig als im hellen Sonnenschein des Mittags. Ein einigermaßen frischer Luftzug verscheucht sie keineswegs. Nur stärkeren Winden weichen sie; jedes Blatt, jedes Reis, jeder Zweig, jeder Ast, jeder Pflanzenstengel speit sie aus zur Qual der höheren Geschöpfe; jede Stelle im Sumpf beherbergt Tausende, jeder einzelne Morast Millionen und andre Millionen. Ihre Scharen sind unschätzbar und unzählbar, für uns Mitteleuropäer geradezu undenkbar. Wütend fallen sie sogar über ihre schlimmsten Feinde her, eben über die Vögel, denn ich sah deutlich genug, wie die Pieper und Ammern, die Regenpfeifer und Strandläufer ihre Federn sträubten, wenn sie ruhig standen.

Mehr als zwei Monate lang, zur Zeit des höchsten Sonnenstandes, dauert diese Plage, und gerade in dieser Zeit werden tausend und andre tausend Vögel der Tundra geboren und großgezogen. Alle jungen Regenpfeifer, Ammern, Pieper, Blaukehlchen, Schafstelzen, Lerchen, Schlamm- und Uferläufer erhalten jetzt keine andre Ätzung als diese Mücken. Und wenn die Kleinen das Nest verlassen haben und selbständig

geworden sind oder unter der Eltern Obhut ihre eignen Wege durchs Leben zu wandern beginnen, verzehren auch sie nichts andres als Stechmücken und deren Larven. Selbst die Morasthühner, welche die buschreichen Täler bewohnen, fressen jetzt neben den Blättern, ihre hauptsächlichste Nahrung, Hunderte und Tausende dieser abscheulichen Tiere, selbst die Möwen füllen sich die ganze Speiseröhre mit ihnen an.

So sind also gerade die den Menschen so überaus lästigen Geschöpfe die Ursache, daß in der Tundra während des Sommers ein reiches Vogelleben möglich ist. So werden sie zum Segen, zum täglichen Brot für tausend frische, fröhliche Vögel, die ihretwegen jene traurigen Landstriche aufsuchen und dem Menschen, den der Forschungseifer in jene Wildnisse trieb, Erheiterung und Freude gewähren.

9. Das Hochgebirge Skandinaviens und seine Vögel.

Skandinavien ist ein Alpenland wie die Schweiz oder Tirol, und doch von beiden unendlich verschieden. Wie unsre mitteleuropäischen Alpen hat es seine Hochgebirge, seine Gletscher, seine Wildbäche, die klaren, stillen Alpenseen, die dunklen Fichten- und Föhrenwälder unten im Grunde, die Blockhäuser an den Abhängen und die Sennhütten oben in den höchsten Tälern. Aber doch ist alles ganz anders in den eigentlichen Ländern der Alpen, und der Unterschied wird jedem bemerklich, der das eine und das andre Land aus eigner Anschauung kennenlernt.

Das allgemeine Gepräge Skandinaviens ist, falls ich mich so ausdrücken darf, ernst und heiter zugleich. Mit der Strenge paart sich die Milde, mit dem Düstern wechselt das Heitere, mit dem Toten, Beängstigenden einigt sich das Lebendige, Erhebende. Kohlschwarze Felsenmassen bauen sich senkrecht vom Meere auf, steigen unmittelbar aus den tief eingeschnittenen Fjorden empor, zerklüften und zerreißen sich, türmen sich schroff auf und neigen sich drohend, über und auf ihren Häuptern lagern die eisigen Massen, meilenweit sich ausdehnend, Landschaften geradezu bedeckend und alles Leben verscheuchend, bis auf die von ihnen geborenen Wildbäche, die überall ihre silbernen Bänder auf die dunklen Massen legen und nicht bloß das Auge befriedigen, sondern auch dem Ohre die erhabene Melodie des Hochgebirges bringen.

Doch findet man einen derartigen Bau des Gebirges, schroffe Abstürze und unersteigliche, senkrechte Felsenwände, scharf auslaufende Grate und Hörner fast nur am Meere oder in unmittelbarer Nähe der höchsten Spitzen des Gebirges, während im Innern des Landes alle Berge aus den freundlich grünen Tälern allmählich aufsteigen und sich in sanfte Flächen abrunden, ohne die Gletscherbildung zu begünstigen, ohne das Gepräge des eigentlichen Hochgebirges zu zeigen. Gerade die Rücken dieser Berge, die fast ebenen Flächen, die sie bilden, kennzeichnen das Land und erklären den Namen Fjeld; denn sie sind in der Tat Feldern vergleichbar. Wer die Macht des Wassers im Norden kennengelernt hat, begreift ihr Entstehen. Das Wasser ist es, das diese Gebirge gerundet hat, das heute noch, namentlich im Winter, indem es in die lockere Schichtung des Tonschiefers eindringt und gefriert, seine Sprengkraft im großartigsten Maßstabe äußert. Bei genauerer Untersuchung bemerkt man, daß eine dicke Schichtung und Lage von Geröll alle Berggipfel überdeckt, daß auch die unteren Wände der Berge eben nichts andres als solche Geröllmassen sind, nur daß sie sich allmählich überdeckt haben mit einer aus den verwitterten Massen selbst und der vermoderten Pflanzenschicht nach und nach gebildeten Fruchterde oder aber, wie in den Mooren, mit einer Torfschicht, die auf große Strecken hin auch dem Hochgebirge das Gepräge der Moräste verleiht.

Bis zu dreitausend Fuß über dem Meere sind in der Regel alle Gebirge bewaldet, in der Tiefe mit Fichten und Kiefern, oben mit Birkenwäldern und Birkengestrüpp; plötzlich aber, scharf abgeschnitten, endet der Wald, und die Bergeshäupter treten in ihrer ganzen Eigentümlichkeit vor das Auge. Wie im hohen Norden klammern sich dieselben Pflanzen, die man dort in den Morästen findet, an die mütterliche Erde: der Wacholder, die Zwergbirke, eine verkrüppelte Weide, die Beerengesträucher und die Renntierflechte, die auf große Strecken hin zur alleinigen Herrschaft gekommen ist, und nur auf den eigentlichen Geröllhalden oder da, wo das verwitterte Gestein noch nicht mit der alles ausgleichenden Flechtendecke überzogen wurde, gedeihen und blühen dickbestaudete Alpenpflanzen der verschiedensten Art, liebliche Merkzeichen der reinen Höhen, Gedenkbilder an Gebirge glücklicherer Breiten.

In manchen Gegenden herrscht die Flechte in dem Grade vor, daß sie dem Gebirge die ihm eigentümliche Färbung verleiht, ein lichtes Gelbgrün, das in der verschiedenen Beleuchtung bald dunkler, bald blendender erscheint und mit den Gletschermassen der obersten Höhen zu wetteifern

sucht. Kommen, wie gewöhnlich, solche Gletschermassen oder Schneefelder dazu, so gewinnt das Gebirge ungemein: es leuchtet und glänzt dann in seinem bunten Kleide. Auf das Dunkel der Waldungen, aus dem einzelne grüne Stellen hervorschimmern, folgt das lichtere Grün der Birke, über diesem das Gelblichgrün der Zwergbirke, das Grüngelb der Flechten und endlich die schneeige oder eisige Krone, während die noch nicht bemoosten dunklen Halden gleichsam als Schatten im Bilde erscheinen. Füge ich noch hinzu, daß das Hochgebirge, das mit der Grenze der Birken beginnt, ein Wirrsal von Tälern ist, zwischen denen sich einzelne runde Berge, wie von einer Ebene aus, erheben und wiederum, wenigstens im Süden des Landes, gewaltigen Felsenmassen zum Fuße dienen, so habe ich das Gepräge der Gegend im allgemeinen gekennzeichnet.

Jeder Teil des Gebirges bietet seine Schönheiten dem Auge des Wanderers, jeder Teil erschließt dem suchenden Forscher ein eignes Gebiet. Daher ist es unmöglich, das große, herrliche Ganze als solches zu beschreiben. Denn gerade hier zeigt die Landschaft unendlichen Wechsel, und nur die größere Höhe ist gleichförmig zu nennen. Unten in den breiteren Tälern, die eine längere und kräftigere Wasserader gebildet, hat sich Raum gefunden zu größeren Ansiedlungen des Menschen, liegen wohlgepflanzte Felder rings um die Gehöfte und erzählen bloß noch mächtige, unbewältigte Felsblöcke von der Arbeit, die erforderlich war, den Geröllhalden das fruchttragende Land abzugewinnen. Saftige, frische Wiesen reihen sich nach oben hin an die Felder und werden gegen die Höhe zu begrenzt von dunklen Fichtenwäldern und lichteren Birkenhainen, deren saubere Stämme prachtvoll abstechen von den dunklen Felsenmassen dahinter. Die Seitentäler spiegeln das Bild der Längstäler wider. Inmitten einer jeden Einsenkung rauscht ein Wildbach zur Tiefe, erzeugt durch die Eismassen der Höhe und verstärkt durch unzählige Gerinnsel, die aus jeder Schlucht hervorbrechen oder durch Rinnsale, die sich nicht einmal ein Tal gesucht haben, um in die Tiefe zu gelangen, sondern in tollen Reigen von den Felsen herabstürzen, einen Wasserfall nach dem andern bildend und an der jenseitigen Bergwand den Widerhall erweckend.

Diese glänzenden Wasserstreifen, die an jeder Felswand hängen, der rauchartig aufsteigende Wasserdunst, der selbst von den verstecktesten Fällen erzählt: sie sind die köstlichen Lichter in dem gewaltigen Prachtbilde, sie sind es, die Leben hervorrufen, selbst in der grausigen Wildnis, an den Orten, wo nur Felsen, Himmel und Wasser dem Auge sich

bieten. Hie und da haben herabgeworfene Felsenmassen das Tal verdämmt, die Wasser gestaut und zu einem grünen Alpensee vereinigt, der die ganze Talbreite einnimmt, Häuser und Felder an die Bergwände hinaufdrängt und scheinbar eifrig sammelt für sein Lieblingskind, den Gebirgsfluß, der ruhig und klar seinem untern Ende entströmt, nachdem er undankbar all seinen Sand im See abgelagert, all seine Trübe in ihm niedergelegt hat.

So kann sich das Gebirgstal hinaufziehen in ununterbrochenem Wechsel der Häuser, Felder und Wiesen, der Felsenmassen und Bergströme, der Wasserfälle und Seen, bis endlich die Wohnungen der Menschen gleich Adlerhorsten an den Wandungen hängen, fußend auf den wild durcheinander geworfenen oder übereinander geschütteten Blöcken und Steinen, die von den Höhen herabrollten. So kann es kommen, daß ein einziger Blick die Frische und den Reichtum der Tiefe und die Kälte und schimmernde Armut der Höhe erfassen kann. Denn auch hier hängen die eisigen Gletscher unmittelbar über den grünen Wiesen. In dieser Weise kann das Tal sich fortziehen bis in die eigentliche Gletscherwelt, bis hoch hinauf, da, wo gruppenweise vereinigt die Sennhütten stehen, wohin der kurze Sommer Hirten und Herden lockt, bis zu den günstigsten Stellen des Hochgebirges, Kleinoden, die es in seinem Schoße hegt.

Wenn man vom Meere aus der Höhe zustrebt, gelangt man regelmäßig, bevor man noch eines der geschilderten Täler erreicht, in eine jener tiefen, eingeschnittenen Buchten oder Fjorde, in denen sich die Skandinavien eigentümliche Vereinigung von Land und Meer verständlich kundgibt. Es ist unmöglich, sich etwas Schöneres zu denken, als jene Fjorde, die alle unterseeischen Felsentäler füllen, das Land in den verschiedensten Richtungen zerreißen und in so verschiedener Richtung verlaufen, daß man oft genug am Meere stehen kann, ohne es zu wissen; daß es nötig wird, auf die Pflanzenwelt unter dem Wasser zu blicken und sich zu vergewissern, man habe nicht einen stillen Landsee, sondern eine Bucht des Meeres vor sich.

Von diesen Fjorden aus emporklimmend, kann man sozusagen ganz Norwegen auf einer Wanderung von wenig Stunden Dauer kennenlernen; denn mit der gewonnenen Höhe bekommt man, abgesehen natürlich von den prachtvollen Gebirgsbildern, in wechselreicher Folge zuerst die Schären und Klippen, hierauf die Wohntäler der Menschen mit all ihrem Reichtum und Leben, sodann die Weideplätze in den obersten Ausläufern der Täler, die Waldungen, die sie von allen Seiten einrahmen

und begrenzen, hierauf die breiten Gebirgsflächen mit ihrer verkümmerten Pflanzenwelt, ihren Mooren, die so ganz an die des höhern Nordens erinnern, und endlich das eigentliche Hochgebirge mit seiner Gletscherwelt zu schauen. Man lernt so mit einem Blick den Reichtum des Landes und seine unglaubliche Öde kennen; man findet auf dem einen Wege dasselbe, was eine weite Wanderung in der Tiefe in südlich-nördlicher Richtung hin einem nach und nach vor das Auge führt.

Jeder einzelne Höhenkreis des Gebirges hat selbstverständlich seine eigne Tierwelt. Die Fjorde sind durchgängig arm an höheren Wirbeltieren, zumal an Vögeln; sie zeigen nur da einen größeren Reichtum, wo sich das Tal weitet, wo der Fuß der steilen Felsenmassen bereits mit so viel Getrümmer bedeckt ist, daß sich die Steilungen in gleicher Weise wie die sanften Berggehänge mit einer fruchtbaren Erdschicht bedecken konnten. Jedoch bleiben diese Buchten auch für uns in hohem Grade beachtenswert, weil sie die Vogelwelt des Meeres und des Hochgebirges in sich vereinigen. Zudem versammeln sie im Herbst und Winter Tausende und andre Tausende von den eigentlichen Meeresvögeln, die während des Sommers nur ausnahmsweise eines der kleinen, inmitten der Fjorde gelegenen Eilande zum Nistplatze wählten, in der Regel aber eine der unzähligen Schären, die, tiefer im Meere liegend, in dicht geschlungenem Kranze gleichsam einen Wall gegen die anstürmenden Wogen des Weltmeeres bilden, aufsuchen, um hier zu brüten.

Während des Sommers bemerkt man auf den Fjorden einzelne Möwen, Seeschwalben, hier und da wohl einen Säger oder unter Umständen einen von dem kleinen Bergsee hoch oben herabgekommenen, gerade fischenden rotkehligen Seetaucher: zu diesen Erscheinungen gesellen sich selten noch andre. Dies ändert sich, sobald man das Meer aus den Augen verloren und eines der beschriebenen Täler betreten hat. Hier macht sich sofort das frische Tierleben des Nordens bemerkbar. Im Grunde liegen behaglich niedergestreckt futtersatte Rößlein, auf den saftigen Wiesen weiden Rinder und Schafe, auf den Geröllhalden und dem urbar gemachten Lande klettert das neckische Volk der Ziegen umher. Hühner und Tauben umfliegen, Gänse und Enten umschnattern die Gehöfte. Freund Spatz, der unzertrennliche Gefährte des Menschen, hat mindestens bis zum 65.° festen Wohnsitz genommen und wird erst von hier an seltener. Die Schwalben sind nur vereinzelte Bewohner des Landes, häufig bloß in den südlichen Teilen desselben, vom 64.° an bereits seltene Erscheinungen. Der Mauersegler geht bis Drontheim,

woselbst am alten ehrwürdigen Dome wohl seit Hunderten von Jahren er sich angesiedelt haben und ein regelmäßiger Sommerbewohner sein mag. Häufiger als an Gebäuden bemerkt man ihn übrigens an einzelnen, sonnigen Felswänden, genau ebenso wie in den spanischen Gebirgen.

Zu diesen Hausvögeln im engern und weitern Sinne tritt in Norwegen, Nordland und Finnland überall noch ein andrer, den ich den heiligen Vogel des Landes nennen möchte, unsre Elster. Sie wird gehegt und beschützt wie kein andres Mitglied dieser Klasse und ist deshalb eine beständige Erscheinung bei jedem Hofe; sie gehört zu ihm wie bei uns zulande die Schwalbe, der Spatz, der Goldammer oder der Storch. Auf dem grünen Rasendache der Häuser hat man Pflöcke eingeschlagen zum Halt des Nestes, unter den Giebeln Gerüste gebaut, der Elster zuliebe, und diese ist verständig genug, einer derartigen Einladung nachzukommen. Fast nirgends habe ich sie so häufig gefunden, als in der mittlern Höhe des norwegischen Gebirges vom Meere an bis gegen 3000 Fuß über seinen Spiegel hinauf. Auf den Wiesen und Feldern schwärmen Pieper und Bachstelzen umher; in jedem Busche singt der Laubsänger; auf jeder Halde, bis zur Schneegrenze hinauf, läßt der Fettammer seine einfache Weise ertönen. Am Seestrande und hier und da an den Wänden der Felsen um die Fjorde hat der Kolkrabe, im ganzen Norden ein gefährlicher Räuber des Hausgeflügels, mehr in der Nähe der Gehöfte die geduldete Nebelkrähe sich angesiedelt.

Zu diesen in jedem Tal sich findenden Vögeln kommen in dem breiteren, besser bebauten, noch andre: der Gartenrotschwanz und das Rotkehlchen, der Baumpieper und der gefleckte wie der graue Fliegenfänger, der Edelfink, der Hänfling, der Star, die Kohl- und Sumpfmeise, der Wendehals und der Kleiber. Von allen Halden herab klingt das „Schack, Schack" der Ringamsel, aus jedem Birkenwalde das Scharren des Kramtsvogels wider; von den höchsten Wipfeln der Waldbäume läßt die Singdrossel, des Nordens Nachtigall, ihre herrlichen Lieder ertönen. An den Wildbächen bemerkt man den Wasserschmätzer, obschon keineswegs so häufig, als man vermuten möchte, wenn man die so ganz für ihn geeigneten Wohnsitze, die hier überall vorhanden sind, in das Auge faßt. Gar nicht selten eilt auch ein Jagdedelfalke durch das Tal, obwohl in der Regel nur in unmittelbarer Nähe des Meeres, dessen Vogelreichtum ihm wenigstens während des Sommers die reichste und am leichtesten zu erlangende Beute verspricht. Der Merlin ist wohl überall zu beobachten, hält aber doch mehr an seinen

Waldungen fest und kommt nur zeitweilig in die Täler herab; der Turmfalke ist keineswegs häufig; Bussard und Sperber sind geradezu selten zu nennen; ein Steinadler endlich gehört zu den seltensten aller Vögel.

Als überaus gemein muß man zwei Vögel bezeichnen: den Steinschmätzer und den Laubsänger. Sie findet man buchstäblich auf jedem Steine, auf jedem Busche von der Küste des Fjords an bis hoch ins Gebirge hinauf, soweit der Baumwuchs reicht, ja den erstgenannten bis unmittelbar unter die eisigen Massen der Gletscher. In den breiteren Tälern bemerkt man in ungewöhnlicher Menge auch noch einen andern Vogel, den Kuckuck. Hart neben den Gehöften, ungewöhnlich vertrauensvoll, sieht man ihn sitzen, die Umzäunungen oder die Bäume am Gehöfte zu seiner Warte benutzend, ohne Scheu selbst mitten zwischen den Gebäuden hindurchstreifend. Doch muß man im allgemeinen sagen, daß außer den Drosseln und den übrigen eben genannten Vögeln große, sehr fühlbare Armut herrscht im Vergleiche zu unserm Vaterlande, im Vergleich auch zu den, wenn nicht an Arten, so doch an Einzelwesen unendlich viel reicheren Meeren.

Je weiter man in den Tälern emporsteigt, um so mehr nimmt, wie überall im Gebirge, die Artenzahl der Vögel ab. In der Höhe von 300 Fuß über dem Meere machen sich nur noch wenige von den genannten bemerkbar. Dagegen finden sich nun aber wieder andre ein, insbesondere wenn das Gebirgstal oben sich wieder ausbreitet und die Moorbildung begünstigt. Hier wird man, auch wenn man sich im Süden Norwegens befindet, in jeder Beziehung an den höchsten Norden der Halbinsel erinnert. Auf den mächtigen Gebirgssteppen des Dovrefjeld leben im bunten Gemisch die verschiedenartigsten Sumpf- und Wasservögel untereinander. Das Moorhuhn ist hier ebenso heimisch und wohl häufiger noch als in den nördlichen Mooren. Kaum minder zahlreich treten der Goldregenpfeifer und die Sumpfschnepfe auf, wenn auch letztere selbstverständlich sich minder bemerkbar macht als jener. Gewöhnliche Erscheinungen sind der trillernde und der getüpfelte Wasserläufer; fast alle Gebüsche um die Seen herum werden belebt vom Rohrammer, dem rotsternigen Blaukehlchen, das hier beliebte Brutplätze findet, dem Wasser- und Wiesenpieper. Auf den größeren, offenen Seen selbst gewahrt man oft in zahlreichen Trupps Trauer-, Samt-, Berg- und weißäugige Enten; hier und da wohl auch einen Steißfuß, während die kleineren, heimlich von Wald umgebenen „Augen des Gebirges“ ziemlich häufig dem rotkehligen Seetaucher zum Aufenthalts-

ort dienen, da derselbe bekanntlich niemals am Meere brütet, ja kaum dort übernachtet, sondern zum Brutplatz bis zum Ort seiner Ruhe regelmäßig einen jener kleinen Gebirgsteiche erwählt und von ihnen aus tagtäglich zweimal in sausendem Fluge und mit weithin tönendem Geschrei zum Meere niederstürzt, um dort zu fischen, unbekümmert um die bedeutende Höhe, — bis 2000 oder 3000 Fuß über dem Meere und darüber — zu der er nach geglücktem Fange wieder emporsteigen muß.

Wenn man die Meere bereits hinter sich gelassen hat und zu den letzten Höhen des Gebirges emporklimmt, betritt man ein teilweise wenigstens neues Gebiet für den Vogelkundigen. Mit den letzten Gebüschen, die schon zu kriechendem Gestrüpp geworden sind, verläßt man die Wohnstätte des Moorhuhns, des Baum- und Wiesenpiepers und des gerade in dieser Höhe ungemein häufigen Wiesenschmätzers und gelangt nun auf jene, meist mit scharfschneidigen Steinen überschütteten Halden, die höchstens von einem dünnen Teppich der Renntierflechte gewöhnlich bloß von andern, minder bemerklichen Arten dieser Pflanzengruppe überzogen sind: das Wohngebiet des Renntieres und des Alpenschneehuhns. Letzteres, welches das Moorhuhn ersetzt, der Schneeammer, der überall sich findende Steinschmätzer und endlich der schmucke, liebliche Mornell sind die einzigen ständigen Bewohner, bezüglich Sommergäste, dieser Höhen. Ab und zu zeigt sich auch wohl ein Bussard, zumal ein Rauchfuß; seltener noch zieht ein Steinadler hoch über den eisigen Spitzen noch seine Kreise; vielleicht gewahrt man auch, pfeilschnellen Fußes vorüberschießend, einen Jagdedelfalken: sie alle aber, die Räuber, müssen als zufällige Erscheinungen betrachtet werden.

Wenn man so über die Halden dahin klettert, vielleicht dem Renntier nach, dessen Jagd jedweden Mannes Herz begeistern muß, gewahrt man auf den ödesten Stellen plötzlich eine Kette der Alpenschneehühner, die hier ihre dürftige Äsung sich suchen und genügsam von den Blättern und Samen der Alpenpflanzen, insbesondere von den Knospen und Blättern der Zwergbirke leben. Aufs höchste verwundert über den seltenen Gast da oben, schauen diese in Norwegen kindisch harmlosen Vögel den Jäger an, lassen es ruhig geschehen, daß letzterer auf sie zuschreitet, noch näher als schußgerecht, bis auf 15, auf 10 Schritt Entfernung, stoßen, ihre Verwunderung gleichsam bekräftigend, tiefe, schnarrende Rufe aus, bequemen sich endlich zum Aufstehen, streichen mit eigentümlich schwirrenden, ich möchte sagen, leise pfeifendem Fluge eine Strecke weit weg, lassen sich wiederum nieder und beginnen meist

sofort wieder zu äsen, als wären sie nie gestört worden. Man kann sie ohne die geringste Jagdvorsicht erschießen; man kann mehrere aus einer Kette erlegen, ehe sie gewitzigt werden. Ein einziges Mal habe ich ein Volk gefunden, das vorsichtig war; alle übrigen, von mir beobachteten schauten tolldreist in das Todesrohr und zeigten eine Gleichgültigkeit der augenscheinlichen Gefahr gegenüber, die in meinen Erfahrungen als einziges Beispiel dasteht.

Der Schneeammer, ihr Begleiter, ist im Vergleich zu ihnen viel gewitzigter und der Mornell schlau zu nennen. Er, der letztgenannte, muß unbedingt als die anmutigste Erscheinung in diesem Gürtel des Gebirges bezeichnet werden. Paarweise begegnet man ihm im Frühling, in kleineren Trupps von 5 oder 6 Stück im späteren Sommer, in größeren Flügen erst im Herbst. Zierlich und gewandt, wie alle Arten seiner Familie, läuft er zwischen dem Gestein der Halden dahin, oft auch weit über Schneefelder weg, durchkreuzt er das Gewirr der überall abwärts rieselnden Gewässer; hier und da nimmt er ein Bröcklein, ohne daß man eigentlich weiß, aus was es besteht. Dann und wann hält er einen Augenblick zögernd in seinem Lauf an, selten aber setzt er eine gewisse, ihn von dem Jäger trennende Entfernung außer acht. Im Süden des Landes begegnet man ihm erst in Höhen zwischen 4000 und 6000 Fuß, weiter oben im Norden kommt er auch tiefer herab in die Tundra. Immer und überall aber wählt er sich steinige, kahle, pflanzenarme Stellen zu seinem Aufenthalt und zu seiner Brutstätte. Im allgemeinen kann man ihn kaum scheu nennen; er ist nur im Vergleich zum Alpenschneehuhn ein vorsichtiger Vogel. Die Entfernung, in der er vor den Menschen herläuft, ist selten größer, als daß ein Schuß mit geeignetem Schrot ihn nicht erreichen könnte, und wenn er erst sein Nest gegründet und mit vier Eiern belegt hat, oder wenn er gar schon seine schmucke Kinderschar ausführt, vergißt er ihr zuliebe alle Vorsicht und trippelt so nahe vor dem entsetzlichen Feinde umher, daß dieser oft vermeint, ihn mit den Händen fangen oder mit einem Stocke erschlagen zu können.

Jeder Forscher weiß, wie köstlich ihm sein prachtvolles Frühlingskleid steht, aber nur derjenige, der ihn oder vollends das Pärchen lebend vor sich sah, umringt von seinen Küchelchen, kann die ganze Lieblichkeit und Anmut dieses Vogels verstehen und würdigen. Es mag zur Bekräftigung dieser Worte genügen, wenn ich sage, daß ich es nicht über das Herz bringen konnte, den Mornell zu schießen oder ihm die für viele Sammlungen so wertvollen Jungen im Dunenkleide zu rauben: die

Vögel waren zu lieblich, als daß ich imstande gewesen wäre, ihnen Leid zuzufügen. Er ist unzweifelhaft das am meisten fesselnde Kind des Hochgebirges; man vergißt über ihm selbst den Steinschmätzer vollständig, obgleich auch dieser bekanntlich zu den Lieblingen des Vogelkundigen gehört, weil er und seine Sippschaft es verstehen, auch das ödeste Gebirge zu beleben.

10. Eine Renntierjagd auf dem Dovrefjeld.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Fogstuen wurde ich mit einem norwegischen Jäger bekannt und befreundet. Fogstuen ist eine einsame Wechselstelle für Post- und Reisepferde. Der Hof liegt etwa 2000 Fuß über dem Meere und gegen drei Meilen vom Snehätten entfernt. Ringsherum dehnt sich ein vortreffliches Jagdgebiet meilenweit aus, und deshalb ist gerade dieser Ort besonders zum Aufenthalt für Jäger geeignet. Erik Svensen, der Jäger, von dem ich reden will, lebt hier bereits seit einer Reihe von Jahren. Er ist ein ganz prächtiger alter Kerl und dem edlen Weidwerk mit Leib und Seele ergeben. Einen zünftigen Unterricht im Jagdhandwerk hat er allerdings nicht genossen und auch keine Forstschule besucht; er ist vielmehr alles, was er ist, durch sich selbst geworden.

Um so eigentümlicher ist seine Jagd. Alle Künste, alle Liste, alle Schleichwege gelten bei ihm; Erik ist ein Raubtier in Menschengestalt oder ein Indianer des Ostens. Die meisten jagdbaren Tiere berückt er durch Nachahmung ihrer Lockstimme und versteht diese Kunst so meisterhaft, daß man dreist behaupten kann: er spricht die Sprache der Tiere. Außerdem aber kennt er auch andre Kniffe und Pfiffe und ist nie um ein neues Mittel zum Zweck verlegen. Er sucht sein Wild in den verborgensten Schlupfwinkeln auf, kriecht und läuft mit ihm um die Wette, folgt ihm meilenweit oder lauert wie ein Luchs stundenlang an einer und derselben Stelle oder gebraucht Schlinge und Falle, Köder und Gift, wie es eben gehen will. Seine Orts- und Sachkenntnis, seine Erfahrung und Schlauheit sind ebenso bewunderungswürdig wie seine Ausdauer und seine Abhärtung. Er kennt alle Plätze auf dem ganzen Gebirge, die ergiebig sind; kennt alle jagdbaren Tiere und ihr Leben und Wesen von Grund aus, wandelt in leichten Schuhen durch Sumpf und Moor oder

über Schneefelder und schüttelt sich den Schnee ebenso gelassen aus seinen Kleidern, wie er das Wasser aus seinen Schuhen gießt, das diese in der ersten Viertelstunde seiner Jagd regelmäßig erfüllt. Die Worte Erkältung oder Ermüdung sind diesem Naturmenschen bloß dem Namen nach bekannt: er selbst, obgleich nun bereits 60 Jahr alt, ist nie krank gewesen und beschämt noch heute jeden, der es ihm gleich tun will.

Es versteht sich von selbst, daß mich Erik tagelang an Fogstuen fesselte und in kurzer Zeit so viel von meinem Herzen gewann, als ein solcher Graubart überhaupt gewinnen konnte. Trotz meiner gänzlichen Unkenntnis der Landessprache verständigten wir uns bald beide vortrefflich und wurden so immer mehr befreundet. Wir jagten tagtäglich und allnächtlich zusammen, zumeist zwar nur auf Schneehühner, dafür aber auch in der anziehendsten Weise. Allein unser Erik verstand auch die hohe Jagd.

In Christiania hatte ich durch norwegische Jäger von der außerordentlichen Schwierigkeit der Renntierjagd gehört und brannte deshalb darauf, eine solche Jagd wenigstens zu versuchen.

„Gibt es hier Renntiere, Erik?“ fragte ich, diesmal durch freundliche Vermittlung meines Reisegefährten B., der fertig norwegisch spricht.

„Renntiere gibt es auf dem ganzen Gebirge in Menge“, antwortete er.

„So laß uns eine Jagd darauf machen, Alter!“

„Ja, es geht aber nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil er Strafe zahlen muß.“

„Wer?“

„Nun, er!“

„Und wenn ich diese Strafe nun zahlen wollte?“

„Dann können wir auch Renntiere jagen!“

Wir gingen also, stiegen etwa anderthalbtausend Fuß höher im Gebirge hinauf, wateten durch angeschwollene Wildbäche oder durch Schneefelder, kletterten über die abscheulichsten Geröllhalden, die es irgendwo geben kann, hinweg, wurden naß vom Kopf bis zum Fuß und fanden endlich frische Fährten „einiger sehr alten und großen Tiere, die heute hier gewesen waren“. Mühsam folgten wir denselben auf Pfaden, die aller Beschreibung spotten, und sahen endlich drei Renntiere auf einem Schneefelde unter uns gelagert. Der alte besonnene Erik wurde zu meiner Verwunderung vom Jagdfieber geschüttelt wie ein Jägerlehrling. Ich nahm ruhig die Büchse, zielte sicher, sah im Geiste den

„Bock" stürzen sowie auch den Lehnsmann sein Strafbuch aufweisen und mußte zu meiner bitteren Täuschung erfahren, daß mir das sonst so sichere Gewehr dreimal versagte! Freund B., der mir es geliehen, hatte mir ganz entschieden „einen Weidmann gesetzt!" Erik heulte vor Kummer, ich fluchte, und die Renntiere trabten wohlgemut von dannen.

„Nun, Strafe wird er diesmal nicht bezahlen", knurrte der alte Jäger mürrisch vor sich hin, „aber ich weiß schon, das geht immer so, wenn man in der Hegezeit jagen will, er muß wiederkommen, hierher, im August, dann wollen wir jagen!"

Und ich kam wieder, nachdem ich mich im ganzen Nordlande und in Finnmarken vergebens nach wilden Renntieren und solchen Jägern erkundigt hatte. Sobald das Regenwetter, das mich bei meiner Ankunft begrüßte, nachgelassen hatte, machten wir uns auf den Weg nach dem Fjeld. Ich muß hier aber wohl erst unsre Jagdgründe kurz beschreiben.

Man würde sich sehr irren, wenn man sich unter dem Dovrefjeld ein Gebirge denken wollte, wie wir es in den Alpen vor uns haben. Alle Gebirge des Festlandes von Norwegen haben so ziemlich dasselbe Gepräge: sie steigen ziemlich sanft auf und sind oben abgerundet, ja hin und wieder hochflächenartig geebnet; daher wohl eben der Name „Fjeld". Schroffe Abstürze und unersteigliche Steilungen, himmelhohe senkrechte Felsenwände, scharf auslaufende Grate und Hörner sind selten und kommen nach meinen bisherigen Erfahrungen nur am Meer und ganz in dessen Nähe, auf dem Dovrefjeld aber nur unmittelbar am Snehätten vor. Das Wasser ist in Norwegen zu mächtig und hat alle Gebirge gerundet. Namentlich im Winter übt es, indem es zwischen die lockere Schichtung des Tonschiefers eindringt und dann gefriert, seine Sprengkraft im großartigsten Maßstabe. Daher findet man, daß alle Bergesgipfel mit einer dicken Lage von Geröll, losgesprengten Felsstücken, überdeckt sind, und bemerkt bei genauerer Prüfung, daß auch die unteren Wände der Berge eben nichts andres als solche Geröllmassen sind, die aber mit Erde überdeckt wurden. Diese bildete sich teils durch Verwitterung des Gesteins, teils durch Aufschwemmung und endlich durch Vermoderung der ziemlich üppigen Pflanzendecke.

Bis zu 3000 Fuß über dem Meere sind regelmäßig alle Gebirge und so auch das Dovrefjeld bewaldet, in der Tiefe mit Nadelbäumen, oben mit Birkenwäldern und Birkengestrüpp. Plötzlich, aber scharf abgeschnitten, endet der Wald, und die Bergeshäupter zeigen sich nunmehr in ihrem ganz eigentümlichen Wesen. Schlangengleich und

ängstlich sich an die Erde festklammernd, kriechen Zwergbirken, Wacholder und krüppelhafte Weiden, Beerengesträuche, Flechten und Moose auf dem Boden dahin, und letztere werden bald so vorherrschend, daß sie dem Gebirge selbst auf weite Entfernung hin die gelbliche Färbung verleihen, die den nordischen Höhen so eigentümlich ist. Kommen, wie gewöhnlich, nun noch einzelne Schneefelder oder Gletscher dazu, so gewinnt das Gebirge für das Auge ungemein; denn es glänzt dann förmlich in seinen bunten lebendigen Farben. Auf dem Dunkel der Waldungen, aus denen einzelne grüne Stellen hervorleuchten, liegt das lichtere Grün der Birken, über diesem das eigne Gelb der moosigen Flächen und auf diesen endlich die kristallene Schnee- oder Eiskrone, die noch in weitester Ferne blendend hervortritt. Die noch nicht bemoosten Halden sind ganz dunkel und gleichsam Schatten im Bilde. Mit der Grenze der Birken beginnt erst das eigentliche Hochgebirge, ein Wirrsal von Tälern, zwischen denen sich einzelne runde Berge wie von einer Ebene aus erheben. Auf allen diesen Bergen finden sich nur Zwergbirken, Beerengestrüpp, Moose, Flechten und zwischen dem Gestein der Halden einzelne Gräser, Blumen und saftige Pflänzchen, mit Ausnahme des Mooses alles dürftig, klein und nicht dicht stehend. Hier ist das eigentliche Gebiet der Renntiere.

Es ist kein Wunder, daß die meisten Reisenden behaupten, die Tiere kämen nur vereinzelt und selten vor, denn bis in ihr Reich dringt eben bloß ein leidenschaftlicher Jäger oder ein echter Naturforscher, dem es auf Beschwerden und Entbehrungen nicht ankommt. Für die gewöhnliche Reisemenschheit sind jene Höhen durchaus nicht geeignet; es gibt für sie keine Packesel zum Reiten oder Lasttragen, es gibt dort oben keine Wirtshäuser oder Sennhütten mit allerliebsten Sennerinnen und zitherschlagenden Gebirgsbuben usw., sondern bloß Beschwerden und Mühsale.

Am 15. August wanderten wir beide, Erik und ich, aus dem Hofe heraus und stiegen rüstig, aber mit jenen langsamen und gleichmäßigen Schritten echter Gebirgskinder die Höhen hinan.

„Hat er seinen Kikkert (Fernrohr) mit, Herr?“ fragte der Alte.

„Ja, Erik.“

„Ist seine Büchse auch ordentlich geladen, daß sie nicht wieder versagt?“

„Ja, Alter, hab' keine Angst!“

„Nun, dann werden wir auch Renntiere schießen.“

Und weiter und weiter aufwärts ging die Reise. Es stäubte dann

und wann naßkalt auf uns hernieder, aber der Snehätten strahlte bereits im hellsten Sonnenschein, und auf den Gebirgen im Nordwesten lag die Sonne in wahrhaft blendendem Glanze. Nach anderthalb Stunden hatten wir die ersten Höhen erstiegen und kletterten jetzt über eine der erwähnten Geröllhalden hin. Man dürfte sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie schwierig solche Wanderung ist. An Gefahr ist allerdings dabei kaum zu denken, allein Beschwerden gibt es genug. Die Halde besteht nur aus wirr durch- und übereinander liegenden Schieferplatten, die, wenn man über sie hinweggeht, entweder in Bewegung geraten oder aber so scharfkantige Ecken, Spitzen und Kanten hervorstrecken, daß jeder Schritt durch die Stiefelsohlen hindurch fühlbar wird. Die außerordentliche Glätte der Platten, über die das Wasser herabläuft, vermehrt nur die Schwierigkeit des Weges, und das beständige Durchwaten der glattgescheuerten Rinnsale erfordert wirklich ängstliche Vorsicht, wenn man es vermeiden will, sich unfreiwillig im kalten Gebirgswasser zu baden und dabei Arme und Beine blutig zu schlagen. Unser Pirschgang ging eben nicht rasch vorwärts.

Wirklich erhaben war die Aussicht, die wir genossen, aber wahrhaft beängstigend die Stille und Öde der Höhe. Das Auge weidete sich an der herrlichen Gebirgswelt, an Hunderten von Bergen und Gipfeln, die gleich Inseln hell und licht aus dem Dunkel der Tiefe traten; es konnte schwelgen im Anschauen der so prächtig gefärbten Massen mit ihren silbernen Schneedächern; aber das Ohr lauschte lange vergeblich nach einer befreundeten Stimme. Nur einmal schwirrte fast lautlos ein Volk Alpenschneehühner vor uns auf, es war aber schon wenige Minuten später wieder zwischen den dunkeln Steinen verschwunden. Endlich begegneten wir aber doch einigen andern Vögeln. Drei Bussarde wiegten sich in der Höhe; einige Regenpfeifer ließen ihre kläglichen Stimmen erschallen, und ein Schneeammer zeugte durch sein Erscheinen von der Höhe, in der wir uns befanden. Lautlos schritten wir weiter, auf und nieder, über die Rücken der Berge hin, an dem einen hinauf, an dem andern hinab; noch wollte unser Wild sich nicht zeigen. Endlich sagte der Alte:

„Hier hat heute ein Tier geäst; schau er her, diese Pflanzen sind frisch abgebissen, und hier liegt ein Stengel daneben, noch saftig und unverwelkt."

Das war ein Zeichen, auf das ich freilich nicht geachtet hätte. Nach einigen Schritten mehr fand aber auch ich Spuren der hier vorübergegangenen Renntiere auf. Eine feuchte, schlammige Stelle zeigte die

Fährte eines alten Tieres so scharf und so frisch, daß gar kein Zweifel übrig bleiben konnte: in der Nähe mußten Renntiere liegen. Nun wurde gesucht mit Augen und Fernrohr, aber vergebens. Hundertmal glaubte ich mein Wild zu sehen: immer waren es Steine, die mir entweder die Gestalt des Leibes, oder recht tückisch sogar die der Geweihe eines Renntieres vorspiegelten. Doch dort in weiter Ferne lagen Renntiere: diese Formen waren zu regelmäßig, als daß sie Steinen angehören sollten.

„Alter, da sind sie!"

„Wo? Dort! Ja richtig!"

Und wieder schüttelte das Jagdfieber den alten Knaben, aber nur einen Augenblick. Langsam und äußerst vorsichtig gingen wir weiter, deutlicher traten die Umrisse hervor, und das Fernrohr gab endlich volle Gewißheit. Sofort begann der Alte seine Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Zuerst sank er äußerst langsam und gleichmäßig zusammen und forderte mich auf, ein Gleiches zu tun; „denn", sagte er, „jede rasche Bewegung verscheucht die Tiere augenblicklich". Nun wurde der Wind geprüft. Ich tat es, indem ich meinen Finger näßte und ihn dann emporhielt, um durch das einseitige Gefühl der Kälte die Richtung des Windes zu erfahren. Erik rupfte Renntiermoos aus und warf kleine Flocken davon in die Höhe, die der Wind dann mit sich trieb. Hierauf machten wir uns auf den Weg, suchten, tief gebückt dahingehend, den Tieren sobald als möglich aus dem Gesicht und der Witterung zu kommen und begannen unter dem Winde an sie heranzuschleichen. Plötzlich blieb der Alte stehen, warf von neuem Moos empor, fluchte und sagte: „Wir werden diesmal kein Tier mehr zu sehen bekommen; der Wind hat sich gedreht!" Es war, wie er sagte: ein unregelmäßiger Windstoß hatte uns getäuscht. Und wirklich hatten die scheuen Tiere bereits Witterung bekommen, denn als wir auf großen Umwegen und nun richtig unter dem Winde zur Stelle kamen, war diese leer und von den sieben Renntieren keine Spur mehr zu bemerken.

„So wollt' ich doch gleich, daß der Snehätten einfiele!" knurrte Erik höchst verdrießlich; doch tröstete er sich und mich rasch genug durch die Versicherung, daß das ganze Fjeld voller Renntiere sei. Wir schritten also weiter, besuchten noch fünf „gute Stätten", erstiegen noch zwei hohe Berge, fanden andre Fährten und abgeäste Pflanzen — sahen aber keine Renntiere. Die Wanderung hatte nunmehr bereits sieben Stunden gedauert, und wir beide waren müde.

„Es wird Zeit, Alter, daß wir uns nach einer Nachtherberge umsehen!“

„Gut, wir können zu dem nächsten Säter (Sennhütte) gehen, wenn es ihm beliebt!“

„Wie weit ist dieser wohl von hier?“

„Etwa eine halbe (norwegische) Meile.“

Wenn dies richtig gemessen war, hatten wir also noch 9000 Ellen abzuschreiten. Erik hatte die Entfernung aber unterschätzt, und so wanderten wir denn noch anderthalb Stunden lang fort, ehe wir den „Säter“ erblickten. Und wo lag er?! Vor uns tat sich ein echtes Alpental auf, von steilen, schroffen Wänden eingefaßt, grün und freundlich heraufschimmernd wie eine Oase aus dem Sande der Wüste. Brausende und schäumende Waldbäche stürzten sich frohlockend hinab in die Tiefe und sammelten sich dort zu einem Flüßchen, das mit jeder Viertelmeile neuen Zulauf und Zuwachs erhielt. Blendend glänzte und leuchtete es zu uns herauf, recht einladend tönte sein Rauschen an unser Ohr; mir aber ging es wie Eulenspiegel: ich trauerte über die tausend Fuß, die wir hinabsteigen sollten, weil ich sehr lebhaft daran dachte, welchen Schweiß es kosten würde, morgen dieselbe Höhe, auf der wir standen, wieder zu gewinnen. Allein der knurrende Magen und die müden Glieder verlangten ihr Recht; und so kletterten wir denn, so gut oder so schlecht als es gehen wollte, zur Tiefe nieder, hatten, dank einigen etwas unwillkürlichen Eilmärschen und Eilfahrten ohne Fußbewegung, nach drei Viertelstunden die Talsohle erreicht und befanden uns unmittelbar vor dem Säter.

Ich würde nun sehr gern von unsrer sehr merkwürdigen Nachtherberge und ihren Bewohnern berichten — und dies würde auch unbedingt zum Jagdbilde gehören — allein der mir gemessene Raum verbietet dies. So kann ich eben nur sagen, daß wir aßen, tranken, schliefen und am andern Morgen wieder die Höhe hinaufstiegen.

Nach zweistündigem Steigen waren wir wieder in unsern Jagdgründen angekommen und begannen unsre Suche von neuem. Aber eine Viertelmeile nach der andern mußte abgeschritten, ein Berg nach dem andern erstiegen werden, ehe wir wieder Spuren unsres Wildes auffanden. Doch schien es, als sollten wir diesmal für unsre Ausdauer belohnt werden. Von einem Hügel aus blickten wir forschend über eine vor uns liegende Talmulde hin — und siehe da! — am andern Rande äste behaglich ein ganzes, starkes Rudel Renntiere. Mit Winken

und Zeichen teilte ich Erik die erfreuliche Entdeckung mit, und wieder sank er feierlich in sich zusammen, prüfte den Wind, entledigte sich seines Ranzens und alles unnötigen Gepäcks und begann nun auf dem Bauche fortzukriechen. Ich folgte ihm in derselben Weise und gelangte mit ihm zu einigen Steinen, hinter denen wir uns verbergen konnten. Von dort aus beobachteten wir das Rudel und das Jagdgebiet sorgfältig, ehe wir unsre Kriecherei fortsetzten. Es war ein prachtvolles Schauspiel, welches das Rudel mir bot, und ich brachte das Fernrohr gar nicht vom Auge, um mir keine Bewegung der edlen Tiere entgehen zu lassen. Achtzehn Stück des schönen Wildes hatten sich zusammengerudelt. Einigeästen, andre hatten sich niedergetan, noch andre gingen scheinbar unbeschäftigt auf und nieder. Mit einemmal aber kam Leben und Schrecken über alle. Sie stoben fort und jagten trottend durch Sumpf und Moor hindurch gerade auf uns los. Eine fieberhafte Spannung hatte sich unser bemächtigt, ließ aber nur zu schnell nach, als wir bemerkten, daß sie halbwegs stehen blieben, sich wieder sammelten und von neuem zu äsen begannen. Mir war die Warnung, die sie erhalten haben mußten, ganz unbegreiflich, und ich forschte lange vergeblich nach der Ursache derselben. Von uns konnten sie keine Witterung bekommen haben, denn wir lagen unter dem Winde. Woher war also der plötzliche Schrecken gekommen?

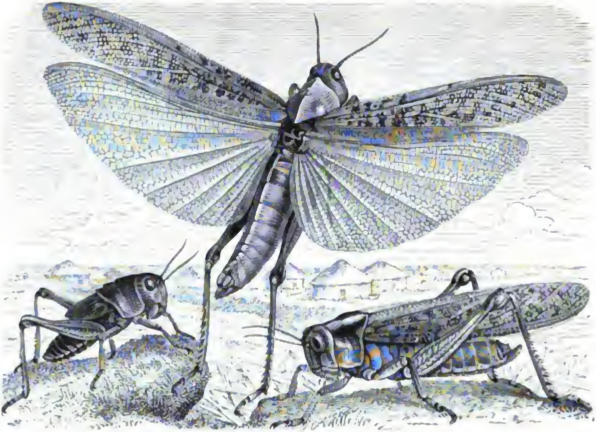
Endlich entdeckte ich die Ursache. Noch ein Jäger war in unser Gebiet eingedrungen, und ihm also verdankten wir die ärgerliche Störung. Ich bemerkte den zudringlichen Gesellen zuerst und hätte große Lust gehabt, ihm eine Kugel zuzusenden, wäre er nur näher gewesen. Allein er hielt sich zu seinem Glück außer aller Schußweite und hockte ruhig hinter einem Stein, das Rudel mit derselben Spannung und Teilnahme betrachtend wie wir. Von uns schien er gar keine Ahnung zu haben; er jagte also ganz auf eigne Hand. Ich betrachtete ihn sehr aufmerksam und glaubte schon einen ebenbürtigen Gegner in ihm zu entdecken, mit welchem ich recht sehr gern einen ehrlichen und ehrenwerten Strauß ausgefochten hätte, als mich eine Bewegung, die er machte, über meinen Irrtum belehrte. Anstatt eines Bären, wie ich gehofft, hatte ich es nämlich bloß mit einem Vielfraß zu tun. Das Tier war so groß, wie ich es früher nirgends gesehen hatte, und im Sitzen dem wehrhaften Freund Petz täuschend ähnlich. Bei seiner ersten Bewegung aber konnte er nicht mehr verkannt werden. Sein Gang ist nämlich so ausgeprägt und merkwürdig, wie bei keinem andern mir bekannten



1. Ein Begräbnis im Walde: Der gemeine Totengräber (Necrophorus vespillo).



2. Das faulste Tier: Der Ai (Bradypus tridactylus).



3. Die Wanderheuschrecke (Gryllus migratorius) nebst Larve.



4. Unter allen die Giftigste: Die Puffotter (Vipera arietans).

Säugetier. Der Vielfraß läuft mit sehr stark bogenförmigen Sätzen, einem Marder entfernt ähnlich, allein mit weit mehr gebogenem Rücken und viel größeren Wölbungen; er schlägt beinahe lauter Purzelbäume. Dieser Gang, die dabei hervortretende Leibesgröße und die dicke, buschige Lunte waren Zeichen genug, um meinen Jagdgegner genau zu erkennen und zu würdigen. Ich würde den seltenen Vielfraß natürlich weit lieber erlegt haben, als ein Renntier, hätte er es nur dazu kommen lassen. Noch ehe ich mich ihm auf anderthalb Büchsenschußweiten genähert hatte, mußte ihm eine Ahnung seiner unsicheren Lage gekommen sein; er verließ seine Warte plötzlich, trabte, trottelte oder kugelte dem Gebirge zu, fing unterwegs flugs einen Lemming, verspeiste ihn im Weiterlaufen, sah sich noch einmal nach mir und wahrscheinlich betrübt nach den Renntieren um und verschwand im Geklüft des Bergrückens.

Die Renntiere schienen sich inzwischen wieder beruhigt zu haben. Sie ästen wie zuvor. Wir krochen mit äußerster Vorsicht weiter, einige Male auch durch Wasserpfützen hindurch, weil wir nicht ausweichen konnten. Noch hatten wir etwa zweihundert Ellen zurückzulegen. Da wurde das Leittier von neuem unruhig — und dahin stob wieder das ganze Rudel. Ein anderweitiger Versuch, uns zu nähern, endigte wie dieser. Die Mulde war gar zu flach und bot nirgends irgendwelche Deckung. Das vorsichtige Wild hatte uns zwar bemerkt, glücklicherweise aber nicht erkannt und glaubte sich geborgen, nachdem es einige hundert Schritte weiter gezogen war. Ich fragte Erik, ob es nicht möglich sein sollte, die Renntiere mir zuzutreiben; er aber verneinte diese Frage so bestimmt, daß ich auf meiner Ansicht nicht weiter beharren mochte.

Nach längerer Beratschlagung schien es uns beiden am geratensten, anzustehen oder vielmehr anzuliegen. Wir wählten also zwei Stellen, die wir für passend hielten, und deckten uns hier hinter Steinen so gut wie möglich. Drei, sage drei Stunden lagen wir nun auf derselben Stelle, fast ohne uns zu rühren. Alle Glieder wurden steif, und die Lage auf dem feuchten Moose wurde zuletzt äußerst unbehaglich. Es war eine wirkliche Qual, das Wild fortwährend in größter Nähe vor sich zu sehen, ohne ihm beikommen zu können. Ein Stück um das andre tat sich nieder. Die alten Tiere spielten mit den Kälbern; einige ästen, zogen hin und her, sicherten von Zeit zu Zeit und bewegten sich gelassen weiter, immer auf derselben Stelle. Aber wir hielten aus, bis Leben und Bewegung in die Tiere kam. Langsam aber stetig zogen sie auf uns zu,

leider mehr nach Eriks als nach meinem Anstand hin. Zuweilen bemächtigte sich das Jagdfieber meiner und schüttelte die Büchse hin und her, wenn ich versuchsweise anschlug. Jetzt brauchten die Tiere mir bloß noch hundert Schritte näher zu kommen — da krachte Eriks Büchse. Das Rudel schreckte, zog ängstlich hin und her, sicherte und wurde endlich flüchtig. Ein Stück lahmte und trennte sich von den andern. Es war stark, aber nicht tötlich verwundet und suchte so gut wie möglich zu entrinnen. Zu meiner Freude kam es dabei mir gerecht; ich schoß und sah es im Feuer zusammenstürzen. Auf diesen zweiten Knall zog das flüchtige Rudel quer durch Sumpf und Moor dem höhern Gebirge zu und war alsbald unsern Blicken entschwunden.

Jetzt sprangen wir freudig empor und reckten und dehnten die gleichsam gelähmten Glieder; dann eilten wir nach der erlegten Beute hin. Eriks Kugel hatte den Vorderlauf zerschlagen, die meinige war genau auf das Blatt gekommen. Wir weideten das Wild aus, schnitten uns den Vorderlauf ab, wühlten in der Halde eine Grube aus, legten das Tier in dieselbe und deckten es sorgfältig mit Steinen zu, um unsern früheren Mitjäger nicht zu versuchen. Nun nahmen wir einen kräftigen Imbiß ein und traten hierauf unsern Rückweg an. Nach fast vierstündiger Wanderung erreichten wir todmüde Fogstuen.

Am andern Morgen zog Erik mit einem Pferde aus, um die Jagdbeute heimzuschaffen. Er sah das Kalb des Alttieres auf dem Sterbefelde seiner Mutter, von dem übrigen Rudel aber keine Spur mehr.

11. Eine Rose des Morgenlandes.

Schon mehrere Jahre sind vergangen, seit ich den letzten Becher aus den Fluten des Nils zum Abschied trank, und noch immer habe ich die Wahrheit des arabischen Wortes: „Wer einmal den Nil gekostet hat, dem läßt die Sehnsucht keine Ruhe, bis er wiederkehrt zu seinen palmenbestandenen Ufern“, nicht durch die Tat beweisen können, so gern ich auch wollte. Hundert Bande, die zu sprengen ich zu schwach bin, fesseln mich in der Heimat. Nur der Geist kann sich ergehen auf jenen Lichtgefilden des Morgenlandes, die mir lieb und teuer geworden sind wie die Stätte meiner Geburt. Gar oft will mir ein eignes Sehnen im Herzen sagen, daß jene Länder mir zur zweiten Heimat geworden seien;

denn niemals habe ich es vermocht, diese Sehnsucht von dem bittersüßen Heimweh zu unterscheiden.

Ich sehne mich aber nicht bloß nach den Ländern im Osten, sondern auch recht innig zuweilen nach Menschen, lieben, guten Menschen von dorther, die mir einst teuer und wert waren. Gar befreundete Gestalten treten vor mein inneres Auge, wenn ich das alte, zerlesene Buch meiner Erinnerungen wieder aufschlage. Jedoch ist unter ihnen allen kaum eine, die sich mit der einen Rose vergleichen ließe. Ihr Duft hat mich eine Zeitlang berauscht und weht heute noch oft herein in meine Gedanken und Träume. Es war ein frisch-milder, lieblich-wohliger Duft, den jene Rose verstreute, und heutzutage noch kann ich traurig werden, wenn ich an sie denke. Wenn ich doch einmal mir die Brust schmücken könnte mit dieser Rose!

Ich war in den Tagen, von denen ich reden will, ein munterer Bursche von kaum mehr als zwanzig Jahren, der trotz mancher sehr ernsten Erlebnisse lustig in die Welt hinaussah und fröhlich-übermütig alle übrigen Adamskinder nur als Gegenstände seiner Heiterkeit oder seines Spottes betrachtete. Ein hübsches Stückchen Erde hatte ich bereits gesehen; mit verschiedenen Völkern hatte ich mich vertraut gemacht. Italienisch und Arabisch, die beiden Hauptsprachen für den europäischen Reisenden, waren mir geläufig geworden. Da führte mich mein unstetes Jägerleben auch nach einer der bedeutendsten Städte des unteren Ägyptens, in deren Nähe ein großer, jagdreicher See sich ausbreitet. Die Stadt liegt reizend. Ein Arm des Nils geht mitten durch sie hindurch, Palmenwälder umhegen sie, und in nicht allzu großer Ferne bildet ein Stückchen Meer den prachtvollen Rahmen zu dem am wenigsten anziehenden Teile des Rundbildes, das man von den platten Dächern der höheren Häuser der Stadt genießt. Man hatte mir in Kairo Empfehlungsbriefe an einige der reichsten und deshalb angesehenen christlichen Bewohner der Stadt mitgegeben, die mir sogleich nach meiner Ankunft eine Wohnung verschafften, wie ich sie gern habe. Kahil, so hieß mein Gastfreund, räumte mir und meinen Dienern mehrere Zimmer in einer alten „Wekahle“ ein, die nur von Christen bewohnt wurde.

Um meinen deutschen Lesern die nötige Beschreibung dieser Wohnung zu geben, muß ich wohl erst sagen, daß „Wekahle“ eigentlich ein verwaltetes Gut bezeichnet, gewöhnlich aber als Benennung eines großen Gebäudehaufens gilt, dessen untere Räumlichkeiten Warenlager sind, während die oberen von verschiedenen Familien bewohnt werden. Meist

sind diese Wekahlaht schon alt und mehr oder weniger zerfallen. Im Hofe gibt es ein wirres Durcheinander von Gängen, Türen, Winkeln, Ecken, in der Höhe malerische Erker mit kostbarem alten Gitterwerk, in dem der ganze, große Reichtum einer arabischen Künstlerseele sich geltend gemacht hat, jetzt aber einzelne Stäbe oder größere Teile herausgebrochen sind, gleichsam um ein Malerauge noch unwiderstehlicher zu fesseln, als es ohnehin geschieht. Dazu fällt nun das reiche Licht des Südens auf Mauer und Wände und webt und dichtet mit den alten Gittern, Erkern, Ecken, Winkeln, Vorsprüngen auf den buntfarbigen Mauern Gemälde zusammen, deren Reiz so gewaltig ist, daß sie auch das trockenste Menschengemüt mächtig ergreifen.

In einem solchen Hause zu wohnen, ist ein gar eigner Genuß. Bald lacht die Sonne hell durchs Fenster herein ins altertümliche, arabisch-märchenhafte Zimmer, bald wirft sie nur noch Streiflichter an irgendeine Wand desselben, bald schielt und schafft sie an einer andern Hofseite mit Schatten und Licht; bald läßt der Wind den ziemlich einsam Hausenden durch die sich sanft und anmutig neigenden Palmenhäupter, die überall hereinsehen, grüßen; bald fesselt ein morgenländisches Menschengetriebe unten im Hofe die Aufmerksamkeit. Nach des Tages ununterbrochenem Wechsel haucht dann das Abendrot noch seine duftigen Farbentöne über die Halbtrümmer, und der Mond versucht es, das in Silber nachzumalen, was die Sonne in glühenden Goldfarben mit südlicher Meisterschaft vorgemalt hatte. Dann wird es still genug, um die Klänge des „Soht“, einer Art liegender Harfe, zu vernehmen, welche die einfache, wehmütig ernste Weise begleiten, in die ein schmachtendes oder stillbeglücktes Menschenherz irgendein Schasol einhüllt, weil dieses schier allzu reich ist an Pracht und Fülle des Gedankens, Lieblichkeit und Anmut des Wortes, als daß es so unverhüllt seine berauschenden Blüten entfalten könnte. In einem derartigen Hause wohnte ich.

Meine Wohnung war von den übrigen streng geschieden. Wenn man von der Straße aus durch das große Hufeisenbogentor hereintrat, kam man in eine Art Vorhalle mit einer prächtig alten, zerfallenen Holzdecke; zwei Treppen mit ziemlich unregelmäßigen Stufen führten rechts und links nach den oberen Geschossen. Man betrat nun einen breiten, durch Oberlicht erleuchteten Gang, in dem die Eingangstüren zu den einzelnen Wohnungen lagen. Die siebente oder achte Tür führte zu meiner Behausung. Diese war im ganzen einfach und klein. Eine Küche, ein Vorsaal und ein Zimmer lagen im ersten Geschoß, zwei Zimmer im zweiten.

Von hier aus stieg man vermittels einer Holztreppe zu dem platten Dache hinauf, das aber mit hohen Mauern umhegt war, und weiter zu einem Oberbau, von wo aus das Auge nicht nur alle Terrassen des Hauses, sondern auch einen großen Teil der Stadt und das weite, in Fülle schwelgende Flachland beherrschen konnte.

Was kümmerte es mich, daß allen früheren Bewohnern meines Hausteiles diese Höhe als heilige Stätte erschienen war, die ihr Fuß nicht zu betreten wagte, weil sie von dort aus leicht irgendeine Frau der Nachbarn gesehen haben könnten! Ich wußte, daß meine Nachbarn Christen waren und deshalb auf ihre Frauen unmöglich die eigentliche Bedeutung des Wortes „Harem“, d. i. das Unantastbare, angewendet werden konnte. Darum stieg ich unbesorgt allabendlich auf das Dach jenes kleinen Terrassenstübchens hinauf. Von da aber hatte ich eine so reizende Aussicht! Die Sonne ging jedesmal prachtvoll hinter einem dünnbestandenen Palmenwalde unter und malte dann immer einen so überaus herrlichen Goldgrund zu den Palmenbilde, daß jede einzelne Krone nicht nur scharf und deutlich davon abstach, sondern auch eine Farbe annahm, die mir so wunderbar vorkam, daß ich mich gar nicht satt sehen konnte. Und das war noch durchaus nicht das einzige, was ich sah. Jenes Zauberspiel des Lichtes, das ich im kleinen im Innern der Wekahle bemerkte, war auch über die Häuserreihen an beiden Ufern des Stromes verbreitet und dort von noch ganz andrer Wirkung; ich bin gar nicht imstande zu beschreiben, von welcher. Nur das kann ich sagen, daß die kühnsten Gebilde meiner Einbildungskraft noch unendlich weit von der Wirklichkeit übertroffen wurden. Jeder Abend dort oben webte mir neue, gleich bunte und gleich liebe Träume um das Herz, jeder Abend machte mir das Plätzchen teurer. Ich kannte zuletzt jeden Erker, ich wußte, wann dieser im Licht, jener im Schatten liegen würde; ich hatte die Barken auf dem Strome mit ihren weißen, dreieckigen, geblähten Segeln schon hundertmal gesehen; ich wandelte schon seit mehr als Jahresfrist unter Palmen, und doch konnte ich nicht von meinem Schausitze lassen. Das kam daher, weil mir eine innere Stimme dunkel andeutete, daß ich einstmals noch weit mehr von jenem Orte aus entdecken sollte, als bisher.

Eines Abends träumte ich wiederum still der eben geschiedenen Sonne nach. Von den Minaretts herab tönte noch die Mahnung des Muezzins an die Gläubigen, das Abendgebet zu sprechen. Deshalb war auch das Getöse der Stadt plötzlich verhallt, das Ticktack der Hämmer auf der nahen Werft mit einemmal verstummt.

„Hai âl el salah!" (Rüste dich zum Gebet!), sang der Verkündiger des Glaubens, und die meisten Gläubigen beeilten sich, der Aufforderung nachzukommen. Einige hatten die Wäsche bereits vollendet und lagen im Gebet auf den Knien, zuweilen sich erhebend, um wieder niederzufallen und die Stirne in den Staub zu drücken, zuweilen beide Arme ausbreitend und wieder die Hände zusammenhaltend, wenn sie das aufgeschlagene Buch des Propheten darstellen sollten, wie dies das Gesetz des Islams erfordert; die ausdrucksvollen Gestalten waren förmlich umflossen von dem Golde des Abends. Andre waren eben im Begriff, sich nach den vorgeschriebenen Regeln zu säubern, „um rein hinzutreten im Gebet vor Gott". Ein Andachtshauch ging durch die still gewordene Stadt; selbst die Palmenkronen bewegten sich nicht mehr. Ich aber lebte doppelt, denn ich wachte und träumte zugleich. Da wurden meine Augen von einem Bilde gefesselt, das ich dem Traume zuschreiben wollte, und mit Lust der Wirklichkeit zuschreiben durfte. Auf der nächsten Terrasse war eine Frauengestalt erschienen, so schön, so anmutig, so kindlich lieblich, wie ich sie bisher noch niemals erschaut hatte. Ich konnte mich nicht losreißen von ihr, und mußte sie anreden:

„Gebe dir Allah, der Erhabene, einen glücklichen Abend, Herrin!" rief ich ihr zu.

Sie erschrak und wollte sich das Gesicht mit dem Schleier verhüllen, hatte aber zum Glück dieses jetzt ganz entbehrliche Kleidungsstück unten vergessen.

„Warum, Herrin meiner Seele, erschrickst du? Und warum willst du mir das Licht des Vollmondes, deines Gesichtes, entziehen? Weißt du nicht, daß ich ein Franke bin? In meiner Heimat verhüllen die Wolken wohl oft die Sonne am Himmel, aber die Wolken des Schleiers nicht die Sonnen auf Erden. Ich bin gewohnt, unsern lieblichen Töchtern der Erzmutter Eva frei ins Angesicht zu schauen; warum willst du, Sonne, dich mir verbergen? Bist du nicht Christin?"

„Wohl bin ich Christin", erwiderte sie, „gelobt sei Gott und unser Herr; aber ich kenne noch keinen fremden Mann, der mein Gesicht gesehen hätte. Dein Land ist nicht mein Land, deine Sitte nicht meine Sitte, Herr! Im Lande der Franken ist die Frau frei, hier ist sie Sklavin; bedenke das, Guter! Möge deine Nacht glücklich sein!"

Sie wollte gehen.

„Halt, Herrin, warum willst du davon eilen? Hast du mich noch nicht gesehen?"

„O, schon sehr oft; gleich am ersten Tage deiner Ankunft sah ich dich und seitdem alle Tage."

„Nun wohl, fürchtest du dich vor mir?"

„Nein, aber die Sitte gestattet mir nicht, mit dir zu reden."

„Aber, Mädchen, ist denn die Sitte meines Landes nicht besser als die des Landes der Mohammedaner?"

„Gewiß, Herr; ich habe oft gewünscht, die Tochter eines Franken zu sein; denn ich liebe die Franken, weil ich weiß, daß ihre Männer anders sind als die unsrigen. Man sagte mir, daß ihre Frauen die wahren Freundinnen ihrer Männer wären; wir sind die Dienerinnen unsrer Herren!"

„Hast du denn einen Herrn, meine Herrin?"

„Nein, ich bin noch bei meinen Eltern. Doch glückliche Nacht!"

„Warum entfliehst du, Licht meiner Augen? Bleibe, ich bitte dich!"

„Ich darf nicht."

„So sage wir wenigstens deinen Namen, du liebliche Gazelle!"

„Ich heiße Warde."

„Willst du wieder hierher kommen?"

„Ich darf nicht. Gute Nacht, Herr!"

Sie war verschwunden. Ich wußte noch immer nicht, ob ich wachte oder träumte. Aber den Namen Warde hatte ich behalten, ich wußte genau, daß er „Rose" bedeutet; denn ich verspürte den Duft dieser Rose — im Herzen. Ich hätte ja nicht einundzwanzig Jahre alt sein müssen! Zwar dachte ich an eine andre Blume in der Heimat, von der ich oft gemeint hatte, daß sie einmal für mich allein blühen werde. Aber diese Blume war, seitdem ich die Rose des Morgenlandes gesehen hatte, fast verblichen. Ich entwarf Pläne, mich in das Haus meines Nachbars einzuschmuggeln, die Mauer zu übersteigen, die mich von der mir zum Rosengarten gewordenen Terrasse trennte. Ich dachte plötzlich an Hierbleiben und Hüttenbauen, kurz an alles, woran ein junger Mann unter derartigen Umständen denken kann. Vorerst aber beschloß ich, abzuwarten, was der folgende Abend bringen würde.

Er kam und brachte mir wirklich meine Rose! Kindlich aufrichtig erzählte mir Warde, daß sie nicht habe kommen wollen, aber ich sei auch nicht wie die andern fremden Männer. Das möge wohl daher kommen, daß ich ein Franke sei. Dann fragte sie mich, was ich von ihr wolle.

„Reden will ich mit dir, Gazelle; meine Augen bedürfen ihres Lichtes; meine Seele bedarf des Hauches ihres Lebens; die Muscheln meiner Ohren sind bereit, die Perlen deiner Worte in sich aufzunehmen."

Ich wollte noch weit mehr sagen, aber ich bemerkte, daß es zweierlei Sprachen gibt im Leben. Vorher hatte ich mir eingebildet, recht gut Arabisch sprechen zu können; jetzt sah ich, daß ich gar nichts von der Sprache verstand als die allergewöhnlichsten Worte. Ich quälte mich mit Versuchen, die Gedanken auszudrücken, die mir eine Wortfülle brachten, wie nie zuvor, aber doch nur eine Fülle deutscher Worte. Das, was ich eben gesagt hatte, war mir kurz vorher von einem weisen Scheich gelehrt worden, mit dem ich eiligst Freundschaft geschlossen hatte. Aber der Unterricht dieses edlen Mannes reichte ja nicht zum hundertsten Teile aus. Ein Glück nur, daß er mir gesagt hatte, „Habihbti" bedeute „meine Geliebte". Ich radebrechte also flugs weiter:

„Ich wünsche, o Rose, du bist Habihbti."

Sie lächelte. Dann fragte sie ernsthaft:

„Bist du verheiratet, Herr?"

„Nein, Warde."

„Hast du eine angelobte Braut?"

„Nein."

„Hast du Eltern?"

„Gott sei Dank, ja."

„Hast du Schwestern?"

„Ja, eine einzige; aber sie ist weit, weit von mir, und meine Eltern auch und alle, die ich liebe; ich bin ganz allein hier in der Fremde."

Bedauernd sagte sie:

„Ja, Miskhihn (du Armer)!" — Dann setzte sie hinzu: „Wohl, so will ich deine Schwester sein; nenne mich Schwester, ich werde dich Bruder nennen!"

Nun folgten schöne, herrliche Tage oder vielmehr Abende. Ich lernte verstehen, was das Wort „Leïla" (Nacht) bedeutet. Es klingt mir noch heute wie Musik, wenn ich es höre. Ich sah Warde allabendlich; der Vater mochte schmollen, die Mutter grollen wie sie wollten, sie erschien doch. Ich nannte sie Schwester, aber ich durfte sie auch Habihbti nennen, sie nannte mich ja auch zuweilen „Habihbi". Und das Wort schien mir das schönste, wohllautendste der arabischen Sprache zu sein. Der Scheich lehrte mich Worte, wie sie in seinen Büchern standen; Warde lehrte mich solche, wie sie das frisch erblühte Leben bedurfte. Die Rose duftete für mich; ich durfte ihren Duft einsaugen, denn ich durfte meine Brust mit ihr schmücken. Ich war glücklich — und lernte alle Tage besser Arabisch. Wie ein Kind, sie war noch fast ein solches, freute sich

das liebliche Mädchen, als ich ihr einst Hafisees Worte, die mich der Scheich gelehrt hatte, ohne Anstoß vortrug:

„Salah âle lillahi, ila jâmel el johm wu el leïla,
Wodjak, ja nuhni, el johm, wu schahrak, habihbti, el leïla!"

zu deutsch:

„Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Den Tag, dein Antlitz, und dein Haar, die Nacht!"

Aber die Tage flogen dahin; die Pflicht gebot mir zu scheiden. Ich sagte es Warde lange vorher und betrauerte jetzt den Abend, an dem ich sie zuerst gesehen.

„Die Betrübnis ist eingezogen bei uns, und der Schmerz ist zwischen uns getreten, mein Bruder, mein Freund, mein Herr", sagte sie mir; „doch du kannst mich ja mit dir nehmen, o Lust meiner Seele!"

„Nein, Warde, das kann ich nicht!"

„Und warum nicht, Herr?"

„Weil ich nach Ländern ziehe, in denen die Erde Feuer, der Wind eine Flamme ist; in denen die Luft zum Gifthauche und die Sonne zur Qual wird; in denen selbst der Mond ein Feind des Menschen ist. Ich muß und will nach dem Lande der Schwarzen gehen, und du weißt ja wohl, was das bedeutet. Du duftige Rose aus dem blühenden Garten deines schönen Landes würdest verwelken in jener Glut; du liebliche Gazelle würdest verdursten in dem Feuer der Wüste; dein Leib würde versiechen unter dem Gifthauche des Windes. Weiß ich doch nicht, ob ich selbst wiederkehren werde aus jenen Ländern, und ich bin ein Mann und gewohnt, Beschwerden zu ertragen!"

„O, du irrst, Herr", erwiderte sie, „du irrst, wenn du glaubst, eine solche Reise besser ertragen zu können als ich. Du bist ein Fremder hier im Lande; dich haßt nicht bloß das Volk der Länder, nach denen du ziehst, dich hassen auch dort die Sonne und der Mond, der Wind und die Erde. Dein Haupt wird der Wind beugen, dein Auge wird die Sonne blenden, deinen Leib wird ihre Glut austrocknen, deine Nacht wird der Mond zur Hölle machen. Ich bin eine Tochter des Landes, das der Strom durchfließt; soweit seine Quellen reichen, dehnt sich meine Heimat. Diese Sonne glühte in der Stunde meiner Geburt; dieser Mond beleuchtete die erste Nacht meines Lebens. Meine Brust ist geschützt wie die des persischen Kriegers gegen den Giftpfeil des Windes; du aber wirst erkranken und verwelken, und niemand wird bei dir sein und für dich beten! Oder glaubst du, daß deine schwarzen Diener an

deinem Lager warten werden? Wären sie gute Menschen, hätte Allah ihnen nicht ein schwarzes Gesicht gegeben; so schwarz als dieses ist auch ihr Herz. Darum laß mich mit dir gehen, ich folge dir bis ans Ende der Welt. Ich will dir dienen, wenn du gesund bist, und dich pflegen, wenn du erkranken solltest; ich will dir Schafelaht singen, wenn du fröhlich bist, und dich trösten, wenn du traurig bist. Nimm mich mit dir, Chalil, mein Bruder, mein Freund!"

„Seele meines Lebens, ich kann, ich darf nicht. Es wäre Sünde an dir und deinem Leben, Habihbti! Und dann, wie soll ich dich mit mir nehmen, Warde?"

„Als dein Weib, Mann!"

„In meinem Lande heiratet man nicht so früh. Ich zähle noch zu wenig Jahre, als daß ich dich meine Frau nennen dürfte; das bedenke, o Gute!"

„So nimm mich mit dir als deine Dienerin, als deine Sklavin; befiehl mir, was ich sein soll, ich werde dir gehorchen, Herr, ich stehe auf deinem Eigentum."

„Es geht nicht; es ist unmöglich, Warde", sagte ich traurig; „es wäre eine Sünde an dir. Denke an mich, wenn ich in der Fremde bin!"

„O, du wirst meiner gedenken, wenn das Unglück in dein Zelt tritt und die Krankheit sich auf dein Lager legt!"

„Ich werde deiner immer gedenken, Warde!"

Sie antwortete nichts mehr; sie weinte. Auch später bat sie mich nicht mehr, sie mit nach dem Sudan zu nehmen; aber wenn ich sie sah, bemerkte ich Tränen in ihren Augen: Himmelstau auf der Rose! Endlich mußte ich von ihr scheiden. Der Abschied brachte mir alle Trauer, die in diesem Worte liegt.

„Allah behüte dich und Issa (Jesus) sei mit dir, du lieber, böser, fremder Mann!"

Das waren die letzten Worte, die ich von ihr vernahm.

Ich nahm einen arabischen Lehrer an und lernte mit wahrer Hast Arabisch, um ihr schreiben zu können. Oft habe ich ihr geschrieben, doch niemals erhielt ich Antwort von ihr. Nach ihr zu fragen, verbot mir die Sitte des Landes. Wen hätte ich auch fragen sollen?

Ob sie wohl noch blühen mag, diese Rose? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß sie mir heute noch blüht, wenn mich der Wohlduft einer Rose anweht; und ich liebe darum diese Blume über alles . . .

12. Zwei Weihnachtsabende.

Wir alle empfangen jedes Jahr das Christkind in unserm Herzen, mögen sich unsre Anschauungen verändert haben, wie sie wollen; wir alle werden wieder zu Kindern, und wäre es nur für Minuten! wenn der Kinder Christnachtsfreude auch in uns erglüht! Das habe ich nirgends lebendiger gefühlt als in der Fremde, wenn der Kalender mir sagte, daß heute daheim die Lichter flimmerten und leuchteten hinein, tief hinein in tausend Kinderherzen! Ich verspürte dann immer eine Weiche im Gemüt, wie sie wohl Kinder haben; ich empfand eine Sehnsucht, ein wahres Heimweh nach dem Vaterhause, daß ich über mich fast hätte zürnen mögen, wenn ich es nur gekonnt hätte. In gar verschiedenen Städten, unter gar verschiedenen Menschen habe ich die liebe Christnacht gefeiert; zweimal aber hat sie mich ganz besonders ergriffen. Der eine Weihnachtsabend gellt mir noch heute wüst und hohl in meine Erinnerung herein, der andre klingt mir voll und gewaltig in der Seele wider. Ich will beide zu schildern versuchen.

Wir waren in Madrid, alleinstehend und unbekannt in der großen Stadt, durchkältet an Leib und Seele von der hier wegen jeglichen Mangels an Schutz doppelt fühlbaren Rauheit der Jahreszeit und den gemütsleeren Großstädtern. Wir suchten und fanden nur in der Erinnerung ans liebe Deutschland Ruhe und Glückseligkeit. Wir konnten uns keinen Christbaum anzünden, so gern wir es auch gewollt hätten. Aber in unserm Innern brannten dessen Lichter hell und freundlich schon lange vor dem Feste, das wir in der Kirche zu begehen beschlossen hatten. Der von so vielen kleinen und großen Kindern herbeigesehnte Abend brach endlich herein. In den Straßen der Hauptstadt des christlichen Spaniens wogte von Sonnenuntergang an die Menge auf und nieder, „um das Christkind zu empfangen“. Sie suchte sich gegenseitig zu ergötzen und zu überbieten in ihrer Freude. Männer und Frauen durcheilten in Scharen die Straßen und schrien und jubelten, aber nicht wie gesittete Menschen, sondern wie Barbaren. Beide Geschlechter hatten sich mit Trommeln, Tamburins, alten Kochtöpfen, blechernen Pfannen und Pfeifen ausgerüstet und handhabten diese Lärmwerkzeuge genau in derselben Weise, wie bei uns zulande die Dorfjugend ähnliche in der Walpurgisnacht, wenn sie im kindlichen

Übermute die alten Hexensagen nicht verschallen lassen und die zur Teufelshochzeit Fahrenden vertreiben will mit Geschrei und Trommeln und Schießen und Feuerschein. Dabei waren alle Weinkneipen und Branntweinläden weit geöffnet, und die Hefe der Hauptstadt gärte in deren Türen. Immer größer, wüster und abscheulicher wurde der Lärm. Betrunkene Weiber suchten es den berauschten Männern gleichzutun im Trommeln, Rasseln, Pfeifen und Schreien; die Kinder folgten dem Beispiel ihrer Eltern. Wer ohne jene Tonwerkzeuge war, schrie und brüllte wenigstens. Und eins der Lichter des Christbaumes in unserm Herzen verlosch nach dem andern.

Gegen Mitternacht versammelte sich die Menge in dichten Gruppen vor den Kirchtüren, die geschlossen und mit Soldaten besetzt waren, und lachte oder schrie, trommelte und rasselte noch ärger als zuvor oder riß wohl auch gemeine Späße mit den anwesenden Frauen. Dazu wurden die Glocken in der hier gewöhnlichen Weise geläutet: mit einzelnen schnellen Schlägen, wie bei uns zulande bei Gefahr und Not, und nicht vereint, sondern jede einzelne für sich in wirrer, mißhelliger Folge mit andern. Das Glockengeläute in Spanien hat mich stets empört; denn es ist eigentlich nur ein schändliches Mißbrauchen der herrlichen, so eigentlich christlichen Klangwerkzeuge. Heute aber verletzte es mich mehr als je. Der Kindheit Dichtung, der Heimat Sehnen und der Heimat Bild, die Glockentöne in der Fremde in mir zu erwecken pflegen, mußte vor diesen grausigen Tönen dahinschwinden. Ich wunderte mich nicht mehr darüber, daß nur im deutschen Herzen Glockentöne zum erhabenen Liede erblühen konnten. Ich sah ein, daß nur ein in Deutschland Geborener Schillers Worte verstehen konnte, niemals ein Spanier; denn ich selbst verstand in Spanien die Glocken nicht mehr.

Mit dem Schlage zwölf wurden die Kirchtüren geöffnet, und das außen versammelte Volk stürzte sich nun in das Innere des Gotteshauses. Wir folgten ihnen ernst und stumm; denn es war uns gar zu eigen zumute geworden. Doch sollte es noch anders kommen. Wir wunderten uns nicht wenig, als wir im Innern des Gotteshauses Polizeibeamte stehen, Bajonette blitzen sahen. An jedem Pfeiler standen zwei Soldaten mit Gewehren. Durch die Mitte des Schiffes aber zog sich eine dichte Reihe derselben, dazu bestimmt, um die zum Beten hierhergekommenen Männer von den Frauen abzuhalten!

Ich wurde durch die Anwesenheit der Soldaten schreiend verletzt im innersten Herzen. Aber ich wußte ja nicht, daß man in diesem Jahre

dem Volke zum erstenmal verboten hatte, den barbarischen Lärm von den Straßen in der Kirche fortzusetzen, wie es sonst zu tun pflegte. Und in der Tat waren Soldaten nötig, den Trommelschlag und andern Tonmißbrauch auf die Kirchtüren zu beschränken, durch die er noch immer hereinklang ins Heiligtum. Es waren Soldaten nötig, Störungen der Messe zu unterbrechen; denn verhindern konnten sie diese nicht. Man lachte, witzelte und lärmte auch in der Kirche fort, und alle Wachen waren nicht imstande, die Ruhe herzustellen. Ja, als dann die jubelnden Worte des „gloria in excelsis Deo“ kamen und von rauschender Musik begleitet wurden, da zogen einige der Männer trotz der Soldaten Tamburins unter den Mänteln hervor und schlugen diese und klapperten mit ihnen, als hätten sie einer Tänzerin den Takt anzugeben. Die große Menge belohnte diese Unberufenen mit einem schallenden Gelächter und murrte gewaltig, als man jene festnahm und entfernte; denn sie verstand ja weder das pfäffische Geplärr am Altar, noch die Worte der Sänger im Chore, welche die Trommelschläger begeistert hatten. Mehrere Male noch wiederholte sich ähnlicher Unfug. Ich war froh, als die Messe endlich zu Ende ging.

Eilig kehrten wir nach unserm Stübchen zurück und verschlossen sorgfältig dessen Türen und Laden, um nur den Lärm nicht mehr zu hören, der uns unsre Weihnachtsstimmung so arg verbittert hatte und immer noch fortdauerte. Und erst dann, als wir allein im Stübchen waren, wurde es uns wieder wohl im Innern. Ich aber gedachte einer andern Weihnachtsnacht, die ich vor Jahren gefeiert, und begann zu vergleichen. Über Meer und Länder hinweg, durch vergangene Jahre hindurch trug mich die Erinnerung. Ich befand mich wiederum im inneren Afrika und durchlebte noch einmal die dort gefeierte Weihnacht.

Auf einem der Hauptströme des Nils, mitten im Urwalde, lag unser kleines Boot. Wir hatten den ganzen Tag über gejagt, gearbeitet, beobachtet, Neues entdeckt, Wunder erschaut und darüber alles, selbst die Heimat vergessen, mitten in der Einsamkeit. Der Weg überall pfadlos, denn eine dicke Decke abgefallenen Laubes und aufschießenden Strauchwerks bedeckt alles, oft schwer gangbar wegen der mächtigen Wurzeln der Baumriesen und wegen der am Boden liegenden gewundenen Stämme der Lianen. Vermodernde Wurzelstöcke gefallener Bäume bilden mit Mulm ausgefüllte Löcher, in die wir wie in eine Fallgrube nicht selten hineinstürzten. Baumfarne mit herrlich gefiederten Blättern beleben feuchte Schluchten und Waldlichtungen.

Als aber die Sonne sich neigte, als sie das Gold des Abends unter das hundertfach verschiedene Blattgrün der Baumkronen webte, als das Kreischen der Papageien verstummt war und die Affenscharen tanzend von Baum zu Baum gaukelten, um sich, von dem Gegurgel des Ältesten und Stärksten der Bande geleitet, eine sichere, hochgewipfelte Mimose zur Nachtruhe auszuwählen, als der prächtige Seeadler drüben am andern Ufer des Stromes, der mir immer wie eine wunderschöne Blüte seines grünen Ruhesitzes erschienen war, seinen blendend weißen Hals zusammenzog, als die zwei Riesenkrokodile auf der uns gegenüberliegenden Sandbank ihren von der Sonne durchglühten Panzer wieder im lauwarmen Strome zu kühlen gedachten, als die Nacht sich herabsenkte, friedlich, mild, heiter und herrlich, wie immer, da flogen unsre Gedanken über Land und Meer, durch Steppen und Wüsten unaufhaltsam der teuren Heimat zu. Und wie auch die Nacht schmeichelte und uns liebkoste, es wollte ihr nicht gelingen, des Herzens Sehnen zu beschwichtigen.

Wir hatten uns Punsch bereitet und die Pfeifen mit dem köstlichsten Tabak der Erde, dem unvergleichlichen Djebeli, gefüllt, aber „die Wolken des Rauches wollten die Wolken der Schwermut“ uns nicht vom Herzen nehmen. Die Gläser blieben ungeleert und unsre Herzen ungefüllt. Unser Türke sang seine prächtigen Minnelieder in tonreichen Weisen, aber auch sie wollten uns nicht erheitern. Der Urwald selbst mußte sprechen, um uns ihm und uns selbst wiederzugeben, und er tat es auch. Er ließ uns unsre trüben Gedanken, unser Sehnen und unser Heimweh nicht länger.

Plötzlich schmetterten helle, kräftige Trompetentöne durch die bisher so stille Nacht. Sie kamen vom andern Ufer herüber. Das Geschwätz der Diener und Matrosen verstummte augenblicklich und alle lauschten wie wir. Von neuem schmetterte es zu uns herüber. „El Fiuhl, el Fiuhl! — Elefanten, Elefanten!“ — jubelten die mit den Tönen Vertrauten. Ja wahrhaftig, es waren Elefanten, die drüben zum Fluß gingen; nur von ihnen konnten solche Klänge herrühren, und heute vernahmen wir sie zum erstenmal; die Christnacht wollte auch uns nicht unbeschenkt lassen. Aber nicht allein sie, die Waldriesen, ließen sich vernehmen, ihr Geschmetter sollte vielmehr gleichsam nur das Zeichen sein zum Beginn des nun laut werdenden, beinahe schauerlichen, aber doch unendlich großartigen Nachtkonzerts. Der König des Waldes donnerte durch sein Reich, seine Königin antwortete, tiefes Schweigen folgte, jedoch nur für kurze Zeit. Ganz in der Nähe unsres Schiffes

hob ein Nilpferd seinen Kopf aus dem Wasser und brummte, als wolle es versuchen, mit der Löwenstimme zu ringen, ein Panther grunzte, erschreckt gurgelten die Affen auf, die Hyänen und Schakale übernahmen wie gewöhnlich den Chorgesang, die Eulen schrien dazwischen, auf der Sandbank klagte der Wogenpflüger der Nacht, der Scherenschnabel, und Silberglöckchen gleich erklang das Gezirp der Zikaden dazwischen, dumpfer der tiefe Ton der Waldfrösche. Es war ein wunderbares Tonstück, das wir hörten, und wunderliche Künstler führten es auf, aber es gab uns ganz dem Orte wieder und söhnte uns aus mit der Fremde. Wir lebten auf mit diesen Tönen der Nacht, die trüb gewordenen Augen glänzten wieder, und die Herzen schlugen hoch auf vor Freude!

Ich weiß es, welcher von beiden Christabenden würdiger gefeiert worden ist. Den einen in Madrid kann nicht einmal die Erinnerung zu einem erträglichen Bilde umgestalten, den andern im Urwalde malt sie von Jahr zu Jahr mit immer lebendigeren Farben aus.

Gedruckt
im Bibliographischen Institut
in Leipzig.